

HEYNE  
BÜCHER

Das Schwarze Auge

# DIE LEGENDE VON ASSARBAD

JÖRG RADDATZ



ROMAN

  
Schmidt  
Spiele

## Aventurien

heißt die phantastische Spielwelt voll kühner Abenteuer, Magie und farbiger Exotik, erschaffen von einem Spezialistenteam und ausgebaut von Tausenden begeisterter Spieler.

Es ist der Schauplatz des heute größten deutschen Fantasy-Rollenspiels

## Das Schwarze Auge

Die Romane der gleichnamigen Serie lassen uns diese Welt noch viel unmittelbarer und plastischer erleben.

»Seid gewarnt vor Assarbad!«

So klingt es in den Träumen des aranischen Prinzen Arkos. Doch wer ist die verschleierte Frau, jene Traumgestalt, die diese rätselhafte Warnung überbringt? Und was verbindet den vor Jahrtausenden verschollenen Magiermogul Assarbad mit dem gefürchteten Borbarad, einem anderen Schrecken der Vergangenheit, der bis in unsere Tage wirkt?

Prinz Arkos begibt sich auf eine gefährliche  
Queste.

ISBN N 3-453-09495-6



Heyne Fantasy  
Originalausgabe  
Best.-Nr. 06/6010

EIN HEYNE-BUCH



Das Schwarze Auge

JÖRG RADDATZ

# DIE LEGENDE VON ASSARBAD

*Zehnter Roman  
aus der  
aventurischen Spielwelt*

herausgegeben  
von  
Ulrich Kiesow



WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY

Band 06/6010

Redaktion: Friedel Wahren

Copyright © 1996

by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München  
und Schmidt Spiele + Freizeit GmbH, Eching

Printed in Germany 1996

Umschlagbild: Krzysztof Wlodkowski

Kartenentwurf (Seite 4): Ralf Hlawatsch

Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München

Technische Betreuung: M. Spinola

Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg

ISBN 3-453-09495-6

Ifrims Ocean

Yeti-Land

Riva

Norburg

Bornland

Orkland

Festum

Thorwal

Lowangen

Baliho

Warunk

Beilunk

Nostris

Havena

Mittelreich

Gareth

Perricum

Meer der Sieben Winde

Fasar

Zorsan

Kuslik

Vinsalt

Khunchom

Mherwed

Khom

Thalusa

Iuzak

Maraskan

Zyklopen-Inseln

Perlenmeer

Reich

Reich

Reich

Reich

Al'Anfa

Brabak

Altoum

Waldinseln

Aventurien

500 Meylen





## Prolog

»Da vorn!«

»Er ist bei der Eiche!«

»Dort läuft er!«

Die Jagdgesellschaft hatte ihre Beute erspäht, und so spontan, wie die Hatz begonnen hatte, verteilten sich die Jägerinnen - denn auch ihre Beute zog es fort von der feuerhellen Lichtung, hinein in den nachtdunklen Wald mit seinem Gestrüpp und seinem dichten Unterholz. Das Gelände bot viele Versteckmöglichkeiten, aber es war mit niedrigem Gestrüpp durchwachsen und hinderte am eiligen Vorankommen.

Doch allein eine schnelle Flucht konnte die Jägerinnen um den Erfolg bringen, denn sie waren zu viele und kannten den Wald zu gut, als daß sich irgend jemand oder irgend etwas längere Zeit vor ihnen zu verstecken vermochte. Schon von weitem hörte man das Brechen dürrer Zweige; es war Hochsommer, das Gestrüpp trocken, und die warme Luft trug Geräusche gut durch die Nacht. So nahmen viele die Jagd auch eher als willkommene Abwechslung - eine sanfte Brise hatte die Schwüle des Tages vertrieben, der Duft von Thymian und Lavendel umschmeichelte die Sinne, und bald machten viele Jagdtruppen mit

Scherzen und Gelächter mehr Lärm als die Beute.

Unter den vordersten Jägerinnen befand sich eine junge Frau, fast noch ein Mädchen, deren angespannter Blick das Jagdfieber verriet. Die langen roten Locken nachlässig im Nacken verknötet, streifte sie fast lautlos durch das Gestrüpp und achtete mit keinem Blick auf das seidene Ballkleid, das bei jedem Schritt von den Zweigen und Dornen weiter zerrissen wurde. Niemals weiter als einen Schritt von ihrer Seite weichend, glitt mit geschmeidigen Bewegungen ein ausgewachsener Gepard durch das Unterholz.

Doch inzwischen waren das Knacken und Prasseln verstummt. Anscheinend hatte sich die Beute gut verborgen, und alles schien auf ein langwieriges Abklopfen der Büsche hinauszulaufen. Allmählich ließ der Eifer der Suchenden nach. Einige hatten lauschige Stellen voller betörend duftendem Lavendelkraut entdeckt und stimmten sich lieber unter dem Mondlicht auf die kommende Festlichkeit ein, andere erinnerten sich, daß am Feuer wichtigere Dinge für die Hexenschaft Araniens behandelt wurden als ein unverschämter - und zudem ungeschickter - Späher am Waldrand. Wieder anderen wurde es bald langweilig, und sie kehrten zu ihren Schwestern ans Feuer zurück.

So blieben bald nur noch wenige Jägerinnen im dunklen Wald zurück.

Die junge Rothaarige erblickte die Beute als erste. Der Eindringling hatte sich hinter einem Dornenstrauch zusammengekauert und beobachtete einen

Trampelpfad, der unweit seines Verstecks durch den Wald führte. Die Hexe betrachtete ihn mit gekrauster Stirn. Er war noch ein Jüngling, gewiß keinen Tag älter als siebzehn Sommer, und voll ungerechtfertigten Vertrauens in seine Waldläuferkunst.

An nur einer Seite verdeckt, unweit vom vielbenutzten Pfad, sich trotz Dunkelheit mehr auf sein Augenlicht als das Gehör verlassend, fiel er selbst der unerfahrensten Jägerin zum Opfer fallen, die des Weges käme. Ohne besondere Mühe glitt die Rothaarige hinter ihn, bis sie seinen Rücken hätte berühren können, und schaute ihm mit angehaltenem Atem über die Schulter.

Tatsächlich näherte sich gerade, eher schlenkernd als schleichend, eine weitere Frau der kleinen Lichtung; doch der Späher schien nicht an Rückzug zu denken. Eine lautlose Beschimpfung murmelnd, trat die Jägerin zurück und schleuderte einen Pinienzapfen auf den Weg.

In der Stille klang das Platzen des trockenen Samenkorbs wie berstendes Holz. Schnell und recht gewandt richtete sich der junge Mann auf und floh auf dem Pfad weiter. Diesmal knackte kaum ein dürrer Zweig unter seinen Füßen.

Vom Splittern des Zapfens aufgeschreckt, blickte die Frau hoch: »Ach, du bist es, Mara. Ich dachte schon, ich hätte den Späher erwischt.« Mara lachte und warf eine rote Strähne in den Nacken. »Wer wollte das nicht, Yashendi? Ein Frevler bei unseren Feiern muß gefunden werden... Aber ich fürchte, da

müssen wir noch länger suchen. Hier fallen nur die Äste von den Bäumen.«

»Ach was, das Jagen nach den Männern will ich euch Jüngeren überlassen. Ich selbst habe ihn ja gar nicht gesehen, vermutlich ist er ein häßlicher, dummer Bauernbursche mit einem Gesicht wie eines seiner Schweine.« Lachend wandte die Ältere sich um und kehrte zur Lichtung zurück.

Nun konnte die Jagd ernsthaft beginnen. Der Jüngling war gut und sauber gekleidet gewesen, weit besser als ein Bauer aus dem Umland diesseits des Flusses. Eigentlich gab es nur ein einziges Ziel für ihn, und er würde nicht lange zögern, es anzusteuern. Daß er einen nicht geringen Vorsprung hatte, machte die Jagd nur verlockender.

Es kam wie erwartet: Schon ehe die Oberfläche des Barun-Ulah zwischen den Bäumen zu sehen war, drang das regelmäßige Tappen zweier eiliger Füße herüber. Die Beute hielt geradewegs auf das Ufer des größten aranischen Stroms zu und merkte nicht einmal, daß eine junge Frau mitsamt Gepard ein gutes Dutzend Schritt neben ihm durch den Wald eilte.

Jenseits des Flusses glänzten die Lichter Zorgans in einem weiten Bogen vom Spiegelpalast am nahen Meer bis zur der Zitadelle und spiegelten sich auf den Wellen. Zusammen mit dem Schein des Vollmonds reichte das Licht aus, den Weg des Fliehenden zu erhellen - vom Waldrand hinunter zum Strand, wo die Boote der satuarischen Festgesellschaft lagen und wohl auch sein eigenes Boot vertäut war.

Ein boshaftes Lächeln lag auf Maras Gesicht, als sie den jungen Mann zwischen zwei knorrigen Korkeichen hervortreten sah. Hier am breiten Uferstrand, wo weder Dornestrüpp noch Bäume im Weg waren, konnte sie ihrem Jagdpardel ein Spiel gönnen - doch fürs erste sollte sich die Beute in Sicherheit wiegen.

Der Späher war noch einige Dutzend Schritt vom Wasser entfernt, als Mara dem Gepard das Zeichen gab.

Einen Atemzug brauchte der junge Mann, um das Geräusch von Pfoten auf Sand zu bemerken, einen weiteren, sich umzudrehen und zu schauen, den dritten, um in hastiges Rennen zu verfallen. Er hatte gerade den Flutstreifen erreicht, als die Raubkatze auf seiner Höhe war.

Geparden schlagen ihre Beute, indem sie sie mit einem raschen Prankenhieb von den Beinen reißen - und so lag der Mann wenig später im Schlick, Kopf und Kehle mit den Armen beschützend.

Erst als der Biß ausblieb, öffnete er vorsichtig die Augen und blickte in das spöttische Gesicht der jungen Hexe. In ihrem zerrissenen Kleid, die kupfernen Haare wirr und zerzaust, die leicht schräggestellten grünen Augen katzenhaft leuchtend, wirkte sie wie ein ungezähmtes und gefährliches Raubtier aus der Wildnis - hier, keine halbe Ruderstunde von der arabischen Fürstenstadt entfernt.

Ihre Stimme aber war die eines jungen Mädchens, hell und rauh zugleich. »Du hast mir eine gute Jagd

geboten, Bursche, auch wenn ich dir erst auf die Sprünge helfen mußte...«

»Was habt Ihr mit mir vor? Ich habe nichts getan...!«

Maras Lachen klang spöttisch: »Natürlich wollen wir dich braten und auffressen, Schatz. Für das Einsperren und Mästen fehlt uns leider die Zeit.«

Das Gesicht des jungen Mannes drückte solches Entsetzen aus, daß Mara nur um so mehr lachen mußte. »Unsinn - was hast du für Geschichten gehört? Du wolltest uns besuchen und bist sofort wieder davongestürzt, als wir dich entdeckten. Also wollen wir dich einfach noch einmal näher anschauen.«

Mit einem überraschend kraftvollen Griff half die Hexe dem Jüngling auf die Beine - nicht ohne weiterzuspotten. »Da wir jetzt doch zum Feuer zurückgehen, hättest du dir den Weg besser gar nicht gemacht. Ich habe ja gesehen, daß du nicht gut zu Fuß bist - stolperst über einen faulen alten Kater, der im Weg liegt!« Das wütende Knurren des Geparden entlockte ihr nur ein fröhliches Kichern.

Die schmale Hand auf seine breite Rechte gelegt, führte sie ihn wieder zwischen den Eichen und Zypressen des Waldes hindurch. »Wenn du magst, kannst du ein weiteres Mal ausreißen: Shiko und ich sind noch nicht allzu erschöpft.«

Ohne ein Wort und ohne Fluchtversuch war er ihr gefolgt, und in überraschend kurzer Zeit hatten sie auf dem Pfad wieder die Lichtung erreicht. Das lodern- de Feuer war ein wenig heruntergebrannt, und die

Debatten über die Zukunft der Schwesternschaften neigten sich dem Ende zu. Jedenfalls hatte eine hochgewachsene Frau mit tiefschwarzem Haar sich bereits erhoben und schlenderte umher, gefolgt von einem halben Dutzend Hexen, die eifrig ihren Worten lauschten.

Jede Hexe des aranischen Zirkels kannte diese Mitschwester von hochadligem Blute, großer magischer Macht, und niemand sann darauf, es sich mit ihr zu verderben - zumal selbst die wildeste Junghexe und das versponnenste Kräutermütterlein wußten, daß die Schwarzhaarige nur noch auf den Tag wartete, da ihr das Amt der Oberen zufallen würde...

Neben der gertenschlanken hohen Gestalt mit dem schönen Tulamidengesicht und den tiefschwarzen Augen, die ohne Zwinkern jede kleine Bewegung zu erfassen schienen, wirkte die zierliche Mara eher wie eine zerzauste Scheunenkatze denn wie ein Raubtier aus dem Wald.

Mit einem huldvollen Lächeln empfing die Adlige sie wie eine Untertanin. »Wen hast du uns denn da mitgebracht Mara? Den Knaben, der solchen Aufruhr unter den Schwestern erregt hat?«

Die Angesprochene nickte: »Ich habe ihn kurz vor dem Fluß eingefangen, Schwester.« Die fröhliche Ausgelassenheit der anderen Gruppen war hier fehl am Platze - und trotz aller herrschenden Freundschaftlichkeit nannte keine junge Hexe diese Frau beim Vornamen.

Ohne der Jägerin viel Aufmerksamkeit zu schen-

ken, betrachtete die Edeldame den Gefangenen näher - seinen widerspenstigen rotblonden Schopf, das dreckverschmierte sommersprossige Gesicht, die schmutzige, einstmals vornehme Jagdkleidung. Mit knappen, gemessenen Bewegungen streifte die schlanke Gestalt in dem knöchellangen engen Kleid den perlenbesetzten Handschuh ab und begann nachlässig, Fragen zu stellen.

»Du weißt, daß du in ein fürstliches Jagdrevier eingedrungen bist, Junge?«

Der Bursche errötete wie ein ertapptes Kind und schwieg, den Blick auf den Boden gerichtet.

»Wie ist dein Name, Junge?«

Zum ersten Mal schaute er auf. Die Frage schien ihm unverfänglich. »Bernfried.«

»Garethier also?«

»Nein, Aranier.« Seine Miene glättete sich sichtlich.

»Aber garethischer Herkunft«, konstatierte sie. »Die wissen nicht, wo ihr Platz ist.«

Sein empörter Blick sprach Bände, aber auch die umstehenden Hexen warfen sich verwunderte Blicke zu.

Die meisten waren als Frauen, Hexen, Aranierinnen hier und gaben wenig auf die Herkunft oder den Unterschied zwischen den Tulamidya und Garethi Sprechenden.

Doch schon fragte die Schwarzhaarige weiter. »Und was führt dich hierher... Bernfried?«

Nach kurzem Abwägen verzog sich Bernfrieds

Mund zu einem trotzigem Grinsen. »Ich wollte schöne Frauen sehen!«

Die strenge Miene der Frau wich einem Lächeln. »Du hattest Grund, hier solche zu erwarten?«

Fast mitleidig schaute der Junge sie an. »Das weiß doch nun wirklich jeder, daß hier in Sommernächten die Hexen nackt ums Feuer tanzen!«

Ehe die vornehme Frau antworten konnte, reagierte Mara voller Spott. »Das ist aber sehr unhöflich, Bursche. Erst kommst du bekleidet zu den erhofften Nackten, und dann versaust du dir deine Kleidung wie ein Selemferkel.«

Zornig über die Unterbrechung, warf die Adlige der jungen Rothaarigen einen frostigen Blick zu. Doch dann erwärmte sich ihre Miene wieder, wie dunkle Glut glomm es in ihren Augen, und erneut lächelte sie. Als sie sprach, lag allerdings Eis in ihrer Stimme. »Hast du nicht gehört, Junge? Zieh dich aus!«

Auf Bernfrieds überraschten Blick hin klopfte sie sich ungeduldig mit dem Handschuh auf die Handfläche. »Worauf wartest du noch? Wir wollen dich nackt sehen.«

Es war nicht nur Angst, daß sein Kehlkopf rasch auf und ab glitt, während er die verschmutzte Kleidung abstreifte, und als er nackt vor den Frauen stand, zitterte er nicht nur vor Kälte.

Natürlich hatte die Adlige es bemerkt. »In einer solch schönen Sommernacht ist dir kalt? Dann hast du wohl kaum Erfahrung darin, dich nackt zu

zeigen.« Ihr Blick wurde verächtlich. »Hast du überhaupt eine Liebste, Bernfried?«

Der junge Aranier genoß das unverhohlene Starren der Frauen sichtlich. »Eine...? Mit einem halben Dutzend kann ich es schon aufnehmen!«

»Es sieht ganz danach aus. Dann bist du der Hahn im Korb bei euch im Dorf?«

Bernfried schnaubte durch die Nase. »Meine Mutter ist Ritterin auf Gut Dreiweizen bei Zorgan!«

In gespielen Erstaunen riß die vornehme Dame die schwarzen Augen auf und trat einen Schritt näher, so daß nur noch Armeslänge sie von dem nackten Burschen trennte und sein weinschwerer Atem zu ihr herüberwehte. »Ein echter Adelssohn bist du? Der sich mit Ritterlichkeit und Etikette auskennt?«

Mit hochmütigem Gesichtsausdruck, als wolle er auf die größere Frau hinabschauen, lächelte er zustimmend.

Es wirkte locker und verspielt, als sie ihm ihren Handschuh ins Gesicht schlug, doch seine Wange zeigte rotgeränderte helle Striemen im Feuerschein, und in seinen Augen schimmerte es feucht. Hart fuhr sie ihn an: »Und dann weißt du nicht einmal, wie man mit einer aranischen Dame spricht, Garethier?«

Bernfrieds Kehlkopf tanzte, als er antwortete. »Doch.«

Dem zweiten Schlag war anzusehen, welche Härte dahinter lag. »Wie sagt man?«

»Verzeiht... Herrin.«

Ein kurzes Lächeln erhellte das Gesicht der vor-

nehmen Dame. »Nun also, es ist doch möglich. Wenn du solch ein Rittersöhnchen bist, weißt du ja, daß man als Rondrianer Gehorsam zu lernen hat und Bestrafungen gleichmütig und tapfer erträgt. Ich bin so nett, mit dir für deine Zukunft zu üben. Was sagst du dazu?« Ihr Ton war versöhnlich, fast freundschaftlich, doch das Feuer ihrer schwarzen Augen brannte wieder heiß und ließ nur eine einzige Antwort zu. »Danke, Herrin.«

Ohne ihn eines weiteren Wortes zu würdigen, schlug sie zu. Die Schläge fielen rasch, aber gezielt, ruhig, aber hart. Als sie schließlich innehielt, ging ihr Atem weiterhin stetig und gemessen, kein Tropfen glänzte auf ihrer Stirn; doch auf des Jungen Gesicht schimmerte Blut und einige Perlen waren vom Handschuh abgerissen. »Was unterstehst du dich? Du hast mit deinem Kopf meinen Handschuh beschädigt. Du wirst jetzt sofort alle Perlen aufsammeln, oder ich verliere die Geduld.«

Stumm schluchzend kniete der nackte Jüngling vor seiner Peinigerin nieder und tastete ziellos durch das Gras. Die Zuschauerinnen warfen sich teils unsichere, teils belustigte Blicke zu. Lächelnd hatte gerade die vornehme Herrin eine Mitschwester Satuaris zu den am Feuer Versammelten geschickt, die alte Amalthea zu suchen, als dort ein vielstimmiger Gesang anhub. Eine Frau mit vollem Blondhaar erhob sich und versuchte sich unauffällig zu entfernen, doch dem scharfen Blick der Adligen war ihr Rückzug nicht entgangen. »Du willst gehen, Aldegund? Gefällt es dir hier

nicht?« Die Angesprochene hielt inne und wandte sich widerstrebend der Sprecherin zu. Zögernd antwortete sie: »Das schon, Schwester, aber das Ritual beginnt, und ich brauche doch Flugsalbe...«

»Ach, Mädchen, traust du unseren Schwestern denn gar nichts zu? Sie werden es schon schaffen, auch für dich ein Tiegelchen mitzubrauen. Und du willst doch nicht etwa unseren Gast verlassen? Nur weil du auch eine hübsche kleine Garethierin bist...?« Der Nachsatz kam wie ein Peitschenhieb. Sichtbar zuckte die Blonde zusammen und reihte sich wortlos wieder unter die Zuschauerinnen ein.

Wortlos lauschten die Töchter Satuaris dem herüberdringenden Ritualgesang, als die Abgesandte mit der Gesuchten zurückkehrte. Mühsam auf einen knorrigen Stab gestützt, kam diese näher und hatte den Kreis gerade erreicht, als der zitternde Jüngling mit einem Blick voller Angst und Erwartung hochschaute und ein Dutzend Perlen in der schmutzigen Hand vorzeigte. Nachlässig nickte die Dame ihm zu und widmete ihre Aufmerksamkeit dann ganz der alten Frau.

Amalthea war eine Hexe unbekannt, aber weit fortgeschrittenen Alters - und irgendwann hatte sie nach ihrer Jugend, ihrer Schönheit und ihren Zähnen auch ihren klaren Verstand verloren. Doch offenkundig reichte ihre reine Intuition aus, um sie immer wieder zu Hexennächten zu führen, wo sie am Feuer hockte, in unverständlicher Greisensprache mit ihrer Vertrauten murmelte und ein wenig am Essen mum-

melte, das ihr zugesteckt wurde. Denn jede Tochter Satuaris hatte von ihr gehört und respektierte sie nicht nur wegen ihres hohen Alters, sondern auch aus Angst vor der den Flüchen, die sie in ihrem langen Leben gelernt haben mochte. Doch hinter ihrem Rücken machten sich die jüngeren Hexen so manchen Spaß mit der Greisin, und nun schien es, als solle die gutmütige Alte ein weiteres Mal Werkzeug eines grausamen Spiels werden. Zuerst allerdings wies die Adlige eine Begleiterin an, Amalthea zu einem gemütlichen Sitzplatz zu verhelfen, und wandte sich dann den Zuschauerinnen zu.

»Wir wissen ja alle, daß die Garethier von den Schweinen abstammen. Gib ihnen einen Grund, im Dreck zu wühlen, und sie sind glücklich. Und wenn man ihnen dann noch Perlen vorwirft...«

Mit echtem oder gezwungenem Gelächter antworteten die umstehenden Frauen - nur die fast taube Amalthea gluckste zufrieden vor sich hin und kralte mit gichtigen Fingern die Warzen ihrer Kröte; die junge Mara aber schaute mit weitaufgerissenen Augen zwischen dem Ritterssohn und seiner Peinigerin hin und her.

Diese fuhr mitleidlos fort: »Wißt ihr, Schwestern, wann sich ein Garethier so richtig freut?« Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: »Wenn er ein soviel höheres Geschöpf wie etwa die Kröte unserer ehrenwerten Amalthea küssen darf.«

Während sich Bernfrieds Gesicht vor Ekel verzerrte, ließ sich die verständnislos lächelnde Greisin

von der weit jüngeren Edeldame ihre Vertraute aus der Hand nehmen. Auf der behandschuhten Linken hielt die Schwarzhaarige dem zitternden Jüngling das schleim- und warzenbedeckte Tier vors Gesicht mit dem Zeigefinger der Rechten tippte sie ihm sanft auf die Stirn. »Ich kenne doch deine Art, Garethier. Dein inniger Wunsch ist es doch, deine dreckigen Lippen auf diese schöne Kröte drücken.« Ihr Lächeln war süß, und ihre Augen erzählten von unaussprechlichen Strafen, sollte er sich zu widersetzen wagen.

Gehorsam, fast eifrig beugte sich der Knabe vor und küßte das aufgeblähte Hexentier - im nächsten Augenblick schon fuhr er wieder zurück und starrte die Kreatur, deren Gift noch auf seinem Mund glänzte, voller Unglauben und Verzweiflung an, unfähig, den Grund seiner Gefügigkeit ganz zu erfassen.

Mit einer schlangenhaften glatten Bewegung hatte die Adlige der alten Frau ihre Vertraute zurückgegeben. »Was zu beweisen war, Schwestern. Einer solchen Gelegenheit kann einer wie er nicht widerstehen.« Ein leises Murren klang von den Zuschauerinnen herüber, doch keine Hexe konnte den Blick von dem Schauspiel lösen. Selbst Marawandte keinen Augenblick lang die funkelnden grünen Augen vom Gesicht der vornehmen Hexe, die ihr Opfer in beißendem Spott lobte. »Brav, brav. Du kannst also, wenn du nur willst.« In seinen Schopf greifend, zog sie Bernfrieds Kopf zu sich und zischte: »Zur Belohnung will ich dir den Wunsch erfüllen, der dich hierhergeführt hat. Du sollst dich einmal

mit einer Hexe vergnügen - schau dir dein Liebchen gut an, das dich voller Feuer erwartet...«

Nur die greise Amalthea begriff nicht, daß sie gemeint war, verstand überhaupt nichts von dem Geschehen. Mit leisem Schluchzen und gebrochenem Willen rutschte der nackte Jüngling auf die uralte Hexe zu, als ihn ein scharfer Tadel der Adligen zum Innehalten zwang.

»So - unser garethischer Wilddieb will in fremdem Revier jagen. Eigentlich müßte ihn das die Hand kosten, aber in diesem Fall denke ich, daß sich die Strafe passenderweise auf ein anderes Glied richten sollte.« Mit einer leichten Bewegung der Rechten zog sie das im Flammenschein blitzende Jagdmesser aus der Gürtelscheide und fuhr dann scheinbar in Gedanken fort: »Aber da er so anstellig war, strafen wir ihn nur ein bißchen, so daß er wie ein guter Tulamide aussieht...«

»Ich denke, das reicht jetzt, Schwester!« Eine Jungmädchenstimme hatte gesprochen.

Ein Schlag hätte keine stärkere Wirkung auf dem Antlitz der vornehmen Edeldame hervorrufen können: Das Blut wich ihr aus den braunen Wangen, und die schmalen Lippen verengten sich zu Strichen.

»Es gefällt dir nicht, Mara? Du willst uns auch verlassen wie die kleine Aldegund?« Sie sprach in süßesten Tönen von Wut und Haß, und ihr Gefolge hielt den Atem an.

»Ich komme und gehe, wie es mir beliebt, Schwester«, erwiderte die junge Hexe. »Aber der Junge ist

meine Beute, und dein Spaß mit ihm hat länger gedauert, als lustig ist.« Versöhnlich fügte sie hinzu: »Er ist gestraft und eingeschüchtert genug und wird uns so bald nicht mehr beobachten wollen.«

Süß und nachsichtig klang die Stimme der Edeldame, doch das kaltlodernde Feuer in ihren Augen verriet, daß sie kein Mitleid kannte: »Ach, kleine Mara - siehst du nicht, daß der Spaß noch lange weitergehen kann...? Er ist ja noch in der Lage, allein zu knien...«

Das Temperament der wilden Katzenhexe hielt sie nicht mehr an ihrem Platz: Sprungbereit, mit gestäubten Haaren, ein kaum hörbares Grollen in der Kehle, das zerrissene Kleid hochgerafft und die Finger mit den langen Nägeln halb abwehrend, halb drohend erhoben, stand sie zwischen der Peinigerin und ihrem Opfer - ungezügelte Wildheit gegen aristokratische Autorität.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, zwang sie die Edeldame, einen Schritt zurücktreten, doch der Rückzug diente dieser nur dazu, ihre Kräfte neu zu sammeln. »In den alten Zeiten haben sich die Herrscherinnen auch mit ihren Sklaven vergnügt.« Der Triumph der gebildeten Adelsdame sprach aus jedem Wort, jeder Geste.

Den Blick nicht von den schwarzen Augen wendend, schleuderte ihr die kleine Katzenhexe die Worte wie Pfeile entgegen. »In den alten Zeiten haben die Herrscherinnen Sklaven zu ihrem Vergnügen umgebracht, Schwester. Hast du das auch vor?«

Wirkungslos prallte die Frage am eisigen Lächeln der Aristokratin ab. Jeder Spann eine Herrscherin, stand sie da und erwiderte knapp: »Warum nicht, wenn es sich so ergibt? Ist das wichtig?«

Etliche Herzschräge lang maßen sich das grüne und das schwarze Augenpaar - man konnte es nicht in Augenblicken messen, denn keine der beiden zwinkerte -, bis Mara das Duell aufgab und tonlos, fast beiläufig feststellte: »Du bist wahnsinnig, Schwester!« Sie schluckte heftig, und ihre helle Haut wurde weiß wie Schnee, als sie erst einen, dann zwei Schritte zurückwich und gegen den zusammengesunkenen nackten Jungen stieß.

Doch der Bann, der über der Gruppe gelegen hatte, war gebrochen. Wie aus einem fesselnden Traum erwachend, schauten die Schwestern sich um, sahen über das Geschehene, über ihre Anführerin nach, und selbst diese wirkte unsicher, als begreife sie nicht ganz, was sie getan hatte. Um sich die gefährdete Macht über ihr Gefolge zu sichern, führte sie Gründe ins Feld, die in der Schwesternschaft noch nie etwas gezählt hatten. »Und überhaupt steht mir als Hochadliger das verbriefte Recht zu, Übeltäter in Haft zu nehmen und zu verurteilen, wenn keine passende RichterIn da ist.« Als ihre kleine Gegnerin nichts antwortete, fügte sie hinzu; »Und das aranische Recht kennt ja nun einmal die Strafsklaverei für Verbrecher!« Noch immer schweig die junge Katzenhexe, doch ließ sich schwer entscheiden, ob es aus Unsicherheit geschah oder weil sie spürte, daß die

Mehrzahl der Schwestern nun auf ihrer Seite war.

»Aber davon verstehst du nichts, Mara«, fuhr die Adlige fort, »bist ja nicht einmal in Aranien geboren!«

»Haben wir jetzt eine Regel, die solchem Umstand Bedeutung zumißt? Mir scheint, meine Töchter, ich habe hier etwas versäumt.« Erschrocken vom Ausbruch des heftigen Streits, hatte die greise Amalthea sich wohl schon vor einer Weile unbenutzt abgewandt und das getan, was ein letzter Funken Verstand ihr riet: die Obere geholt, auf daß diese den ersten offenen Streit seit langem in einer aranischen Hexennacht schlichte.

Hastig und aufgewühlt, in ihrer Erregung, die Reihenfolge der Ereignisse durcheinanderbringend, berichtete Mara von der Jagd, erzählte von den Demütigungen, klagte ihre adlige Widersacherin an. Erst als alles erzählt schien, ließ der Wortschwall nach und kam schließlich zum Versiegen.

Die Edeldame hatte schweigend gelauscht, nun wandte die Obere sich an sie: »Und du, meine Tochter, was hast du dazu zu sagen?« Aristokratisch knapp, sorgfältig ihre Wort setzend, erwiderte die Aranierin; »Die junge Landesfremde besitzt viel Gefühl, hat aber von Ironie bislang wohl nichts gehört. Ich wollte den Eindringling nur einschüchtern.«

»Das ist dir zweifellos gelungen, meine Tochter.« Die Obere wies auf den schluchzenden Bernfried. »Ich denke, wir sollten dafür sorgen, daß seine Anwesenheit keinen weiteren Streit entflammt. Gebt

ihm saubere Kleider und etwas Wirksames gegen seine Wunden, dann soll er zu seiner Mutter zurückkehren.«

\*

Der junge Garethier war, frisch eingekleidet, geheilt und von einigen mitleidigen Töchtern Saturias getröstet, zu seinem Boot verschwunden - doch auch ohne die Anwesenheit des Zankapfels vermochte bei so mancher Beteiligten in dieser Hexennacht keine Feststimmung aufkommen. Während die große Mehrheit der Kräuterfrauen und Heilerinnen sich vergnügt und sinnlich dem Feiern hingab, nun da alle Fragen geklärt, alle Streitigkeiten beigelegt schienen, hockten an mehreren Orten Frauen fast reglos im duftenden Gras, als hätte sie nach heftigem Rausch der Schmerz des Zeitalters ergriffen.

Selbst über die junge Gepardenhexe tuschelten manche, sie habe in vergangenen Jahren weit fröhlicher, weit ausgelassener zu feiern verstanden, und sobald das rote Licht im Osten den Morgen ankündigte, bestieg Mara mit ihrem Vertrauten ein Flußboot, um nach Zorgan zurückzukehren, während viele ihrer Schwestern erschöpft und erregt zugleich noch einige Stunden auf der bei Tageslicht zur prächtigen Blumenwiese erblühenden Lichtung entspannten.

Aus den noch nicht gewichenen Schatten am Waldrand heraus aber starrte eine gertenschlanke große Frau mit langem schwarzen Haar der jun-

gen Hexe nach, die mit ihrem gefleckten Begleiter sprach.

»Es ist nichts vergessen, Schwester Mara. Nichts!«





# 1. Kapitel

Viele Sommer wurde nun schon gekämpft an der Grenze des Königreichs, und in jedem Jahr hatten die Barbaren aus dem Gebirge ihre Angriffe auf das fruchtbare und reiche Aranien wiederholt. Diesmal mußte die Entscheidung fallen zwischen wilder Grausamkeit und ritterlicher Ehrenhaftigkeit.

Die Hügel von Hilarwend zählten zu den wichtigsten Stellungen des gesamten Gebiets, und in den letzten Jahren hatte sich eine unbenannte Erhebung als Schlüsselpunkt entpuppt: Hier, oberhalb der Straße ins üppige Kernland des Reiches, hatte darum König Arkos die Kämpfer seines Landes zusammengerufen. Nun würde sich erweisen, ob die Recken Araniens in der Gunst Rondras standen und der Göttin der Schlachten einen glänzenden Sieg zu Füßen zu legen vermochten.

Vom Rücken seines mächtigen Schlachtrosses aus ließ der Monarch den Blick seiner stahlgrauen Augen über das versammelte Heer streifen. Zu seiner Rechten hatten sich die Baburiner Ritter in ihren blitzenden Vollrüstungen aufgestellt - heldenhafte Recken mit wehenden Helmbüschen und sanft im Wind wehenden Wappenröcken. In gepanzerten Fäusten hielten sie tödliche Lanzen, ihre

Langschwerter steckten noch in den geschmückten Scheiden, bereit, im Nahkampf in Windeseile herauszufahren und das Herz des Feinds zu suchen. Unter den polierten Helmen waren die Gesichter nicht zu erkennen, doch daß niemand von ihnen Schweißtropfen auf der Stirn trug oder auch nur in Erwartung der Feinde blinzelte, stand außer Zweifel.

Die Verteidiger des Landes Oron hatten mehrere Schritt vor ihnen Stellung bezogen. Sie trugen schlichte Tüchrüstungen, die Arme und Schenkel freiließen, denn sie verließen sich im Gefecht auf ihre Schnelligkeit und Gewandtheit, um den Hieben der Feinde zu entgehen. Wer sie so dastehen sah, entspannt und gelassen, das braune Kraushaar unter den Helmen hervorlugend, lässig auf ihre leichten Schilde gestützt, mochte sie für lachende und scherzende Ausflügler halten, doch sie hatten ihre Kampfkraft schon vielfach unter Beweis gestellt. Ihr Lied klang froh und heiter, doch erzählte es von Tod und Blut in Schlachten voller Ehre und Triumph.

Am Fuße des Hügels waren die Gorischen Reiter zu sehen. Ihre weiten Gewänder so makellos weiß wie ihre Pferde, die Stoßlanzen mit leuchtendbunten Tüchern geschmückt, den Blick ihrer schwarzen Augen unerschütterlich auf den Feind gerichtet. Wenn die Schlacht begann, würden auch sie singen - ein Lied pfeifender Pfeile, schwingender Säbel und donnernder Hufe.

Auch die Verbündeten in Warunkh und Beylunkh hatten Hilfstruppen geschickt, leichtbewaffnete Flan-

kier mit Kurzschwertern und Lederhelmen. Wußten sie nicht, was ihnen bevorstand, oder wollten sie sich Mut machen mit ihren Wettspielen mit den Wurfmessern? Zeugte ihre Freude vor der Schlacht von besonderer Nähe zur Göttin?

Zuletzt betrachtete König Arkos die Männer an seiner Seite. Die treuesten der Treuen hatten ihn in alle Schlachten der Vergangenheit begleitet, und auch in an diesem Tag der Entscheidung wären sie ihm nahe. Er sah ihre traditionsreichen Kettenhemden und Spitzhelme aus Bronze und Drachenschuppen, murmelte die Namen ihrer mit Ehre bedeckten Klingen und gönnte sich ein leichtes Lächeln, als er sich die Taten eines jeden Getreuen ins Gedächtnis rief. Auf sie konnte er sich ohne Sorgen verlassen - die Göttin stand ihnen nahe, und jeder von ihnen hätte mit Freuden Heim und Familie für die Ehre Rondras gegeben.

Und er selbst? Könnte er, König Arkos, der Einiger Araniens, an diesem Tag vor dem Auge der Ritterlichen Göttin bestehen? Viel hatte er in seinen jungen Jahren schon erreicht: den eigenen, rechtmäßigen Erbenspruch durchgesetzt, den umkämpften Thron für sich errungen, die zerstrittener Geschlechter seiner Heimat versöhnt und die Feinde in blutigen Schlachten aus dem Herzland seines Reichs verdrängt. Stets war die Göttin mit ihm gewesen, stets hatte er Ehrbarkeit und Ritterlichkeit gezeigt und war nie vor einer Übermacht gewichen - nicht einmal vor einer solchen Zusammenballung

unversöhnlicher Feinde wie jener. Tapfer und unerschütterlich waren die Seinen, doch keine fünfhundert an Zahl, während die gegnerischen Horden mehrere Tausend zählten. Doch der Wille Rondras mochte geschehen - wenn ihnen an diesem Tage kein Sieg zgedacht war, würde er seine ergebenden Untertanen zumindest in einen glorreichen Heldentod auf der Walstatt führen, ihren Lieben daheim zum stolzen Angedenken und Trost, wenn sie der siegreiche Feind bedrängte.

Das Schmettern der Fanfaren riß den König aus seinen dunklen Gedanken. Die Herolde meldeten, daß der Feind seinen Angriff begonnen hatte. Arkos hob den Kopf und blickte in die Feme, wo am Horizont Staub aufstieg, den die schmutzigen Füße der Barbaren und die Hufe ihrer zottigen Pferdchen aufwirbelten. Ihnen schritten keine Herolde, keine Sänger und keine Troubadoure voran, die das Lob der Göttin verkündeten; nur dumpfer Trommelwirbel erinnerte an finstere Riten im Mondlicht und ließ die Felle unbekannter Kreaturen erdröhnen.

»Für Aranien! Für Rondra!« Laut schallte der Kriegsruf des Königs. »Für Aranien! Für Rondra!« erklang die Antwort aus vielen hundert Kehlen. Die Krieger waren bereit, warteten auf den Beginn des tödlichen Waffentanzes.

Als die Heere aufeinanderprallten, war es ein Tosen wie Donnerschall. Feindeschreie, Schlachtrufe, Waffengeklirr und Rösserstampfen verschmolzen zu einem ruhmreichen Preislied der Rondra, wie es nur

auf den Schlachtfeldern der Welt gespielt wird.

Lachend ritt König Arkos über die Walstatt, trug mit blitzender Lanze den Tod in die Reihen der Feinde, wankte und wich nicht sondern drang unaufhaltsam vorwärts, seine Getreuen mitreißend, bis der Feind ins Wanken geriet.

Schon lange wußte der Kriegerfürst nicht, wie viele Barbaren er zur höheren Ehre Rondras in die Schatten gesandt hatte. Als der hinterhältige Hieb einer blutigen Steinaxt sein edles Roß zum Straucheln und zum Sturz brachte, erhob sich König Arkos ruhig aus dem geschmückten Sattel und setzte das Gefecht als Fußkämpfer fort; was ihm zuvor die Lanze gewesen war, war ihm nun das Schwert: ein göttergefälliges Werkzeug, um die Herrin der Schlachten zu preisen.

Einige Schritt entfernt ertönte unvermittelt ein heiseres Fluchen: »Stirb, Donneranbeter!« Elegant wirbelte der König herum, zerteilte dabei fast beiläufig einen dreckstarrenden Barbaren, der sich mit erhobener Keule auf ihn stürzen wollte - und erstarrte für einem Augenblick.

Dort, keinen Roßsprung entfernt, stand Durum Shahr, der Mann, der die treibende Kraft hinter den Barbareneinfällen war - und im Augenblick hatte er seine mörderischen Klauen um die Kehle von Herrn Gardiran geschlossen.

König Arkos sah seinen treuesten und besten Gefolgsmann zucken, als das Leben allmählich aus dessen Leib wich. Aus den Augenwinkeln nahm er

den starken Doppelbogen wahr, der neben dem gerade besieigten Barbaren lag. Fürwahr, der Herrscher Araniens war ein guter Jäger und vorzüglicher Schütze. Doch dies war keine Jagd, sondern eine Schlacht, und nur der Feigling kämpfte auf der Walstatt aus sicherer Ferne. Der Rondragefällige focht mit dem blanken Stahl, und er, Arkos, würde nicht seinen eigenen und Herrn Gardirans bislang makellosen Ehrenschild beflecken, indem er nun zum Bogen griff. In seinem Herzen fühlte Arkos, daß ein Schlachtentod dem Getreuen willkommener wäre als eine unehrenhafte Rettung.

Ohne der Versuchung einen weiteren Blick zu schenken, schritt der Monarch mit erhobenem Schwert auf den Feind zu, nur gelegentlich die Hiebe seitlich anstürmender Barbaren parierend. Als der König den Häuptling erreichte, hatte Durum Shahr die Leiche Herrn Gardirans bereits fortgeschleudert und sich dem Herrscher Araniens zugewandt.

König Arkos hatte nun zum ersten Mal Gelegenheit, seinen großen Widersacher, den Feind der Schlachten von Tal Arabar und Bursilla, aus der Nähe zu betrachten. Während der König groß und gewandt war, war Durum Shahr unersetzlich und gedrungen, fast zwei Köpfe kleiner als der Aranier. Doch seine Schultern waren fast doppelt so breit, und in der Rechten trug er eine schwere Steinkeule, die er scheinbar mühelos hin und her schwang.

Sein fast nackter Leib war mit Blut bedeckt, die Haare mit Fett aus der fliehenden Stirn zurückge-

strichen. Der Blick der blutunterlaufenen Augen und die kleinen, aber nadelspitzen Zähne hätten jeden Schwächeren zum Erzittern gebracht. Aber König Arkos fühlte in seinen Adern nur den gerechten Zorn des Herrschers, der endlich den erbittertsten Gegner seines Reiches gestellt hatte: »Herrin Rondra, mein Leben ist in Deiner Hand - doch laß nicht dieses Ungeheuer das Werkzeug Deines Willens sein!«

Langsam, fast bedächtig, holte König Arkos zum ersten Schlag aus. Nun würde sich das Schicksal Araniens entscheiden.

»Arkos!« Die Frauenstimme war kaum mehr als ein Flüstern, und doch übertönte sie den Kampfeslärm mühelos. Unwillig schaute sich der König um - gegen die Stimme gab es keinen Widerstand. Vergessen war die tödliche Gefahr, die von Durum Shahr ausging; er mußte die Sprecherin finden.

Da stand sie in mitten des Kampfgetümmels, ganz in Schwarz gekleidet und doch herausleuchtend unter all den Fechtenden, die ihm mit jedem Herzschlag unwirklicher erschienen. »Prinz Arkos! Kommt herbei!«

Hinter ihm glitten die anderen in den Schatten. Die Feinde waren vergessen, die Gefolgsleute unwichtig, und selbst der mächtige Durum Shahr sank wieder in die Welt zurück, aus der die Träume stammten.

Aus dem unerschrockenen Monarchen im Silberharnisch wurde wieder ein junger, etwas linkischer Prinz im schlichten Waffenrock, der nur Augen für

die verschleierte Dame hatte, die ihn erneut mit lockenden Worten zu sich rief: »Prinz Arkos! Hört mich an!«

Unter dem weiten Tulamidenschleier war ihre schlanke Gestalt nur zu erahnen, doch ihre Worte klangen ihm voll Süße und einer Verlockung, für die er keinen Namen fand. Nur auf die Frau achtend, stolperte der Mann durch die graue Traumlandschaft vorwärts - er mußte sie aus der Nähe sehen, um zu erfahren, wem eine solch himmlische Stimme hören mochte.

Die Fremde war hochgewachsen und auf Tulamidenseite in schwarze Seidenschleier gehüllt, die sie fast völlig vor seinen Blicken verbargen. Fast völlig - doch was zu sehen war, paßte eigentlich weit besser in ganz andere Träume als die von ruhmreichen Schlachten, in Träume, deren Existenz sich der Träumer nicht eingestehen mochte.

Als er ihr auf wenige Schritte nahe gekommen war und es nur noch die Fremde und ihn in der grauen Landschaft zu geben schien, stellte Arkos fest, daß er nackt war, daß er entblößt vor der Frau stand, deren Rufen ihn herbeigelockt hatte. Seine erste Sorge war, jemand könnte ihn bei diesem unentschuldberen Bruch der Etikette beobachtet haben. Erst danach fürchtete er, die Dame im Schleier mit dieser entsetzlichen Kränkung zu beleidigen. Aber diese Angst verschwand, als er ihre ruhige Haltung und den überlegenen Blick ihrer Augen sah, und wich der tiefsten Furcht: der Angst um sich selbst, der er nackt

und schutzlos mit dieser majestätischen Fremden in einem grauen Land gefangen war. Daß dies alles nur ein Traum war und er sogar darum wußte, verringerte seine Angst nicht im geringsten - und wann immer er gedacht hatte, man müsse erwachen, wenn man zu träumen bemerkte, hier wurde ihm das Gegenteil bewiesen. Wenn er in einem solchen Traum starb, würde er sich auch in der Welt der Wachen nicht wieder erheben.

Doch dann lächelten die Augen der Fremden, und Arkos fühlte, wie eine neuen Ruhe und Sicherheit die Angst aus seinem Geist vertrieben. Diese Frau würde ihm nichts zuleide tun - sie wollte allein sein Bestes und verdiente seinen höchsten Respekt. Ihre Stimme klang freundlich, durchwirkt mit leicht trockenem Humor: »Fürchtet Euch nicht, Prinz Arkos. Ich sehe durch Tore der Vergangenheit und der Zukunft und in die Herzen der Lebenden und Toten - wie soll mich das erschrecken, was ich unter Eurem Rock sehe?«

Beruhigung und Zuversicht hüllten den jungen Mann ein wie ein warmer Mantel, und als einzige Sorge blieb die Frage, wie er ihr danken, sich ihrer würdig erweisen könnte.

»Prinz Arkos, ich habe Euch aus Eurem Traum von Ruhm und Ehre gerissen, weil es bald diese Gaben in der Welt der Wachen zu erringen gibt. Ein neues Zeitalter für Helden wird anbrechen, und Ihr seid auserwählt, ihr Anführer zu werden, wie es der Heilige Arkos, dessen Namen Ihr tragt, vor Jahrhunderten war.«

Nun bestand kein Zweifel mehr, daß die Fremde in seinem Geist lesen konnte wie in einem offenen Buch, mehr noch: daß sie auch zwischen den Zeilen zu lesen imstande war und seine geheimsten Wünsche kannte.

Stumm hörte er zu, wie ihre sanfte Stimme weiter sprach: »Doch auch die Finsternis erhebt sich, und es gibt nur wenige Streiter des Lichtes, die ihr entgegen treten können. Von diesen Götterlieblichen hängt es ab, ob das Land in einer langen düsteren Nacht versinkt oder mit der Schwerter Macht neuem Glanz entgegengeführt wird.«

Ein heißes Glücksgefühl durchströmte Arkos - so sollte es sein, so gehörte es sich. Die langen, öden Tage der Studien und Lektionen würden hinter ihm liegen, der ganze aranische Hof mit seinen Lehrmeisterinnen und Ministerinnen verblassen gegen die Farben von Kriegsbannern im Schlachtenwind und das Blitzen von Stahl auf dem Kampfplatz. Heldentum, der ronianische Einsatz zum Schütze des Volkes und zum Ruhm der Göttin, das war seine Bestimmung, nicht trockene Staatskunst und Verwaltungslehre. Sein Herz sang vor Freude und Dankbarkeit für die schöne Dame im Schleier, die ihm solches verhieß, doch nach außen hin lauschte er weiter still ihren Worten.

»Einer unter den Dienern der Finsternis ist so mächtig und so gefährlich, daß nur Ihr, der Erwählte der Göttin, ihm trotzen könnt. Seid gewarnt vor Assarbad! Neues Übel erhebt sich im Süden, wo er einst brütete in seiner Bosheit; und nur Ihr könnt

Euch dieser Gefahr entgegenstellen.« Der Blick ihrer strahlenden Augen war nun ernst, ja beunruhigt. »Ich frage Euch, Arkos von Aranien, seid Ihr bereit, die Bedrohung unseres Mutterlandes und der ganzen Welt zu besiegen?«

Prinz Arkos konnte nicht anders, er mußte diese Frage stellen: »Der ganzen Welt?« Es war nicht mehr als ein heiseres Flüstern.

Die Dame im Schleier nickte majestätisch, und für einen hastigen Herzschlag waren ihre ebenmäßigen Züge hinter der schwarzen Seide zu erahnen. »Assarbad's Erbe kann ganz Aventurien vernichten, wenn er die Zeit hat, seine vollen Kräfte zu entwickeln. Darum dürft Ihr keinen Moment zögern, Arkos.« Ihr Blick wurde hart. »Seid mein Ritter! Nehmt Eure Queste an ohne Zaudern und Zagen!«

Plötzlich sah sich der Prinz wieder in einen Ringelpanzer von wolkenhafter Leichtigkeit gekleidet - wie ein schwereloses Silbergespinnst umhüllte er die Glieder, und doch war zu spüren, daß er die vollendete Rüstung sein mußte. In der Rechten trug er ein mächtiges Breitschwert, wie er es aus alten Sagen kannte - mächtig und schwer, mit silbernen Bändern geschmückt.

Ohne nachzudenken, wußte der ritterliche Prinz, was zu tun war - und ohne Zögern kniete er vor der schönen Dame im Schleier nieder, streckte ihr den Griff seiner neugewonnenen Waffe entgegen. »Seid meine Gebieterin - ich will Euer Streiter sein. Ich werde Euren Wunsch erfüllen oder bei dem Versuch

sterben!«

Sie neigte ihren Kopf: »Das ist wohl gesprochen - fürwahr mag es Euch das Leben kosten, denn der Feinde sind viel und der Freunde wenige. Hütet Euch vor übereiltem Vertrauen und geht unerschütterlich den Weg der Ehre und des Ritters.

Sucht Assarbad in seiner Höhle auf und stellt Euch ihm entgegen, ehe er seine Kräfte sammeln kann - das ist die einzige Hoffnung, die wir haben. Zaudert und zagt nicht, deutelt und fragt nicht, sondern folgt Eurem Herzen, dann wird sich alles zum Guten wenden!«

Eine letzte Frage blieb, und Arkos faßte allen Mut zusammen, sie zu stellen: »Aber... ich war lange krank, in der Welt der Wachen, meine ich, und mein Leib ist noch immer geschwächt - kann ich es schaffen, und wird man mich gehen lassen?«

Streng schaute ihm die Dame in Augen, nein, tiefer, bis in die Seele. »Wer so zögert und zweifelt, kann es gewiß nicht vollbringen. Seid mutig und zuversichtlich! Was allerdings die Euren betrifft: Sie mögen wohl Widerstand leisten, doch laßt Euch nicht von ihren kleinmütigen Sorgen auf Eurem Weg aufhalten. Viele lieben Euch und meinen es nur gut, aber sie sind verzagt und furchtsam - andere hingegen sind bereits den Einflüsterungen Assarbads erlegen und zu Euren Feinden geworden. Eine schwere, harte Reise liegt vor Euch, doch wenn ihr nicht zaudert, wird das Licht danach um so heller scheinen!«



## 2. Kapitel

**M**it seinen nicht einmal zweitausend Einwohnern war Bethana am Meer der Sieben Winde eine kleine und überschaubare Stadt. Vor Jahrtausenden hatten hier dankbare Seefahrer dem Meeresherrn Efferd einen Schrein errichtet, und im Laufe der Generationen wurde aus der von allen Aufständen und Kriegen verschonten Klostersiedlung eine ruhige Hafenstadt mit Tempel, Akademie, überkragenden Fachwerkhäusern und engen Gassen.

Nur in der Nähe der Molen und Kais herrschte stets Betriebsamkeit. Seefahrer kamen und gingen, Schauerleute löschten die Fracht oder beluden die Pöten und Galeeren im Hafenbecken.

An einer der Kaimauern hatte ein größeres Schiff festgemacht, als man normalerweise in Bethana zu Gesicht bekam, und der weiße Wimpel mit den Purpurstreifen zeigte, daß eine wirklich wichtige Persönlichkeit an Bord war: ein Mitglied des herzoglichen Hofes, wenn nicht gar der Herzog selbst. Auch das Beiboot, das von einigen Seeleuten herübergerudert wurde, trug einen solchen Wimpel, und ihm entstieg, sorgfältig die verknitterte Kleidung glattstreichend, eine Frau von gut fünfzig Jahren, deren Seidengewand sie als Meisterin der akademi-

schen Magie auswies. Ihr Leib darunter war vom guten Leben bei Hofe wohlgerundet, und kostbares Geschmeide umschloß den vollen Hals und die Handgelenke.

Zum Empfang der Magistra war ein Dutzend Soldatinnen und Soldaten der Stadtgarde angetreten, und der Baron des Bethaner Landes kam ihr in seiner besten Kleidung entgegen. Die Begrüßung verlief langsam und langwierig - wenn eine Gesandte des Herzogs die Stadt besuchte, wollten viele Gebote der Höflichkeit beachtet sein. Die Soldaten waren einst Fischer oder Seeleute gewesen und zuckten mit keiner Wimper, als nach halb vollzogener Zeremonie der scheinbar allgegenwärtige Nieselregen wieder auflebte und ganz allmählich, aber unaufhaltsam die Wartenden bis auf die Haut durchnäßte. Ebenso aber konnte keiner der Bewaffneten seine Überraschung darüber verbergen, daß die Magierin mit einer kurzen Handbewegung um sich und ihren Gastgeber einen schwach flirrenden Nebel erschuf, an dem die Regentropfen abprallten. Noch viele Stunden später, als sie längst in die Garnison zurückgekehrt waren und sich mit heißem Branntwein stärkten, sprachen die Gardisten über wenig anderes als diese beiläufige Zurschaustellung magischer Macht, denn daß die Gesandte erhebliche, ja unermessliche Zauberkräfte haben müsse, darüber gab es nichts zu disputieren, allenfalls über die Frage, aus welchem Grund sie nach Bethana gereist war. Manche munkelten von einem Schatz, dessen Lage die Zauberin herausfinden sol-

le, andere fabelten über einen zu brechenden Fluch, während wieder andere behaupteten, der am Hafen umgehende Spuk habe die Magistra herbeigelockt. Seit einiger Zeit war nämlich immer wieder ein kleinwüchsiges zaubermächtiges Geschöpf bei Raubzügen aufgefallen; einige hielten es für einen Kobold, andere für einen magiekundigen Zwerg - denn die Gier der Zwerge nach Gold war den Bethanern ebenso wohlbekannt, wie ihre Bindung ans Festland, ja, ans Gebirge ihnen verdächtig vorkam.

Den wahren Grund teilte Magistra Meliopema allerdings vorerst nur Baron Jaltisco persönlich mit, als sie mit ihm im Thronsaal beisammensaß, einem schlicht möblierten Raum von kaum dreißig Rechterschritt Größe. »Ihr seht, werter Baron, seine Hoheit ist alt und will sich noch einmal überzeugen, daß seine Provinz auf dem rechten Weg ist. Prinz Curons allzu früher Tod hat uns alle überrascht und der neue Kronprinz soll bei seiner Thronbesteigung eine geordnete Herrschaft vorfinden. Was nun meinen Auftrag im besonderen angeht...« Sie drehte das langstielige Weinglas zwischen den sorgfältig manikürten Fingern. »Laßt mich sagen, daß niemand an Euch zweifelt - doch weiß selbst ich als herzogliche Hof-Arcanistin kaum über die hier angesiedelte Magier-Akademie Bescheid. Prinzipal di Thareto ist recht schweigsam, was Lehrplan, Schülerzahl und dergleichen betrifft«

Baron Jalisco nickte verstehend. »In der Tat, gelehrte Dame, in der Tat. Der Prinzipal achtet sehr

auf seine Eigenständigkeit, was man ihm nicht verübeln kann. Er hat ja einiges durchgemacht während der Inquisitionszeit, vor deren Rückkehr uns Efferd schützen möge.«

»Und Hesinde in ihrer Güte! Aber genau darum handelt es sich ja: Es gibt keine Inquisition mehr, die Priesterkaiser sind seit langem gestürzt, und an ihrer Statt herrscht Seine Weisheit Rohal, ein unvergleichlicher Kenner und Meister der Magie. Er hat die Gefängnisse geöffnet, die rechtmäßigen Regenten wiedereingesetzt und die Kirche des Sonnengottes auf ein gesundes Maß zurückgestutzt - da kann auch Prinzpal di Thareto nicht länger auftreten wie ein belagerter Burgherr.«

»Wem sagt Ihr das, gelehrte Dame, wem sagt Ihr das? Das ist mein Reden seit Jahren: Magische Forschung und magischer Unterricht sind wieder frei und scheinen, nach allem, was man als Laie so mitbekommt« - der Baron grinste breit -, »zu gedeihen wie nie zuvor. Dann ist es auch an der Zeit, daß sich der Herr Prinzpal bei seinen Gastgebern bedankt und gerade als Leiter einer Schule für magischen Kampf seine Fähigkeiten der rechtmäßigen und wohlwollenden Obrigkeit zur Verfügung stellt.«

Die Magistra gestattete sich ein Lächeln. »So denkt auch Seine Hoheit, das kann ich Euch versichern. Doch die Sache ist nicht ganz so einfach, ich werde sehr diplomatisch vorgehen müssen: Da selbst die Priesterkaiser willfährige Magier zur Unterstützung der Inquisition heranzogen - kein schönes Thema

für meine Begriffe -, hat Seine Weisheit nun einmal entschieden, daß keine weltliche Obrigkeit mehr Weisungsbefugnisse gegenüber den Akademien haben soll. Es kommt also darauf an, den Prinzipal zu überzeugen. Helft mir dabei bitte, werter Baron. Ihr wißt doch zumindest etwas über ihn.«





### 3. Kapitel

Am Tag nach ihrer Ankunft wußte spätestens zur Mittagsstunde jeder in Bethana, daß eine mächtige Magierin, gar die Abgesandte Rohals des Weisen, in der Akademie weilte, um - da gingen die Meinungen weit auseinander - den eigenbrötlerischen Prinzipal wegen magischer Verbrechen zu verhaften, ihn an den Hof zu berufen oder gar die Verteidigung der herrschenden Ordnung gegen einen Aufruhr der Priesteranhänger zu organisieren. Als Magistra Meliopema das Schulgebäude zwei Stunden nach Mittag verließ, hatte deshalb die halbe Stadt etwas in der engen Gasse zu erledigen, die üblicherweise eher gemieden als aufgesucht wurde. Doch heute glaubte anscheinend jeder fliegende Händler, hier sein Glück machen zu können; längst überfällige Besuche bei Verwandten, Freunden oder Geschäftspartnern wurden getätigt; nun endlich kümmerten sich die städtischen Baumeister um die Ausbesserung des vielfach zerlöcherten Kopfsteinpflasters, und wer keinen Grund hatte, hier zu sein, kam einfach so vorbei.

Selbst der Baron hatte sich seit dem späten Vormittag unweit der Akademie aufgehalten und mit allerlei Befehlen die Zeit vertrieben. Das Erscheinen

der Magistra schmückte sein gelangweiltes Gesicht mit einem breiten Grinsen, und auch er konnte kaum erwarten, den Bericht der Herzoglichen Gesandten zu hören - und er sollte vorerst der einzige bleiben, dessen neugierige Erwartungen nicht enttäuscht wurden: Ein kurzes, grimmiges Nicken brachte das Doppelkinn der Magistra in Wallung und kündete vom Erfolg ihrer Mission.

Danach aber bat sie mit verhaltener Stimme, gerade so laut, daß die Schaulustigen in der vordersten Reihe sie noch gut hören konnten: »So weit, so gut, Euer Hochgeboren, wir haben alles im Griff. Aber könntet Ihr die Straße räumen lassen? Die astralen Emanationen können noch für einige Stunden magisch Unbewanderte in Mitleidenschaft ziehen.« Plötzlich hob sie die Stimme: »Es wäre doch schade, wenn Eure wißbegierigen und arbeitsamen Untertanen von den sphärischen Protuberanzen in Kröten verwandelt würden.«

Die ihr zunächst stehenden Bethaner verbreiteten die Warnung, und noch während sie sich eifrig zurückzogen und auch wenn nach außen hin alle ruhig und gelassen blieben, erinnerten sich die Arbeiter doch unvermittelt an die Pflichten, die in anderen Straßenzügen auf sie warteten, und so manche Handwerkerin entschied, daß ihr Besuch bei Gläubiger oder Schuldner lange genug gedauert hatte. Am Abend würden sie alle gesehen haben, wie Zauberwesen hinter den Fenstern der Akademie getanzt hatten.

Die Magistra kicherte wie ein Backfisch, daß ihre vollen Wangen bebten, und als sie die verwirrte, besorgte Miene des Barons sah, verstärkte sich ihre Heiterkeit noch. »Keine Sorge, werter Baron, es ist kein einziger Zauber gewirkt worden. Der Prinzipal und ich hatten eine ruhige Debatte über die Verantwortung der Gebildeten für das Gemeinwohl, und meine Argumente haben ihn vollauf überzeugt. Er hat sogar eingesehen, daß er sich nicht zusehr an Seine Weisheit klammern sollte, da die Leute hier im allgemeinen wenig von denen halten, die ihre Macht nur auf das ferne Gareth stützen.«

Baron Jaliscos Miene hatte sich zusehends aufgehellt: »Dann war... das mit den Kröten also nur ein Scherz?«

Der Erfolg hatte die korpulente kleine Frau um einige Finger anwachsen lassen. »Für einen Scherz war es sehr wirkungsvoll, nicht wahr? Die Straße war schneller frei, als Eure Söldlinge es je geschafft hätten - und die Leute spürten jenen Hauch von Magie und Abenteuer, den es offensichtlich haben wollte. Macht Euch keine Sorgen, in ein, zwei Wochen wird das Ganze nur noch eine prickelnde Erinnerung sein: ›der Tag, als ich beinahe in eine Kröte verwandelt worden wäre‹. Eigentlich seltsam - Maulwürfe oder Karpfen etwa sind entschieden hilfloser, aber nichts wirkt so gut wie Kröten. Ein Gedanke, den ich einmal weiterverfolgen sollte...«

Der Baron wartete höflich ab, bis die in ihrem Triumph schwatzhafte Magierin einmal Atem ho-

len mußte, und fragte dann: »Darf ich mich nach Euren weiteren Plänen erkundigen? Gewiß wollt Ihr Euch erst einmal ein wenig in der Zitadelle von der Diskussion erholen. Seid noch einige Tage mein Gast und erfreut uns mit Euren Erzählungen aus der Herzogsstadt.«

Ablehnend blickte Meliopema auf. »Zu gütig, werter Baron, aber meine Pflichten lassen das nicht zu. Ich muß noch heute nach Grangor Weiterreisen und die dortige Akademie inspizieren - dort gibt es ja nicht einmal ein Haus der weisen Hesinde! Zuvor werde ich allerdings die Gelegenheit nutzen und auch ihrem göttlichen Bruder Efferd in seinem berühmten Tempel für die friedliche Fahrt danken und um weiterhin günstiges Wetter beten.«

Mit hölzernen Höflichkeitsphrasen bedauerte der Baron die rasche Abreise der höfischen Gesandten, und sie dankte ihm mit wohlgesetzten Worten. Beide wußten, daß der Magistra Kabine auf dem herzoglichen Prunkschiff weit üppiger ausgestattet war als der Raum, den ihr der Baron hatte anbieten können, und daß jeder Tag vornehmster Bewirtung tiefe Löcher in das Säckel der Baronie riß.





## 4. Kapitel

Der Efferdtempel zu Bethana ist bekanntermaßen viele Jahrtausende alt und vereint daher verschiedene Baustile, die einander ähnlich und doch so unterschiedlich sind wie die Meere der Welt. Im Laufe der Zeit wuchs der Komplex zum größten Tempel des Meeresherrn an der ganzen Westküste. Hier werden die heiligsten Reliquien gezeigt hierher zieht es die Seeleute der unzähligen Schiffe, die zwischen Olport im Norden und Brabak im Süden verkehren, und wessen Schiff nicht im kleinen Bethana anlegt, der reist vielleicht gar zu Fuß aus der Herzogsstadt Kuslik oder von Grangor auf den Inseln an.

An diesem manchmal stürmischen, manchmal eher tröpfelnden, aber nie ganz abreißenden Zustrom der Matrosen verdienen auch die Dirnen und Lustknaben, die in den Gassen zwischen dem Hafen und dem Tempel auf Freier warten. Hier, im Herzen Bethanas, liegt damit auch der verrufenste Teil der biedereren Kleinstadt, doch die übrigen Bethaner sind weltklug genug, ihre sittenlosen Mitbewohner nicht zu verjagen, sondern lieber mit hohen Abgaben und Steuern zu belegen und ihnen den Aufenthalt in ehrbaren Stadtteilen möglichst zu verleiden.

Ihr Weg führte die Magistra durch die beiden

Dirnengassen, und auch wenn sie rahjahischer Dienste bedürftig und überdies großzügig wirkte, reichten die drei Soldaten ihrer Ehrengarde aus, ihr jeden aufdringlichen Lustknaben vom Leibe zu halten. Diese kleine Gefälligkeit hatte den Baron nur wenig gekostet und würde ihn voraussichtlich vor Beschwerden über Belästigungen schützen. Die Hofmagierin indessen versuchte gar nicht erst, ihre Neugierde zu verbergen, sondern spähte in die dunklen Gassen, wo leichtgeschürzte Männer und Frauen im Nieselregen zitternd unter den weit vorkragenden Obergeschossen und Dächern Schutz gefunden hatten - vermutlich mußten sie den Hausbesitzern selbst dafür eine Miete zahlen.

Die ungewohnte Umgebung fesselte die Aufmerksamkeit der Magierin weit mehr als der bevorstehende Besuch im Efferdtempel. Langsam und gemessen drehte sie den feisten Hals von rechts nach links und überlegte kurz, ob sie einen Zauber wirken sollte, um mehr von der faszinierend elenden Gasse wahrzunehmen.

»Eine milde Gabe, edle Frau, für die Armen!« Der kleine Junge mit der heiseren Stimme konnte nicht älter als acht Jahre sein, doch sein ungepflegtes schwarzes Haar wies bereits erste graue Strähnen auf. Seine Haut hatte vielleicht noch nie anderes Wasser gespürt als den steten Regen; der Knabe war nicht nur dreckig, er starrte vor Schmutz, und es war kaum zu erkennen, wo die graue Haut endete und die grauen Lumpen begannen. Doch in seinen Augen

leuchtete ein Feuer, wie es die Magierin nur selten gesehen hatte. Plötzlich fühlte sie starkes Mitleid für das arme Kind, Mitgefühl und Sympathie, und in ihr riet eine Stimme, dem Knaben mehr als den üblichen Heller zu geben - ihren Beutel bis zur letzten Münze zu leeren, ihren Schmuck abzugeben und auch ihre kostspielige Kleidung geschwisterlich mit dem Kind zu teilen. Etwas anderes hingegen lehnte sich dagegen auf, erklärte ihr, diese Regung sei nicht ihr eigener Wille, sei der Versuch einer Beherrschung.

Die Mühe, über ihre eigenen Absichten Klarheit zu gewinnen, sich nicht von einem fremden Willen beherrschen zu lassen und die eigene Freiheit zu behaupten, nahm die Magierin in den folgenden Augenblicken völlig in Anspruch, so daß sie weder wahrnahm, wie ihre soldatischen Begleiter einen Schritt auf den aufdringlichen Knaben zutaten, noch wie sie sogleich mit schreckenverzerrtem Gesicht den Rückzug antraten, als hätten sich die Pforten zur Dämonensphäre vor ihnen aufgetan.

Nur mit größter Anstrengung gelang es ihr, die Herrschaft über ihr Denken und Fühlen zurückzugewinnen. Nun wandte sie sich gegen ihren Widersacher. Mochte er auch ein junger, sehr junger Praktiker der magischen Künste sein - über die Theorie des Zauberns wußte er nichts, sonst hätte er nicht so offen und mit unverhohlenem Haß die viel ältere Gegnerin angestarrt. Das erlaubte der Magistra, die Waffen des Kleinen gegen ihn selbst zu wenden. In Gedanken wob sie einen der elementars-

ten Beherrschungszauber und lenkte ihn über ihren Blick geradewegs in den Geist des Knaben: *Ich will deine Freundin sein!*

Kurz bevor die Magie sich zur entsprechenden Wirkung entfalten konnte, schien der Zauber allerdings auf einen Widerstand zu prallen und drohte sich trotz Meliopemas Konzentration in ein wirkungsloses Knäuel astraler Schwingungen aufzulösen. Einige Herzschläge lang drückte die magische Ladung gegen die Barriere, und während dieser Zeit benötigte Meliopema ihre gesamte Willenskraft, um eine vorzeitige Entfaltung und damit Zerstörung des astralen Musters zu verhindern. Dann allerdings setzte sich doch ihre größere Erfahrung und längere Übung durch - immerhin hatte sie als Hofmagierin schon so manchen Feind der Provinz oder der Dynastie zeitweilig bezaubern müssen -, und die Barriere um den Geist des Kindes gab nach, doch nicht mit einem jähen Riß, sondern langsam und allmählich, als würde eine Pfeilspitze in zähen Sirup gedrückt.

Allerdings entfaltete der Zauber dann die gewünschte Wirkung: Das wütende Feuer in den Augen des Kleinen erlosch und machte für einen Augenblick einem Bild völliger Verwirrung Platz - nun, da es zu spät war, und die Unterbrechung des Blickkontaktes nichts mehr bewirkte, zwinkerte der Junge heftig und schaute beunruhigt zur Seite. Kurz darauf wich das Zwinkern einem halbwegs freundlichen Blick, einen weiteren Augenblick später lächelte der nunmehr beherrschte Knabe zaghaft.

Äußerlich war Meliopemas Widersacher vielleicht ein Kind, doch hinter dieser Gestalt mochte sich eine unbekannte Bedrohung verbergen. Trotz aller Bemühungen, die die priesterkaiserliche Inquisition in den letzten Jahrhunderten gezeigt hatte, gab es immer noch Hexen, wilde, ungelehrte Zauberinnen, die sich vorzüglich auf Tarnzauber verstanden. Solange das ›Kind‹ ruhig war, mußte sie die Gelegenheit nutzen.

Die Magistra hatte die Formel des astralen Sehens vor vielen Jahren gelernt und seitdem nur selten angewandt - sie war Hofdame, keine Wissenschaftlerin. Die Dinge und Wesen so zu betrachten, wie sie im Astralraum erscheinen, dazu bestand am Herzogshof nur sehr selten Anlaß. Daher achtete sie auch kaum auf die kleinen Warnzeichen, als sie in Gedanken aus magischen Schwingungen erst ein Netz wob, dann eine Linse formte, durch die sie den Kleinen beobachten wollte. Jede Illusion, jede Verwandlung würden kenntlich gemacht werden. Doch schon ihr eigener Bannzauber, der wie ein sorgfältiges - so hoffte sie jedenfalls - Gespinnst aus schmalen Fesseln um das Haupt ihres Opfers hätte aussehen sollen, war kaum zu erkennen. Nur ein diffuses Glimmen und Leuchten umgaben den Kopf des Jungen. Als sie mit einem kurzen gedanklichen Befehl die magische Linse ein wenig verschob, geriet die Magierin ins Taumeln. Zu spät erkannte sie, daß ihr Beherrschungszauber das grelle Gleißeln nur überlagert hatte, das von dem Knaben ausging. Noch während sie halb in die Knie

sank und darum kämpfte, auf den Beinen zu bleiben, zerrte ihr überreizter Geist bereits alle denkbaren Erklärungen aus dem Schatz ihrer Erfahrung hervor und verwarf ebensoschnell eine nach der anderen zu verwerfen. Weder ein magiebegabter Mensch noch ein Elf hätte einen solchen Blendzauber entwerfen können, und selbst die furchterregenden Dämonen der Siebten Sphäre wären zumindest als solche erkennbar gewesen.

Nein, gestand sie sich ein, während sie sich langsam aufrichtete und gewohnheitsmäßig einen Heilzauber für ihre fast erblindeten Augen formulierte, ihr Opfer war kein gerissener Gegner, der nur einmal einen Fehler gemacht hatte. Sie hatte es hier mit einem der legendären Fälle zu tun, daß ein Kind mit einer fast unbegreiflichen Begabung geboren wurde, astrale Kräfte zu sammeln und zu speichern. Kraftströme pulsierten in dem Jungen, die sie selbst nur mit Mühe ertragen hätte - und der Kleine hatte nicht die geringste Ausbildung erhalten. Ein Wunder, daß er durch diese Energien nicht in den Wahnsinn getrieben wurde! Ein noch größeres Wunder aber war es, daß sie ihn in diesem Alter gefunden hatte - vielleicht gerade noch rechtzeitig, um ihn zu retten und eine Ausbildung angedeihen zu lassen.

»Bist du gestürzt, Tante? Das wollte ich wirklich nicht...« Die Augen des Kindes schienen nun offen und ohne Falsch, und die künstlich erzeugten Gefühle der Freundschaft und des Mitleids bewirkten nun Reue für den Angriff in ihm. Mit seinen schmutzstar-

renden kleinen Händen griff er nach der älteren Frau, wollte ihr wohl eine Stütze bieten - doch zumindest diesen Rest ihrer Würde gedachte die Magistra zu behalten und trat einen Schritt beiseite.

Inzwischen hörte man auch die Schritte der neugierig herbeikommenden Dirnen und Lustknaben. Ohne den Kopf zu wenden, fragte Meliopema: »Kennt jemand den Kleinen? Ist seine Mutter irgendwo?«

Die Stimme einer verhärmten jungen Frau antwortete: »Sein Name ist Tar. Seine Mutter hat ihn von einem Dämonen bekommen, und daran ist sie dann verreckt. Das Balg ist verflucht und hat den bösen Blick.«

Weitere Fragen und Antworten ergaben folgendes Bild: Die Mutter des Kleinen war eine Hafendirne gewesen wie so viele in dieser Gasse, von seinem Vater aber wußte niemand Näheres - nur daß Gylda stets behauptet hatte, er sei ein reicher und mächtiger Zauberer, der sie und seinen Sohn eines Tages auf sein Schloß holen werde. Daran hatte sie bis zu ihrem Tod fest geglaubt, und Tarsinion hatte diesen Glauben geerbt. Seine magische Macht wußte er kaum anders zu nutzen als in unberechenbaren Zorneswallungen, und eine Hure glaubte zu wissen, daß er in einem Wutanfall seine Mutter ›zu Tode gehext‹ habe.

Das hatte ihn zum Außenseiter unter den Ausgestoßenen der Stadt gemacht - ein furchtsames Raubtier, stets auf der Flucht, gelegentlich durch Überfälle auf reiche Tempelbesucher im Besitz ei-

niger Schätze, die meiste Zeit aber Not und Hunger leidend. Die Stadtgarde jagte ihn, die Dirnen haßten ihn für seinen ebenso ungebrochenen wie unbegründeten Hochmut und seine zerstörerischen Zornausbrüche. »Fürwahr - ein Wechselbalg ist er!« - »Ein Koboldgeschenk!« - »Die Dämonen haben ihn gebracht!« riefen die Leute durcheinander.

Erneut wich das Kind zurück, und wieder war Feindseligkeit in seinen Augen zu lesen. Der Zauber hatte keine Freundschaft zu den Dirnen erweckt ihnen brachte der Knabe nur Mißtrauen, Wut und Angst entgegen. Mit einer kurzen Gesten hieß die Magierin die Umstehenden schweigen und wandte sich direkt an den Jungen.

»Dein Name ist Tar, Junge? Du kannst mich Magistra nennen.«

Der Junge zuckte mit den Schultern. »Ich heiße Tarsinion!« sagte er, seine Stimme bebte vor Erregung oder Zorn. Einige Augenblicke lang schwieg er, schien nach der rechten Worten zu suchen, und als er schließlich erläuternd hinzufügte: »Nach dem Elfenprinzen aus der Sage!«, hatten seine Worte etwas geradezu Flehendes an sich.

In den Augen des Kindes entdeckte Meliopema die Gier nach dem, was Reichtum oder vornehme Geburt geben konnten: Ansehen, Macht, aber auch so einfache Dinge wie ein Dach über dem Kopf und regelmäßige Mahlzeiten. Wenn irgend jemand sich die Mühe machen würde, den Jungen anzuleiten und seine Kraft auf ein Ziel zu lenken, könnte ein mäch-

tiger Magier aus ihm werden - so wie die Dinge nun einmal lagen, würde er vermutlich seinen zehnten Geburtstag nicht erleben.

Meliopema schüttelte den Kopf. Das würde sie nicht zulassen, nicht wenn die Götter ihr einen solchen Schüler und Erben zuspielten. Ihre Worte waren für keinen der Anwesenden bestimmt: »O mein guter Prinzpal - hättet Ihr Euch nicht so eingeeigelt, wäre Euch diese Begabung nicht entgangen, und Eure Akademie hätte einen Zögling von ungeahnter Macht gewonnen. Doch so ist der Knabe mein, und ich werde ihn ausbilden.«

Seitdem mit Rohal dem Weisen ein Magier auf dem Kaiserthron saß, drängte sich jeder Halbbegabte nach der angesehenen Ausbildung zum Akademiemagier, doch nichtsdestoweniger waren fähige und kraftvolle Zauberkundige noch immer dünn selten; und jeder von ihnen versuchte, andere Hochbegabte anzulocken und durch ihre Ausbildung eine Tradition zu begründen. Für Meliopema sah es so aus, als habe ihre Dynastie gerade eben ihren Anfang genommen.

Denn in der Gosse Bethanas hatte der Junge keinerlei Hoffnungen, als ihr Schüler aber würde er, sauber gewaschen und adrett gekleidet, mit guter Nahrung aufgepäppelt und wieder zu Kräften gekommen, einmal eine gute Figur machen. Hier würde ihm niemand eine Träne nachweinen - außer vielleicht der Prinzpal. Er würde sich vermutlich selbst zur Kröte wünschen, sobald er von dieser verpaßten Gelegenheit erführe.

Die Magistra wandte sich an das Kind: »Nein, Tarsinion, Elfenamen sind nichts für dich. Du bist kein spitzohriger Jäger aus dem Wald, du hast das Zeug zu einem bedeutenden Gelehrten. Daher sollst du einen guten Bosparano-Namen führen und als mein Schüler der alten Tradition Ehre machen. Du sollst Tharsonius von Bethana heißen und ein berühmter Magier werden!«





## 5. Kapitel

Im Land der Tulamiden hält man nicht viel von militärischer Schlichtheit und Kargheit, und auch die Tempel der ritterlichen Rondra werden zu allen Gelegenheiten üppig und hingebungsvoll geschmückt. Der altehrwürdige Dreiertempel zu Baburin machte da keine Ausnahme; tatsächlich wurde er als Sitz der Meisterin des Donnersturm-Bundes in jedem Jahr ganz besonders herausgeputzt.

Zum Tag des Schwurs, dem höchsten Fest im Jahreslauf, fielen die Spenden des Adels am großzügigsten aus, und allerorten waren noch die Spuren des Schmucks zu sehen, auch wenn die Feiern schon fast eine Woche zurücklagen. Zwar blinkten die uralten Rüstungen und Waffen in den Wandelhallen noch wie zum Fest auf Spiegelglanz poliert, doch die ehrwürdigen Ehrenbanner waren schon vor Tagen abgehängt und bis zum nächsten Fest sorgsam zusammengerollt worden, und in den Gängen und Korridoren fegten die Tempeldiener die letzten Schwertlilien- und Gladiolenblüten zusammen, mit denen der Tempel so verschwenderisch ausgekleidet worden war.

Verschwenderisch ist das richtige Wort, dachte die junge Frau, die eiligen Schritts an den Bediensteten

vorbeiging. Ihr schlichtes grün-weißes Kleid zeigte an, daß sie kaum zu den Gefolgsleuten Rondras zählte. Doch anders als sonst dachte Reutherin Eleonora von Revennis kaum daran, welche stärkende und heilende Elixiere die Blüten hätten spenden können, wären sie sorgfältig gepflückt und verständig zubereitet worden. Heute hatte sie ein dringenderes Anliegen: Die junge Heilerin suchte ihren Verlobten.

Der Kastellan des Tempels stand schier unerschütterlich auf seinem angestammten Posten Wache, als drohe der Heiligen Halle ernsthafte Gefahr - doch sein Wachdienst am Portal zwischen Wandelhallen und Großem Saal war nur eine von Tausenden altüberlieferter Traditionen. Wie der alte Graubart heute hatten schon zahlreiche Frauen und Männer vor ihm hier gestanden, und gewiß hatte er längst Enkel, die selbst schon Rüstung und Schwert trugen.

Als die jüngere und als Gast grüßte Eleonora zuerst. »Gelobt sei Peraine!« Insgeheim schalt sie sich danach für die kleine Boshaftigkeit - aber andererseits, wer mochte es ihr verdenken, daß sie im Namen jener Zwölfgöttin grüßte, die ihr die liebste war?

Der Graubart war ganz verbindliche Ritterlichkeit, als er erwiderte: »Gepriesen sei Rondra in Ihrer eigenen Halle!« Die Zurechtweisung in seiner Stimme war kaum zu hören. »Was ist Euer Begehrt, meine Dame?«

»Ich suche den Prinzen, Euer Hochwürden. Wißt Ihr vielleicht, wo ich ihn finden kann?«

»Seine Allerprinzlichste Durchlauchtigkeit hat,

wie um diese Zeit üblich, die Kammer der heiligen Schriftrollen aufgesucht, um seiner Gewohnheit entsprechend die Legenden der Heiligen zu studieren, meine Dame.« Mit einem Kopfnicken wies er eine Novizin an, die schwere Tür zum Großen Saal zu öffnen. »Wünscht Ihr einen Führer, meine Dame?«

»Nicht nötig, Euer Hochwürden - bemüht keinen der Euren. Ich kenne den Weg.« Ihr Knicks war nur angedeutet, und während sie auf den Korridor zustrebte, der vom Großen Saal zur Bibliothek führte, schalt sie sich für ihre Unhöflichkeit; doch die Überheblichkeit des Tempelmeisters hatte sie herausgefordert. Oder war sie aufgrund ihrer Anspannung einer Täuschung erlegen? Eleonora seufzte - was sie wirklich brauchte, waren ausgiebiger Schlaf, ein erholsames Bad in Ulmenwürgersud und ein spannender Ilmenblättertée. Doch angesichts ihrer vielen Pflichten sah es kaum so aus, als solle sich einer der drei Wünsche in nächster Zeit erfüllen. Ehe die Heilerin dazu kam, sich wiederum zu schelten, diesmal für ihr Selbstmitleid, hatte sie allerdings die Bibliothek erreicht.

Zu dieser Vormittagsstunde war der Raum nahezu menschenleer. Die wenigen Lektionen, die den Novizen nicht auf dem Tempelhof erteilt wurden, fanden anscheinend erst gegen Abend statt, wenn das Licht zu schlecht zum Kämpfen geworden war. Nur einige Tempeldiener waren zwischen den Regalen zu sehen, auf denen alte Folianten und Kodizes neben Tonkrügen mit Papyri und Pergamenten zu sehen

waren und ehrwürdige Legendensammlungen neben den jüngsten Rittermatrikeln ruhten.

Am hintersten der drei Lesepulte hatte sich Prinz Arkos verschanzt. Anders konnte man die Konstruktion aus aufgetürmten Büchern nicht bezeichnen, und wie der junge Mann so mit leicht hängenden Schultern hinter einem übergroßen Folioband stand, erinnerte er an ein Kind, das sich hinter einem Ritterschild versteckt. Schon beim ersten Blick fiel Eleonora auf, wie bleich die Stirn des Prinzen war. Die staubige und modrig riechende Bibliothek war aber auch ein sehr unpassender Platz für den erst kürzlich vom Fieber genesenen Jüngling! Sie selbst war von unzähligen Krankenlagern weit üblere Lüfte gewöhnt, doch für Prinz Arkos mochte die Moderluft einen Rückfall mit sich bringen.

Eleonora hüstelte, um Arkos' Aufmerksamkeit zu erregen, und schalt sich sofort. Kam es nicht einer Lästerung der Himmlischen Heilerin gleich, ohne Not zu husten und die göttliche Gabe Gesundheit zu verleugnen? Doch der eifrige Leser schaute nicht einmal kurz auf, so gewöhnt war er wohl an das Husten der Tempeldiener, wann immer sie einen weiteren Kodex entstaubten.

Seufzend wandte Eleonora sich unmittelbar an den Prinzen. »Euer Durchlaucht, auf ein Wort.« Mit dem halben, leicht unsicheren Lächeln, das er immer bei plötzlichen Störungen zeigte, schaute Prinz Arkos auf. Hastig trat er neben das Pult und vollführte eine vollendete höfische Verbeugung, bei der

sein geschwächter Körper ein wenig ins Schwanken geriet: »Verzeiht, meine Dame, daß ich Euch nicht bemerkte. Wie konnte mir solche Pracht entgehen?« Offensichtlich hatte er dem einfachen Gewand, dem ungeschminkten Gesicht und den strähnig hochgesteckten Haaren der Heilerin gar keine Beachtung geschenkt, denn er brachte die Worte mit formvollendeter Gedankenlosigkeit hervor.

Eleonora erwog kurz, ihn beim Ellbogen oder der Schulter zu fassen, um seinen entkräfteten Leib zu stützen, verwarf den Gedanken jedoch sogleich wieder - erfahrungsgemäß würden sowohl sein rondrianischer Stolz wie auch die höfische Etikette den Prinzen zu weiter schwächenden Versuchen veranlassen, seine Kraft und Selbständigkeit zu beweisen, und das mußte nun wirklich nicht sein. So musterte sie ihn nur voller Anteilnahme. »Euer Durchlaucht, Ihr solltet Euch schonen. So kurz nach Eurer Genesung ist es nicht klug, soviel Zeit in kerkerhaften Kammern voller verstaubter Bücher zu verbringen.«

»Meine Dame, Eure Fürsorge in Ehren, aber kann man etwas Besseres für seine Genesung tun, als sich am Beispiel kraftvoller Heldinnen und Helden zu erfreuen? Ein Kapitel aus der Vita der Heiligen Thalionmel oder des Heiligen Arkos schenkt mehr innere Kraft als viele Gebete zu Peraine.«

Schärfer als eigentlich beabsichtigt, erwiderte die Heilerin: »Der zukünftige Regent dieses Landes sollte als Freund des Lesens auch den Werken über die

Heilkunde und insbesondere über den Ackerbau seine Aufmerksamkeit schenken. Immerhin sind es die Feldfrüchte Peraines, die Aranien seinen Reichtum schenken.«

Ein Lächeln kräuselte Arkos' Lippen und verlieh ihm einen Anflug von Überheblichkeit, der kaum zu seiner schmalen Gestalt passen wollte: »Studiert der Seekönig der Zyklopeninseln die Ziegenzucht und Käseerei, nur weil viele seiner Untertanen sich damit abgeben? Es ist die Aufgabe des Herrschers, ein leuchtendes Bild des Adels und der Ritterlichkeit zu bieten und sein Land zu verteidigen - und nicht über das Umpflügen von Weizenfeldern nachzudenken.«

Eleonora seufzte kaum hörbar. Es würde wieder eines von diesen Gesprächen werden!

Aber Prinz Arkos fuhr bereits lebhaft fort: »Ihr neigt dazu, meine Dame, alles geringzuschätzen, was sich nicht ernten oder auf Wunden pinseln läßt. Aber wisset: In der letzten Nacht bin ich der Ritter einer wundervollen Dame geworden und habe von ihr einen Auftrag angenommen, der sehr wohl über das Wohl und Wehe unseres Reiches Aranien, ja ganz Aventuriens entscheiden mag!« Die eben noch bleichen Wangen färbten sich rosig, und die Augen strahlten - eindeutig im Fieberglanz, wie es Eleonora schien. Doch das entspannte Lächeln auf Arkos' Lippen war nun ohne jede Gezwungenheit oder Anmaßung - ein fast jugenhafter Ausdruck reinen Glücks.

In solchen Momenten empfand die heilkundige

Grafentochter eine fast unvernünftige Woge der Zuneigung zu dem jungen Mann, den zu heiraten sie eingewilligt hatte. Doch das bedeutete nicht, daß sie ihre Pflichten als seine Leibärztin zu vernachlässigen bereit gewesen wäre. »Gewiß, gewiß, Eure Durchlaucht. Ereifert Euch nicht und erzählt mir mehr von Eurer, ähm, Mission.« Eleonora kannte ihren Verlobten inzwischen so gut, daß sie wußte: Er wollte über die wunderbare Dame und den geheimnisvollen Auftrag reden. So war es auch, wenn ihm die Idee zu einem Heldengedicht oder einer Schlachttaktik kam. Bevor er seine Pläne und Gedanken nicht ausführlich erörtert hatte, würde er kein anderes Gesprächsthema billigen, mochte man ihm dessen Dringlichkeit auch noch so nahelegen. Vor allem aber hatte es keinen Sinn, ihn aufzuregen, falls das Fieber der letzten Monde wieder aufgeflammt sein sollte. Was er dann brauchte, war Ruhe, und es waren nicht die aufreibenden Exerzitien und Nachtwachen eines Mannes, der unbedingt als Ritter Ruhm erwerben wollte.

Kurzentschlossen zog Eleonora einen Hocker heran und setzte sich. Wenn er nicht herrisch über ihr aufragen wollte - und das würde ihm seine gute Erziehung nicht erlauben -, mußte er ihrem Beispiel folgen. Aus ihrem Beutel nahm sie so beiläufig und elegant wie möglich ein kurzes Messer und eine der rotgoldenen Früchte, die sie für ihren Verlobten mitgebracht hatte. Die meisten nannten das exotische Obst Arangen, seit es vor einigen Jahrzehnten

in Aranen heimisch geworden war, doch Eleonora zog den Namen Perainäpfel bei weitem vor. Während sie die dicke gelbrote Schale entfernte und mit geschickten Fingern das Weiße von den Fruchtspalten zupfte, fuhr Prinz Arkos mit seiner Erzählung fort. »Ich hatte eigentlich vorgehabt, zu Ehren der Göttin die Nacht durchzuwachen, wie es ihre Diener vor dem Ritterschlag tun. Doch ich schlief wieder einmal ein.«

Die Heilerin öffnete die Augen weit. Diese Nachtwachen waren der Fluch jeder Genesung, auch wenn der ewig kränkliche Prinz regelmäßig scheiterte und trotz kniender Haltung und eifriger Gebete gegen Morgen in unruhigen Schlaf fiel; doch noch nie hatte er sein Scheitern so heiter, fast beiläufig eingestanden.

»Und als ich so dalag und schlief« (ohne Decke oder auch nur einem Strohsack, vermutlich in einer den Bergwinden ausgesetzten Zelle, wie Eleonora grimmig für sich ergänzte), »hatte ich einen meiner Träume von einer großen Schlacht. Am Anfang war alles wie üblich.«

Eleonora wußte von diesen Träumen. Ganz am Anfang ihrer Verlobung, als sie noch versucht hatten, sich näherzukommen und besser kennenzulernen, hatte er gelegentlich davon erzählt - nächtliche Vorstellungen, in denen er in der Rolle seines verehrten heiligen Königs Arkos Heldentaten vollbrachte, wie sie sonst vor allem Halbwüchsige ersannen.

Arkos' eifrige Stimme riß sie aus diesen Abschwei-

fungen. »Doch dann wurde alles anders - *sie* erschien. Die Dame im Schleier.« Er sagte es so nachdrücklich, daß die Grafentochter erkannte, wieviel ihm die Traumerscheinung bedeutete. »Sie war... ist wunderschön. Ihre Stimme, ihre Gestalt... eine Fürstin, eine Kaiserin unter den Frauen, vornehm, edel und anbetungswürdig.« Seine Verlobte hatte der Prinz anscheinend völlig vergessen. »Und sie erwählte mich, mich als ihren Ritter. Mir gab sie in diesem Traumgesicht den Auftrag, Araniem und die Welt vor dem Untergang zu retten.«

Er wartete kurz auf Worte des Zweifels, auf Widerspruch, auf Fragen. Als ihn sein Gegenüber nur aufmerksam anschaute, fuhr er ermutigt fort: »Euch will ich es gern anvertrauen, denn das Schicksal des Landes betrifft auch Euch als meine zukünftige Gemahlin.« Eine schlichte Feststellung, ohne Wärme oder gar Leidenschaft vorgetragen, wie Eleonora mit leisem Bedauern feststellte. Der Prinz fuhr fort: »Ohne Zweifel wußte die Dame im Schleier mehr als wir einfachen Sterblichen - denn sie warnte mich vor den Ränken des Assarbad, als wäre er unser Zeitgenosse.«

Der Ausdruck in Arkos' Augen zeigte der Heilerin, daß nun eine Frage, eine Reaktion von ihr erwartet wurde. Nach Lage der Dinge konnte sie nur eine einzige Frage formulieren und hoffte, damit nicht das Vertrauen ihres Verlobten (oder eher ihres Schutzbefohlenen?) einzubüßen: »Wer ist dieser Assarbad, Euer Durchlaucht? Ein tulamidischer

Name, wie mir scheinen will.«

Der glühende Verehrer längst vergangener Kämpfer und Kenner fast vergessener Schlachten nickte zufrieden, daß seine ungebildete Verlobte Anzeichen von Verständnis zeigte. »Allerdings, meine Dame, allerdings - und wie tulamidisch! Der Name Assarbad ist fest in der Tradition des Landes verwurzelt, und seine Legende ist immer wieder aufzeichnet worden. Reutherin Halmara von Baburin - Eure Ahnfrau, meine Dame! - errang den Sieg im Wettstreit der Troubadoure für ihr Assarbad-Epos, und die schlachtenkundige Galafinde von Dirshenya zählt ihn zu den Sieben Großen Feinden Araniens - ein Urteil, in dem ihr fast alle Sänger folgen. Nein, fürwahr: Assarbad von Fasar war der vielleicht mächtigste und schrecklichste der Magiermoguln vom Gadang!«

Erleichtert dankte die Heilerin allen barmherzigen Göttern - endlich war ein Begriff gefallen, mit dessen Hilfe sie das Gespräch mit dem Fiebrigen im Fluß halten konnte. »Die Magiermoguln also. Sicherlich eine entsetzliche Bedrohung, ohne Zweifel. Aber wir wollen auch nicht vergessen, daß sie vor vielen Dutzend Menschenaltern gelebt haben und in zahlreichen Erd- und Lehmhügeln auf aranischem Boden begraben liegen sollen. Das abergläubische Volk meidet die Umgebung dieser ›Magiergräber‹ und läßt so viel guten Ackerboden ungenutzt. Das mag schon eine Bedrohung für das Land sein.«

Eleonoras schwaches Scherzchen prallte an Arkos'

eherer Entschlossenheit wirkungslos ab. »Damit tun sie nur recht! Wenn ich auf den Thron gelange, werde ich als erstes ein Gesetz erlassen, das das Umpflügen der Magiergräber verbietet.«

Die Heilkundige verzichtet auf den Hinweis, daß ein solches Gesetz seit Jahrhunderten bestand und die Kirche der Peraine ebenso lange ohne Erfolg dagegen protestierte.

Der junge Prinz setzte seine Erzählung fort. »Vielleicht wird sich gar aus diesen Gräbern neues Unheil erheben und den Rittern und Recken der Göttin mächtiger Gegner und Quell neuer Triumphe sein. Das wäre schon etwas! Mit dem Schwert in der Hand die Seinen schützen oder rächen - da lacht des Kriegers Herz. Ich allerdings wurde von der Dame im Schleier erwählt, um als ihr Kavalier gegen den obersten der Magiermoguln zu ziehen.« Fast wörtlich wiederholte Arkos die Worte der Verschleierte. Wenn es um das Memorieren von Sagen und dergleichen ging, war er kaum zu schlagen.

Eleonora seufzte erneut, zumindest ihrem Verlobten war diese Sache sehr ernst. »Bislang hielt ich diese Moguln eher für Gestalten aus den Legenden des Volkes, wie den Finstermann oder den Molcho«, sagte sie, »eine Erfindung, um Kinder zu erschrecken und die abergläubische Angst vor manchen Stellen im Wald zu rechtfertigen. Es ist also ganz sicher, daß sie wirklich gelebt haben?«

Arkos nickte: »O ja, meine Dame. Die Magiermoguln lebten und herrschten vor über zweitausend

Jahren in der Stadt Fasar am Rand des Raschtulswalles und waren sehr bewandert in den Künsten der Zauberei. Mit diesem Wissen unterwarfen sie die Völker des heutigen Araniens und errichteten eine Schreckensherrschaft, die erst endete, als sie in ihrem Hochmut den Großen Schwarm gegen Gorien sandten und dafür von den Himmlischen gestraft wurden.«

Eleonora nickte. »Vom Großen Schwarm habe ich auch gehört - eine schier unfaßbare Gotteslästerung, die alle Gaben der gütigen Peraine verzehrte und vernichtete: Grünpflanzen, Ackerboden, Menschenfleisch. Nur die Güte der Göttin verhinderte, daß auch die Heilige Stadt Anchopal vernichtet wurde. Aber ich hatte gedacht, daß sei in den Magierkriegen passiert, als der Schwarze Borbarad herrschte.«

Arkos' Antwort fiel weit weniger hochmütig aus, als sie erwartet hatte. »Nein, meine Dame, der Schwarze Borbarad lebte erst vor wenigen Jahrhunderten, und als nach seinem Ende die aranischen Zauberakademien geschlossen und die Magier vertrieben wurden, endete die Gefahr, was immer er auch in der Gorischen Wüste getrieben haben mag. Das Erbe der Magiermoguln jedoch ist immer noch in unseren Wäldern zu finden; die Spuren der Skorpionkriege trägt das Land noch heute, und vermutlich waren die Moguln weit mächtiger, als er je gewesen ist - würdige Gegner für jeden aufrechten Streiter der Göttin.«

Die junge Heilerin dachte nach, und so lauschte sie auch nur halb, als der Prinz erneut zukünftige Gefahren, namenlose Schrecken und ruhmreiche Heldentaten beschwor. Arkos' Gesicht glühte, und auf seiner Stirn standen kleine Schweißperlen. Eine innere Stimme riet der Heilerin, dem offensichtlich Fiebernden einen beruhigenden Tee aus Ilmenblättern zu geben und danach fiebersenkendes Atanax zu verabreichen - notfalls in etwas Würzwein und von einer gutmeinenden Lüge begleitet -, bis sie den Rat einer erfahreneren Medica einholen konnte, denn ein so plötzlicher Anfall war zumindest ungewöhnlich. Sehr ungewöhnlich sogar und widersprüchlich dazu: Für einen vom Fieberwahn Geschüttelten wirkte Arkos einfach nicht krank und erschöpft genug, und daß irgend etwas direkt in seinen Geist gefahren wäre, daran mochte sie lieber nicht denken. Außerdem mahnte eine andere Stimme sie, offen und sachlich zu bleiben, eine Stimme, die sie als die ihrer eigenen Lehrmeisterin erkannte. ›Die ist eine schlechte Heilerin, die von Anfang an alles zu wissen glaubt.‹ So pflegte Mutter Salasandra immer gern zu sagen.

Hatte nicht auch der Heilige Anconius von Baburin im Traum die göttliche Zustimmung für sein Vorhaben erhalten, einen Orden der magiebegabten Heilkundigen zu begründen? Eleonora war bei aller Frömmigkeit sehr bodennah und erdverbunden und hatte nicht viel mit Theologie im Sinn, doch sie war auch entschieden zu vorsichtig, um eine mögliche

Nachricht höherer Wesen einfach abzutun. Wenn Arkos nun recht hatte? Wenn die Warnung berechtigt war, wenn sich wirklich im Süden etwas zusammenbraute? Die aranische Geschichte kannte neben langen Zeiten der Blüte und des Friedens immer wieder Jahre der Gewalt und der Verwüstung, von denen selbst sie mehrere hätte aufzählen können. Plötzlich fröstelte die junge Frau, und sie schlang die Arme um den Leib. Arkos bemerkte es gar nicht, so war er in seine Visionen bevorstehender Herausforderungen versunken.

Als nach einer Weile sein Redestrom versiegte - er hatte zuerst die Heldentaten des Heiligen Arkos, seines Idols, aufgezählt und sie dann mit den eigenen, noch zu vollbringenden verglichen -, ergriff Eleonora das Wort. »Euer Durchlaucht, wenn dem so ist, dann müssen die Fürstin und der Thronrat in Zorgan davon erfahren - und der Diener des Lebens. Seine Heiligkeit wird wissen, was zu tun ist.«

Arkos' jugenhaftes Gesicht zeigte kurz Enttäuschung, danach wieder Zuversicht. »Ja, ich denke... Ja, es ist wohl nötig, daß ich die fürstlichen Ratgeber von der Lage in Kenntnis setze, ehe ich meine Mission antrete, damit sie sich auf die bevorstehenden Ereignisse vorbereiten können.«

In diesem Augenblick faßte Eleonora einen Entschluß. Wahr oder nicht, die nächtliche Botschaft durfte ihren Schutzbefohlenen nicht unvorbereitet der Gefahr aussetzen. Am besten überließe er die Nachforschungen älteren und erfahreneren Leuten

(fähigeren, wie ein boshafter Kobold ihr zuraunte), aber zumindest würde sie dafür sorgen, daß er mit der besten Vorbereitung aufbräche - geheilt an Körper und Geist und in Begleitung treuer Frauen und Männer, die ihm so viel Schutz bieten konnten, daß er selbst gar nicht in Kämpfe verwickelt werden mußte.

Sie hatte gelobt, den Prinzen zu ehelichen und ihm eine gute Gemahlin zu sein, und sie ließe ihn nicht in sein Verderben laufen. Daß sie für den einige Monde älteren Jüngling geradezu mütterliche Gefühle der Fürsorge empfand, tat da gar nichts weiter zu Sache...





## 6. Kapitel

Scholachi al Muruta al Gorno«, »Rüstung des überwundenen Giganten« nennen die einheimischen Tulamiden den berühmten Rondratempel von Baburin. Auch wenn die Chronisten und Archivare der Rondrakirche genaue Auskunft geben könnten über die Jahre, in denen die einzelnen Flügel erbaut wurden, bevorzugten Volk und Adel doch die alte Sage, derzufolge die Kriegsgöttin selbst den Tempel aus der Rüstung eines von ihr erschlagenen Riesen geschaffen hatte. Denn so wirkten die Bauwerke aus der Ferne: Die Mauern aus grünem Marmor und die Bronzeplatten auf Dächern und Kuppeln ähnelten grünspanbedeckten Panzerungen, die beiden langen Pilgerhallen am Hang wirkten wie Beinschienen, die große gewölbte Haupthalle gemahnte an einen Brustpanzer, und hoch oben am Berg glich die Spitzkuppel mit dem Allerheiligsten Götterbild fürwahr einem altehrwürdigen Spitzhelm.

Dieses Mal schenkte Prinz Arkos dem Tempel besondere Aufmerksamkeit. Die burgähnliche Weihestätte, die den jungen Thronfolger schon früher in wahre Begeisterung versetzt und zu so manchem von Höflingen eifrig gepriesenen Heldengedicht inspiriert hatte, war ihm nun nicht mehr allein ein

Sinnbild vergangener Epochen der Ehrenhaftigkeit und des Heldentums, sondern auch ein Symbol der Hoffnung, daß ein neues Heldenzeitalter herbeikommen möge. Nun, da es wieder zurückging in die Fürstenstadt Zorgan mit ihren Hofschranzen und Intrigen, schaute er lange zurück und versuchte, sich jeden Rechtspann des Tempels einzuprägen, um ein Bild stolzen Rondrianismus zu bewahren für die Zeit der Gefahr und der Abenteuer, die vor ihm lag.

Der Weg von Baburin in die Fürstenstadt Zorgan führt entlang des Flusses Barun-Ulah über eine gut ausgebaute Straße; ein fähiger Reiter brauchte zwei oder drei Tage für die Reise.

Bei der Eskorte des Prinzen sah das allerdings ganz anders aus. Die beeindruckende Reisegesellschaft umfaßte mehr als hundert Frauen und Männer: von den fünfzig Reitern der Leibgardeschwadron über mehrere Dutzend Leib- und Hofdiener bis zu denen, die die eigentliche Arbeit taten: Fuhrknechte, Stallknappen und Troßvolk. An jedem der sieben eingeplanten Tage waren dazu noch Späher und Boten unterwegs, die die Sicherheit der Straße überprüfen, Übernachtungsmöglichkeiten beim örtlichen Adel einfordern und andere Aufträge ausführen mußten, damit der kleinere Heerzug einigermaßen reibungslos vonstatten gehen konnte.

Angeführt wurde der Zug natürlich offiziell vom Prinzen persönlich, doch das eigentliche Kommando lag in der Hand Marschall Haldorans. Der alte Krieger mit dem eisgrauen Haar hatte bereits als

Oberst unter dem längst verstorbenen Kaiser Reto gefochten und war von diesem für seine Taten mit dem Marschallsamt und der Herrschaft über die Anchopaler Mark im Süden Araniens belohnt worden. Daß er als aranischer Graf und Hofmarschall bei diesem Ritt den Schutz des Prinzen leitete, zeugte von seinen tiefen Gefühlen für den jungen Thronerben, der sein Enkel hätte sein können und dem er all das beigebracht hatte, was er über die Ritterlichkeit wußte.

Die meiste Zeit dieser Woche verbrachte Prinz Arkos gegen den Rat der Leibwache und mit ausdrücklicher Mißbilligung seiner Verlobten und Leibärztin im Sattel - zu sehr hatte ihn die im Traum empfangene Mission aufgewühlt, als daß er sich wie üblich mit Pergament und Feder in die Geborgenheit der Reisekutsche zurückgezogen und über die alten Zeiten nachgesonnen oder ein weiteres seiner Heldengedichte verfaßt hätte. Die ungewohnte Fortbewegungsweise forderte jedoch ihren Zoll von dem jungen Mann. Üblicherweise ritt er nur zur Jagd aus und blieb dann vielleicht drei, vielleicht vier Stunden auf dem Pferderücken. Diesmal aber zwang er sich, so lange ohne Klagen im Sattel zu bleiben, bis der gesamte Troß anhielt und Nachtruhe befohlen wurde.

Der aranische Kronprinz war kein Schwächling, auch wenn er nur zu gut wußte, daß ihn viele so sahen - als einen schwächlichen, ewig kränkelnden Weichling, der sich in Heldensagen und Legenden

flüchtete. Es verhielt sich nur so, daß er die alte Zeit der Heldentaten und Epen der modernen Welt bei weitem vorzog. Damals gab es noch klare Fronten zwischen Gut und Böse und kein kompliziertes Taktieren, wie es die Staatslenkerinnen um seine Mutter pflegten und wie es ihm zahlreiche Lehrer vergeblich beizubringen versucht hatten.

Am ersten Abend ordnete Graf-Marschall Haldoran das Aufschlagen des Nachtlagers an, als sie eben die Baburiner Stadtmark hinter sich gelassen hatten. Doch wäre der Prinz selbst nicht allzu willig gewesen, es für diesen Tag genug sein zu lassen, hätte seine Verlobte eine Ruhepause verordnet. Noch war die dünne Haut am prinzlichen Gesäß nicht wundgescheuert - das würde erst in den nächsten Tagen geschehen -, doch die Glieder schmerzten ihn, und er freute sich auf die wohlverdiente Ruhe.

Die Straße nach Zorgan verläuft am Ostufer des Barun-Ulah, so daß die prinzliche Entourage genau gegenüber der Einmündung des Kamah kampierte, der von Westen her aus dem Hügelland heranfließt. Auch dieser Ort hatte seinen festen Platz in den Reiseplänen des Prinzen, denn hier pflegte er bei früheren Fahrten stets gern für einige Stunden zu verweilen und über die Helden früherer Tage nachzusinnen, deren prächtige Gräber vor Jahrtausenden am Oberlauf des kleinen Flusses aus dem Fels geschlagen worden waren. Irgendwo dort, wo gerade die Sonne über dem Gebirge versank, lag auch das König Arkos zugedachte Grabmal, das den großen

Helden nach dessen Schlachtentod nicht hatte aufnehmen können. Der Leichnam des heldenhaften Monarchen war von dieser Welt verschwunden, und der junge Prinz glaubte fest daran, daß sein Idol zu den Göttern entrückt worden war.

Eleonora fand ihren Verlobten und Schutzbefohlenen daher auch in einer sehr nachdenklichen Stimmung vor, als sie sich zu ihm begab. Ihren Fragen nach seiner Gesundheit wich er mit einem schwachen Lächeln aus. »Ein Krieger muß derlei Strapazen aushärten!«

Strapazen! Obgleich eine Grafentochter, nahm die junge Heilerin ihre Berufung sehr ernst und war schon so manche Nacht durchgeritten, wenn es notgetan hatte und niemand sonst einen Kranken in einem fernen Dorf hätte aufsuchen können. Aber wenn eines fatal gewesen wäre, dann der Versuch, sich dem Jüngling überlegen zu zeigen. Der Ritt mochte ihm ihn zweierlei Hinsicht guttun: Zum einen würde er, wenn Peraine es so wollte, sein Fieber ausschwitzen, zum anderen würde ihn sein wundes Hinterteil in einigen Tagen von allen Träumen über weite Abenteuerfahrten geheilt haben. Eleonora hielt nichts von Romantik, wenn es um das praktische Leben ging.

»Ja, Euer Durchlaucht, Ihr solltet die nächsten Tage viel reiten - dann wird sich erweisen, wie stark doch das ritterliche Blut in Euch fließt.«

Doch Arkos' Blick war bereits wieder abgeschweift, und sein eben noch schmerzverzerrtes

Gesicht wurde ruhig und sanft, als er wie so oft über die toten Heldenkönige der Vorzeit sprach, die in den Kammern aus Stein lagen und denen er so gern nacheifern wollte. »Ich habe mir überlegt, meine Dame, nach Vollendung meiner Mission ein prachtvolles Heldenmausoleum errichten zu lassen, nur einige Stunden von Zorgan entfernt in der Mitte des Landes. Wenn die Dame im Schleier« - er seufzte - »recht hat mit ihrer Warnung, und daran zweifle ich keinen Herzschlag lang, stehen uns harte, aber schöne Jahre des Krieges gegen das Böse bevor, und wir brauchen einen würdigen Platz, um die Helden dieses Kampfes zur Ruhe zu betten.«

Der Bau von Grabmälern und Mausoleen war eine Lieblingsbeschäftigung der aranischen Tulamiden und hatte selbst dem größten Strom des Landes seinen Namen gegeben: So wie der göttliche Boron über die Seelen der Verstorbenen wachte, wachte der Barun-Ulah, der Fluß des Seelenhüters, über deren Leiber. Eleonora kannte sogar die Regeln der tulamidischen Sprache, nach denen aus dem Namen Boron Barun geworden war, doch die Geisteshaltung der einheimischen Bauern und Kleinadligen war ihr fremd geblieben: Als Tochter einer Garethierfamilie sah sie das Leben als Freund, die Krankheit als Feindin an, die es allzeit zu bekämpfen galt. Zwar verehrte sie Boron wie jeden der Zwölf, aber sein Kult war ihr immer fremd geblieben. Die Tulamiden hingegen bildeten sich ein, mit Boron in ihrer Mitte leben zu können, verehrten seine sanftmütige Tochter Marbo

und errichteten den Toten Häuser und Gräberstädte. Von der Einmündung des Karnah würden sie bis unweit von Zorgan an Palastbauten unterschiedlichen Alters vorbereiten, die in den letzten Jahrhunderten von Fürstinnen und Fürsten als Grabtempel errichtet worden waren. Arkos kannte die Geschichte jedes einzelnen Gebäudes und erzählte sie immer wieder.

Während er in schwärmerischen Worten das für sich selbst bestimmte Mausoleum beschrieb, das wie ein Palast dereinst seine sterblichen Überreste aufnehmen sollte, dachte Eleonora daran, wieviel Kraft in den letzten Jahrhunderten bereits für solch eitlen und völlig unvernünftigen Prunk vergeudet worden war.

O ja, auch sie hatte Pläne für die Zukunft, und wenn Arkos gekrönt und sie seine Gemahlin war, würde ein solcher Unsinn bald aufhören. Die Heilerin nahm ihre Pflichten sehr ernst und sie hatte schon früh gelernt, wahre Frömmigkeit von Frömmerei zu unterscheiden.

Prinz Arkos hatte inzwischen seine Schilderung der geplanten Grabanlage beendet - dem Anschein nach sollte es eine Mischung aus tulamidischen Zitadellen, garthischen Burgen und Pyramiden unbekannter Herkunft werden - und wartete offensichtlich auf Bestätigung. »Das klingt nach einem wohlinspirierten Bauvorhaben, Euer Durchlaucht. Aber wenn ein Krieg bevorsteht, was die Götter verhüten mögen, ist es dann nicht eher die Pflicht des Herrschers, Kornspeicher zu bauen, Siechenhäuser

zu errichten und die Unterstützung der notleidenden Bevölkerung vorzubereiten? Die Gefallenen haben ihr Leben hinter sich.«

»Meine Dame, wie redet Ihr! Sie werden ihr Leben zum Schutz der, äh, Bauern gegeben haben und verdienen die größtmögliche Aufmerksamkeit. Die Helden und Heldinnen sind es, von denen die Troubadoure noch in Jahrhunderten singen, nicht die Bäuerinnen auf ihrem Acker.«

Der Prinz verachtete das einfache Volk nicht - es kam in seiner Welt einfach nicht vor. Bauern waren die Leute, die mit rätselhaften Geräten noch rätselhaftere Dinge taten und auf den Äckern standen, wenn ein Ritter mit Gefolge oder eine Jagdgesellschaft vorbeiritten. Keine Sage, kein Heldenlied sangen von ihnen, und daher konnten sie vor den Augen der Ewigen keine nennenswerte Bedeutung haben.

Eleonora kannte diese Einstellung nur zu gut von ihren Brüdern - beides tapfere Ritter ohne Achtung vor dem Leben. Daß sie selbst der Berufung zur Heilerin gefolgt war und gar ihre magische Begabung als Heilmagierin hatte nutzen wollen, hatte für einigen geschwisterlichen Spott gesorgt. Bei der gütigen Peraine, weder Wulftan noch Erngrimm hatten geahnt, wie lästerlich ihr scherzhafter Vorschlag gewesen war, »sie könne ihre Brüder ja begleiten und die von ihnen geschlagenen Wunden wieder ganz machen!«

Nicht nur aus Zuneigung, auch und vor allem wegen ihrer Berufung hatte sie die schwere Bürde auf

sich genommen, Verlobte und später Gemahlin dieses Prinzen zu werden. Was ihrem Vater und der Fürstin nur eine günstige dynastische Verbindung war, würde sie zum Wohl der Kranken und Leidenden benutzen, denn daß in Aranen die Frauen die eigentliche Arbeit des Regierens verrichteten, war alter Brauch. Früher hatte sie sich in ihren wenigen Mußestunden manchmal nach dem Grund dieser Sitte gefragt, doch seit sie Arkos kannte, waren diese Fragen beantwortet; und so wenig sie auf müßigen Klatsch gab, hatte sie doch gehört, daß sein verstorbener Vater ein noch schlimmerer Tagträumer gewesen sein sollte.

Jäh wurde sie in die Wirklichkeit zurückgerissen, als Prinz Arkos seine letzte Frage wiederholte: »Woran denkt Ihr, meine Dame? Eine Vision?« Bei Peraine, es war bei dem Jüngling manchmal unmöglich, Scherz und Ernst in seinen Worten zu unterscheiden! Mit einigen gemurmelten Worten der Entschuldigung zog sie sich zurück und riet Arkos, gleichfalls früh das Bett in seiner Reisekutsche aufzusuchen, auch wenn er vermutlich ihren Rat mißachten und statt dessen noch einige Stunden hier sitzen und nachsinnen würde, bis die Müdigkeit ihn übermannte. Doch schien ihm der Ritt nicht geschadet, sondern geholfen haben, die Krankheit zu überwinden, denn das fiebrige Glänzen in seinen Augen war schwächer geworden.

Mit einem scharfen Selbsttadel für ihre Zerstretheit und mangelnde geistige Disziplin begab sich die junge Heilkundige in ihr eigenes Bett.



## 7. Kapitel

Das Chaos im Vierten Studienlaboratorium wider setzte sich jeder Beschreibung, »Unfaßbar! Unglaublich! Unvorstellbar!« murmelte die Leiterin der Kusliker Halle der Antimagie, als sie sich ihren Weg durch zerbrochene Tiegel, zerschmetterte Zauberkreide und zerschmolzene Beschwörungskerzen bahnte. In einem der wenigen magiekundlichen Bücher, die es zur Zeit der priesterkaiserlichen Inquisition gegeben hatte, war ihr einmal ein entzückend naives Bild mit dem Untertitel ›Das Chaos in der Studierstube des Schwarzmagiers‹ aufgefallen, doch was der unbekannte Künstler dem ungenannten Dämonologen an dämonischer Unordnung und Verkommenheit zugeschrieben hatte, war nichts gegen die Zerstörung, der sie sich nun in einem Saal ihrer eigenen Akademie gegenüber sah.

Inmitten der Trümmer stand Magister Elothirion, der hier für gewöhnlich die Kunst der Abschwörung lehrte und nunmehr eilig nach der Akademieleiterin hatte rufen lassen. In seinen feuchtschimmern den Augen standen Verwirrung und Hilflosigkeit, und im Hintergrund schien das düstere Feuer der Verzweiflung zu glimmen. Meliopema wußte, wieviel Zeit und Kraft er in die Ausstattung dieses

Laboratoriums gesteckt hatte.

»Was in Hesindes Namen ist denn hier vorgefallen? Eine fehlerhafte Invocation?« fragte sie statt einer Begrüßung. Dann erst fielen ihr die möglichen Folgen einer solchen mißlungenen Beschwörung ein. »Ist jemand verletzt worden?«

Der Magister schüttelte müde den Kopf. »Nein... nein, keine Verletzten...«

»Gut, aber wie konnte es zu diesen... Zerstörungen kommen? Bitte laßt Euch nicht jedes Wort einzeln entlocken!«

Stockend und weitschweifig schilderte Magister Elothirion, was dazu geführt hatte, daß es hier, in der Akademie zu Kuslik, nun aussah wie auf üblen, zur Abschreckung gedachten Holzschnitten. »Ich leite gerade die abschließende Experimentalreihe des Kurses ›Verbannung extrasphärischer Entitäten II‹ und habe zu diesem Zweck einen minderen Dämon der Species Bragguides beschworen... selbstverständlich völlig im Rahmen der mir gewährten Dispense hinsichtlich der Dämonenbeschwörung, Eure Spektabilität... Die Bragguiden eignen sich nun einmal vortrefflich für Experimente, da sie sehr furchteinflößend sind, ohne einen vergleichbaren Schaden anrichten zu können... Das stellt dann die Willenskraft und den Mut der Novizen auf die Probe, da sie es ja gar nicht schaffen können... eigentlich... nicht wahr?«

»Bei Hesinde, Magister, nun erklärt nicht mir, was Ihr besser Euren Schülern erklären solltet, sondern

nehmt Euch zusammen und sagt, was hier tatsächlich vorgefallen ist!« Meliopema hielt sich selbst für ausgesprochen geduldig - eine Tugend, die für eine Hofmagierin wie auch für eine Akademieleiterin unerlässlich war -, doch bei einem derartigen Vorfall hatte auch ihre Geduld Grenzen.

Anfangs stockend, dann immer flüssiger brachte der Lehrmeister seinen Bericht vor, diesmal ohne allzu viele Abschweifungen. »Der Versuch zielte darauf ab, die Reaktion der Novizen auf ihr eigenes Versagen zu bewerten. Den von mir invozierten Braggu kann nach ihrem Erfahrungs- und Wissensstand niemand verbannen. Daher kann man beobachten, ob sie gleichgültig oder verärgert, mit Verzweiflung oder neuem Lerneifer auf den Mißerfolg reagieren. Sie wissen natürlich nicht, daß er unvermeidlich ist. Einer meiner Novizen hat sich das Scheitern auf ganz besondere Weise zu Herzen genommen: Als der Mindere Dämon auf seine Formeln nicht reagierte, wurde der Schüler regelrecht rasend vor Wut. In seinem Jähzorn warf er die Hilfsmittel um oder beschädigte sie, fluchte unflätig und rief kleinere elementare Manifestationen herbei.

Die übrigen Novizen versteckten sich oder flohen, der Braggu aber schien beeindruckt - nun, ich will nicht freveln und die Motive der Dämonen enträtseln wollen. Auf jeden Fall kam es zu einem regelrechten Blickduell - das eigentlich so furchterregende fratzenhafte Antlitz des Braggu schien den Novizen gar nicht zu beeindrucken -, und dann unterwarf sich

der Dämon dem Schüler!«

»Wollt Ihr behaupten, einer Eurer Novizen, nicht einmal ein Studiosus, habe durch einen Wutanfall einen Dämonen eingeschüchtert? Magister, Ihr scherzt!« Noch war es zu früh, handfeste Vorwürfe zu machen, doch in den Ohren der Akademieleiterin klang das wie eine hanebüchene Ausrede für den Ausgang eines unvollständig abgesicherten Experiments.

Magister Elothirion schüttelte so heftig den Kopf, daß die weißen Haare flogen. »Ich scherze nicht mit so etwas... Ich kann es auch nicht erklären... Ich... ich gestehe ja ein, daß ich zu verwirrt und neugierig war, um selbst einzugreifen. Ohne daß ich etwas dazu getan hätte, erkannte der Braggu meinen Schüler als seinen Meister an und folgte dem Befehl, in seine Sphäre zurückzukehren... fast erleichtert, möchte ich sagen...«

Meliopema straffte sich und zwang sich zu einem Lächeln. »Dann hat also einer Eurer Schüler eine unerfüllbare Aufgabe bestanden und der Wissenschaft neue Erkenntnisse über wirkungsvolle Methoden der Dämonenbannung beschert, Magister Elothirion. Darf man nun noch fragen, wie dieser Wundertäter heißt?«

Der Stimme des Magisters fehlte jede Aufsässigkeit, als er die Antwort gab. »Das könnt Ihr Euch doch gewiß denken. Es war Tharsonius von Bethana, den Ihr selbst hier eingeführt habt.«

Tharsonius also! Natürlich hatte sie den hochbe-

gabten Knaben aus der Gosse nicht vergessen, doch seit sie selbst beim neuen Herzog in Ungnade gefallen und vom Posten der Hofmagierin, einer Stellung mit erheblichem politischen Einfluß, zur Leiterin dieser rein wissenschaftlichen Institution fortgelobt worden war, hatte sie geradezu darauf geachtet, dem Kleinen nicht allzuviel Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen. Aus ihrer erträumten Hofmagierdynastie würde ohnehin nichts werden.

Dennoch war ihr nicht verborgen geblieben, welche überragenden Fortschritte der Schüler machte, und nicht wenige Lehrmeister hatten geschworen, noch nie einen derartig fähigen und aufmerksamen, ja mächtigen Zögling gehabt zu haben.

»Mir scheint, ich habe ihn ein wenig vernachlässigt in letzter Zeit. Wo ist er jetzt? Ich möchte ihn gern sprechen.«

»Tharsonius ist zur Zeit in seiner Kammer. Soll ich ihn in Euer Offizium kommen lassen?«

Die Leiterin schüttelte den Kopf: »Nein - laßt ihn besser hierherholen. Er soll hier inmitten seiner Taten eine Stellungnahme abgeben, und ich will ihm dabei in die Augen sehen.«





## 8. Kapitel

Der halbwüchsige Novize betrat das Laboratorium und schien sich überaus wohl zu fühlen, obgleich er bei jedem Schritt Trümmern ausweichen mußte und zwei stämmige Schuldienere ihn begleiteten. Nicht einmal die Tatsache, daß sein Lehrer und die Akademieleiterin ihn aufmerksam beobachteten, machte ihn in irgendeiner Hinsicht verlegen, wie man es von einem Schüler dieses Alters in einer solchen Situation eigentlich hätte erwarten sollen.

Tatsächlich glich sein Auftritt dem Einzug eines Königs in seinen Thronsaal - nein, besser dem Triumphmarsch des siegreichen Feldherrn auf dem Schlachtfeld, verbesserte sich Meliopema. Wie rasch die acht Jahre vergangen waren seit jenem verregneten Tag in Bethana... Aus dem verhärmten, kranken Kind war ein kraftvoller, wenn auch sehr schlanker Jüngling geworden, an dessen sehnigen Armen und Beinen kein Skrupel Fett zuviel war. Der Rest seines Leibes wurde von der knappen Novizentunika aus einfachem grauen Stoff bedeckt, doch Tharsonius strahlte die Würde eines Fürsten aus. Sein nach alter Sitte glattrasiertes Gesicht wirkte majestätisch, die dunklen Kraushaare erinnerten an Bilder von alt-

bosparanischem Adel.

Das Lächeln auf seinen vollen Lippen war ein wenig zu selbstsicher, sein »Ihr habt nach mir gerufen« eine Idee zu herablassend für einen gehorsamen Zauberschüler. Fehlentwicklungen, die dringend einer Korrektur bedurften!

»Schau dich nur um, Tharsonius. Was hast du dazu zu sagen?«

Der junge Mann schien mit den Schultern zucken zu wollen, dann aber besann er sich unter Meliopemas hartem Blick eines Besseren und schlug die Augen nieder: »Es war notwendig, um den Dämon erfolgreich zu vertreiben.«

Meliopemas Ton nahm an Schärfe zu. »Zwar kennt die magische Wissenschaft verschiedene Methoden, einen ›Erfolg‹ zu definieren, doch die Vernichtung von Gerätschaften im Werte von einigen hundert Silbertalern wird in keinem dieser Fälle zu den Kriterien gerechnet.« Ihr beißender Spott schien an dem jungen Magierlehrling abzugleiten wie Brabaker Vitriol an Salamanderhaut.

»Die Aufgabe lautete, die invozierte Entität zu bändigen - und das ist mir sine dubio gelungen.«

Trotz dieser empörend frechen Antwort frohlockte Meliopema. Tharsonius hatte ihr einen guten Ansatzpunkt für ein Gegenargument gegeben. »Wie habe ich das zu verstehen? Du meinst also, daß nur das Ergebnis zählt, gleichgültig, wie es erreicht wurde?«

Zum ersten Mal verschwand das triumphierende

Lächeln von Tharsonius' Gesicht und machte einer verwirrten Miene Platz. Ganz offensichtlich dachte der Novize eine ganze Weile über die Frage ernstlich nach, ohne eine klare Antwort zu finden. Dann zeigte sich allerdings plötzliches Verstehen in seinen schönen Zügen, und schlagartig kehrte das Grinsen zurück. »Das ist eine Scherzfrage, Magistra, nicht wahr?«

»Ich denke, das reicht jetzt! Du wirst dich auf deine Kammer begeben und erst wieder herauskommen, wenn ich nach dir schicke. Bis dahin wirst du über diese deine Tat nachdenken!« Hätte sie den Schüler geohrfeigt, wäre er nicht stärker zurückgezuckt; sogleich aber fand er wieder zu seiner bisherigen Würde zurück. Ohne ein weiteres Wort, als hätte ein Monarch eine Bittstellerin entlassen, wandte er sich um und ging hinaus.

Kaum war der Novize aus dem Raum, wandte sich die Akademieleiterin kopfschüttelnd an den hilflos dabeistehenden Magister Elothirion. »Dieser Hochmut! Und das bei einem schlichten Novizen! Wie lange ist er denn schon so? Das kann doch nicht von heute auf morgen kommen.«

Mit seinen über sechzig Jahren errötete der Magier wie ein Kind, das bei einem Streich ertappt wurde und erklärte: »Der Novize Tharsonius ist schon seit einigen Semestern sehr, äh, selbstbewußt.« Dann fügte er rasch hinzu: »Aber er ist ja auch wirklich großartig und vielen Älteren weit voraus!«

Mit gespielter Freundlichkeit zog Meliopema

den Magister heran und beugte sich ihm verschwörerisch zu. »Ich weiß, daß Ihr aus der Schule des Magisters Jorgamarti kommt und ich nur eine einfache Hofmagierin war.« Einen Herzschlag lang hielt sie inne. »Aber wo ich gelernt habe, ist ein solches Unglück erschreckend, entsetzlich, vielleicht auch kostspielig, jedoch nie, niemals großartig genannt worden!«

Während der Lehrmeister zurückschreckte, fuhr sie fort: »Ihr habt dieses Labor auf dem Gewissen! Ja, glaubt es nur! Ihr habt viel zu lange im Vertrauen auf seine fachlichen Leistungen seine charakterlichen Mängel außer acht gelassen! Ihr hättet zu mir kommen müssen: ›Eure Spektabilität, ich kann den jungen Tharsonius nicht bändigen. Der junge Tharsonius tanzt mir nach Belieben auf der Nase herum.« Das hättet Ihr tun müssen, aber Ihr habt geschwiegen und abgewartet, bis nun vielleicht alles zu spät ist.«

Elothirion hatte dem Wortschwall seiner Vorgesetzten ohne Widerrede gelauscht, nun aber faßte er sich ein Herz und widersprach. Er sei schließlich nicht der einzige Lehrmeister des Novizen gewesen, sagte er, und daher seien mögliche Versäumnisse nicht ihm allein anzulasten.

Grimmig nickte die Akademieleiterin: »Gewiß, gewiß.

Andere tragen auch ihre Mitschuld an diesem Mißstand. In den nächsten Tagen wird daher das Kollegium über die Zukunft des Knaben entscheiden. Vorläufig soll er erst einmal drei Tage meditieren, da-

nach ist er vom Unterricht in combattiver, invocativer und Kontrollmagie suspendiert und erhält in der freigewordenen Zeit zusätzliche ethische Schulung bei Vater Hesindionar. Die Lehren der Weisen Göttin werden ihm Einsicht und Verstehen schenken.« Dem Gesicht der erfahrenen Akademieleiterin war deutlich anzusehen, wie wenig Glauben sie ihren Worten schenkte.





## 9. Kapitel

Anders als das persönliche Offizium der Akademieleiterin war die Kollegiatskammer nicht mit dem Prunk eines hochadligen Hofes ausgestattet; denn üblicherweise traf Magistra Meliopema die Entscheidungen allein und konsultierte die übrigen Lehrmeister nur selten - ein Führungsstil, der zwar oft kritisiert wurde, sich aber als wirkungsvoll erwiesen hatte.

Heute allerdings standen Entscheidungen an, die weniger für die Akademie wichtig waren, als daß sie irgendwann einmal höchst peinliche Folgen haben konnten. In solchen Fällen ist es immer besser, möglichst viele Leute mit in die Verantwortung zu verstricken.

Zugegen waren neben der Akademieleiterin und Magister Elothirion noch die anderen höherrangigen Lehrmeister und die für Zucht und Ordnung unter den Schülern zuständige Magisterin sowie Vater Hesindionar, der geistliche Berater der Akademie und ihrer Zöglinge.

Nach den üblichen Höflichkeitsfloskeln, derer das Magierbosparano besonders viele kennt, kam Meliopema schnell zum eigentlichen Thema. »Ich weiß«, begann sie, »daß im allgemeinen Sitzungen

dieses Gremiums nicht deshalb einberufen werden, weil über das Betragen und die Zukunft eines einzelnen Schülers zu beraten ist. In diesem besonderen Fall allerdings habe ich Anlaß, Euch als die übrigen leitenden Magister der Akademie um Rat zu fragen. Es geht um den Novizen Tharsonius von Bethana.«

Die Anwesenden warfen sich vielsagende Blicke zu.

Der Bericht von der ›Großtat‹ des Jungen hatte sich in den letzten Tagen in Windeseile verbreitet, und anscheinend wußte jeder etwas mit seinem Namen anzufangen. Nachdem Magister Elothirion widerstrebend seinen Bericht erstattet hatte - die eigene klägliche Rolle bei dem Vorfall überspielte er geschickt -, sollte die Diskussion beginnen.

Angesichts der Tatsache, daß die Spektabilität den Knaben als ihren Schüler mitgebracht hatte, als sie die Leitung der Akademie übernahm, hatte er naturgemäß als ihr besonderer Favorit gegolten, und auch der letzte noch der Wissenschaft verschriebene Magier wußte Klügeres, als den Schützling der Institutsleiterin anzuschwärzen. Doch ebenso deutlich war allen, daß die Magistra solcherlei Argumente kaum hören wollte, und deshalb herrschte für eine Weile betretenes Schweigen.

Es war Vater Hesindionar, der als erster das Wort ergriff. »Der Novize Tharsonius ist ein sehr begabter und lerneifriger Junge, das steht außer Zweifel. Doch obgleich er an den Gaben der Herrin sehr interessiert ist, vermag er auf ihre Sittenlehre kei-

nen Gedanken zu verwenden. Eine Düsternis ist in ihm und versperrt seinen Blick auf die Güte der Himmlischen - ein kaum zu überwindender Haß auf die Welt und auf alle, die es besser haben, so scheint es mir. Er will es allen anderen gleich tun, ja sie sogar übertreffen und so befürchte ich - beherrschen.«  
Verschwommen und undeutlich waren die Worte, und doch verstand jeder, was der Geweihte meinte. Alle wußten, daß Tharsonius aus keiner hochstehenden Familie stammte - und an einer Herzoglichen Akademie, an der die Zöglinge nur zu gern mit den Gaben und Gunstbeweisen ihrer adligen und wohlhabenden Eltern prahlten, machte das den Novizen zum Außenseiter ›Waise‹, ›Findelkind‹, ›Bastard‹, so nannten ihn viele Mitschüler heimlich, und es lag neben Hochmut und Dünkel auch viel Abneigung, ja Abscheu darin, denn mit der abweisenden, zielstrebigen Art eines verbitterten Erwachsenen war Tharsonius den noch immer verspielten Heranwachsenden fremd.

Die Akademieleiterin seufzte - sie selbst hatte es vermieden, genauere Angaben über Tharsonius' Eltern zu machen, um den neuen Zögling nicht von vornherein dem Gespött seiner Mitschüler auszusetzen. Denn wie hart die Anforderungen an junge Zauberlehrlinge waren und welcher Druck auf ihnen lastete, wußte sie selbst ebensogut, wie sie die Neigung mancher Mädchen und Jungen kannte, sich mit gehässigen Bemerkungen zu quälen.

Daß Tharsonius' Mutter eine Hafendirne war, hat-

te Meliopema niemanden anvertraut.

Dennoch, die Ereignisse bewiesen, daß es an der Zeit war, ihrem Kollegium reinen Wein einzuschenken und die übrigen Lehrmeister an der Entscheidung über die Zukunft des ebenso aufsässigen wie hochbegabten Schülers zu beteiligen. Mit kurzen, dürren Worten berichtete die Akademieleiterin nun davon, wie sie Tharsonius als kleinen Jungen in Bethana gefunden hatte, und auch das, was die Dirnen dort über seine Herkunft zu erzählen hatten. Nur die offenkundigsten Lügen - wie die vom Mord an der Mutter - ließ sie aus.

Danach brach Magistra Alarica als erste das Schweigen. Sie unterrichtete die jüngsten Zöglinge und kannte Tharsonius noch als Eleven von neun Jahren, der gerade auf die Akademie gekommen war. »Das würde einiges erklären. Von Anfang an erzählte er nur eines über seine Eltern: daß sein Vater ein mächtiger und berühmter Zauberer sei, der aber so viel Zeit für seine Studien brauche, daß er sich nicht um ihn kümmern könne. Die anderen haben es natürlich nicht geglaubt und viel gespottet, so daß er sich mit einigen... nun, ich würde es Zaubertricks nennen, zumindest ihr Stillschweigen erkämpfte.« Damit war der Damm gebrochen, und nun kannte fast jeder eine Schwierigkeit, die der Junge mit seinem Glauben an den mächtigen Vater erzeugt hatte.

Zu diesen Schwierigkeiten zählte etwa die Affäre um den Ehrentisch: Offiziell stand er für die Kinder vornehmer und wichtiger Familien bereit. In der

täglichen Praxis wurde diese Wichtigkeit vor allem anhand der Spenden an die Akademie bemessen, und sehr viele hochrangige Häuser des Herzogtums taten einiges dazu, um ihren Sprößlingen einen Platz am Ehrentisch zu sichern. Das eigentliche Problem lag darin, daß auch das Findelkind Tharsonius einen Platz am Ehrentisch beanspruchte und jeglichen Widerspruch als Beleidigung seines abwesenden Vaters zu rächen entschlossen war. Die übrigen Adelskinder hatten schließlich einhellig darum gebeten, daß ›ihr guter Freund Tharsonius‹ bei ihnen sitzen dürfe; doch wenn er dann wie ein kleiner König in der Mensa saß und das delikate, von einem eigenen Koch zubereitete Ehrenmahl verzehrte, rückten die meisten von ihm ab und wechselten kein Wort mit ihm.

Meliopema fühlte es an der Zeit, eine Frage einzuwerfen. »Die übrigen verabscheuen ihn also? Er gefährdet den Frieden innerhalb der Schülerschaft?«

Die Novizenmeisterin gab bereitwillig Auskunft. »Es scheint tatsächlich keinen zu geben, der ihm gleichgültig gegenübersteht. Einige - darunter Zöglinge aus dem höchsten Adel - hängen wie Verliebte an seinen Lippen und beten jedes seiner Wort nach. Die übrigen - und das ist der weitaus größte Teil - meiden, ja, fürchten ihn und scheinen ihn für eine Wiedergeburt des Fran-Horas zu halten.«

»Bitte, bitte, wir wollen doch verflossene Dämonologen aus dem Spiel lassen! Der Herzogliche Leib-

medicus rechtfertigt sich ja auch nicht ununterbrochen, daß es einmal einen Blutigen Rudinor in seiner Zunft gab.« Der Scherz hatte die Atmosphäre auflockern sollen, doch selbst Magister Elothirion fühlte sich nur zu einem gequälten Lächeln bemüßigt.

Daher fuhr Meliopema resolut fort: »Es geschieht nicht gerade selten, daß ein vaterloses Kind sich das Bild seines Erzeugers in den leuchtendsten Farben ausmalt. Die Mutter hat ihn als Knaben gewiß noch darin bestärkt. Dennoch können wir nicht darunter leiden, und er muß die Folgen eines solchen Irrglaubens endlich selbst und allein tragen.«

Der Satz war sehr vage formuliert, doch der Gedanke einer Trennung von diesem ungebärdigen Zögling war nun ausgesprochen, und die meisten Lehrmeister schienen den Gedanken an einen Hinauswurf des Tharsonius zu begrüßen, Großartigkeit hin oder her.

Anders jedoch Magister Jandronius, der ehemalige Rector des gesamten Lehrstabes. Er war dafür bekannt, seine Worte mit äußerstem Bedacht zu wählen, die meisten jedoch bezeichneten seine Art als schlichtweg langatmig. »Eine Trennung von diesem Novizen mag ja verlockend erscheinen, eines wollen wir jedoch noch bedenken, Collegae: Eine Relegation des Schülers würde uns vielleicht persönlich von der Verantwortung befreien - doch was wären die moralischen Konsequenzen?« Seine dünne Stimme schwang sich in die Höhe, als er einen langen, zähflüssigen Monolog über die Verantwortlichkeiten des

Lehramts begann.

Meliopema schien gelangweilt auf ihr Manuskriptblatt zu starren, während sie mit jahrelanger, bei unzähligen öden Hofveranstaltungen erworbener Übung aus den Augenwinkeln ihre Kollegen und Untergebenen beobachtete. Es mochte sich irgendwann einmal als nützlich erweisen, darüber Bescheid zu wissen, wer angesteckt vom Vorbild der Akademieleiterin zu dösen begann und wer dem älteren Magier den nötigen Respekt erwies und aufmerksam seinen Worten lauschte.

Erst als der Name Tharsonius fiel, beendete Meliopema ihr halbherziges Intrigenspielchen und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder Jandronius zu, der endlich zur Sache kam. »Wenn wir in diesem konkreten Casus den Schüler fortschickten, würde das sein Talent und - nun, wollen wir sagen, seine Einstellung reduzieren oder gar eliminieren? Cum certanitate non - beides bliebe bestehen und könnte weiter ausgedehnt werden. Der Novize ist nun einmal großartig und mit astralen Kräften in unvergleichlichem Maße gesegnet, und unsere Bemühungen haben ihn inzwischen auch mit dem nötigen gedanklichen Gerüst ausgestattet, sie zum Guten zu nutzen - aber auch zum Bösen. Wenn wir ihn nun von uns stoßen, wird er dennoch seine Kraft behalten, und jeder skrupellose Zauberkundige könnte die Wut des Jünglings ausnutzen, einen magiemächtigen Verbrecher zu schaffen, gegen den selbst die zuvor erwähnten Dämonologen verblassen.«

Es wäre unter anderen Umständen amüsant zu beobachten gewesen, wie der neue Gedanke allmählich in die Geister der Anwesenden einsicker- te und die ersten Reaktionen auf ihren Gesichtern erkennbar wurden. Für sie alle waren Magier, sie selbst eingeschlossen, besondere Menschen - hel- denhafte Männer und Frauen. Hatten nicht Magier in vorderster Reihe gegen die mörderische Tyrannei der Inquisitoren gestanden, hatte nicht einer der Ihren, der unvergleichliche Rohal der Weise, die Priesterkaiser gestürzt und vertrieben und jetzt sel- ber gütig und maßvoll den Thron inne?

Doch die Überlieferung erzählte auch von Magiern, die zu Tyrannen geworden waren - von den Dämonenanbetern Fran- und Hela-Horas, Kaiser des versunkenen Bosparan, von düsteren Druiden und launischen Hexen, die ihre Lüste und Wünsche weit über die hehren Ziele der akademischen Magie stell- ten. Selbst heute sollten manchen Gerüchten zufolge in den Akademien des tiefen Südens und des hohen Nordens Zauber gelehrt und Experimente durchge- führt werden, die jedem Anstand und aller Moral widersprachen. Nicht auszudenken, was geschehen könnte, wenn ein hochbegabter, aber ungefestigter Jüngling wie Tharsonius unter den Einfluß solch ver- dorbenener und skrupelloser Zauberer geriete.

Magister Chalik von Khunchom beugte sich vor und ergriff das Wort: »Ich selbst, Collegae, habe nun bisher nicht allzuviel mit dem fraglichen Novizen zu tun gehabt. Doch in meiner Heimat gibt es für

derartige - wie sagt man - Sicherheitsgefahren eigentlich nur eine Möglichkeit...« Aufreizend langsam lehnte sich der Tulamide zurück und strich sich über den schwarzen Schnurrbart. »Wenn man den Feind erkannt hat und alle Mittel scheitern, ihn zum Sippenbruder zu machen, muß man schnell und gnadenlos zuschlagen, damit er die Sippe nicht weiter gefährdet.«

Beseitigung. Unausgesprochen hing das Wort im Raum. Die Statuten der Magiergilde sahen eine derartig endgültige Maßnahme nur bei sehr, sehr wenigen Verstößen gegen die Gesetze der Gemeinschaft vor, und stets mußte ein Tribunal vorausgehen, bei dem der Angeklagte - notfalls auch in Abwesenheit - verurteilt und zum Abtrünnigen erklärt wurde. Die Beseitigung eines bedrohlichen Novizen vorzuschlagen, eines halben Kindes, war ebenso absurd wie unmoralisch.

Nach einem Augenblick entsetzten Schweigens setzte heftiges Stimmengewirr ein, in dem sich die in vielen Predigten geschulte Stimme des Hesindegeweihten durchsetzte. »Gelehrte Damen und Herren, welch abscheulicher Vorschlag! Ich rede nicht davon, daß dieses Gremium nicht im geringsten befugt ist, ein solches Vorgehen zu beschließen. Ich rede nicht davon, daß Rohal der Weise die Liquidierung eines Abtrünnigen als allerletzte Maßnahme betrachtet. Ich rede nicht einmal davon, daß die Verurteilung eines Akademieschülers ohne jedes Vorbild wäre und leicht zum üblen Präzedenzfall

werden könnte, um die völlige Unterwerfung der Zöglinge zu erzwingen. Ich will davon reden, daß wir vor den Augen der ewigen Göttin unauslöschliche Schuld auf uns lüden, wenn wir den Tharsonius von Bethana zu ermorden beschlössen. Die Magie ist eine Gabe Hesindes, um die Gefahren und Rätsel der Welt zu meistern, und es steht uns kaum an, einen Menschen zu töten, weil er magische Macht besitzt und auch den Verstand hat, sie zu nutzen. Es wäre keine vorausschauende Tat, es wäre ein von ruchlosen Verschwörern vereinbarter Mord - der Mord an einem rätselhaften Jüngling, den zu lehren und zu erziehen wir uns nicht zutrauen. Soll das die Regel werden? Was wir nicht mühelos verstehen und beherrschen können, wird vernichtet? Tötet diesen Novizen, und Ihr sagt Euch von allem los, was die Lehren meiner, unserer Göttin der Weisheit und des Wissen ausmacht.«

Nach diesem Appell schwiegen die aufgeregten Magier wieder; die Debatte hatte ganz neue, unerwünschte Bereiche berührt, und es müßte bald eine Entscheidung fallen - eine Entscheidung, die weder ein langes Verbleiben des Schülers an dieser Akademie noch seine Vertreibung oder gar Ermordung nach sich zöge.

Meliopema lauschte eine Weile auf die sich immer wieder um die drei Möglichkeiten im Kreis drehende Diskussion, dann blickte sie unvermittelt auf und schaute jedem Mitglied des Kollegiums ins Gesicht, während sie ihre Entscheidung bekanntgab:

»Ich werde mich persönlich darum bemühen, daß Tharsonius zum nächsten Semester als Schüler der Akademie der Hohen Magie zu Punin angenommen wird.« Die ungläubigen Blicke ihrer Untergebenen hatte sie vorausgesehen und hob bereits die Hand, um Ruhe zu erzwingen, bis sie ihre Gründe dargelegt hatte. »Zum einen können wir es uns tatsächlich weder ethisch noch juristisch leisten, seine Ausbildung einfach abubrechen. Mögliche Spätfolgen, falls er zum Schwarzmagier würde, fielen unvermeidlich auf das Institut zurück. Zum zweiten soll die Disziplin in Punin sehr streng sein - vielleicht gibt es dort ja Lehrmeister, die besser mit dem Jungen zurechtkommen.« Die Spitze gegen Magister Elothirion hatte getroffen. Der grauhaarige Magier sackte noch ein Stückchen tiefer, so als wolle er sich unter dem Tisch verstecken. »Des weiteren pflegt man dort ja nun einmal keine konkrete Fachrichtung, sondern studiert einfach alles - mag sein, daß er dort eher seine Berufung findet.« Der an der Kusliker Akademie vorherrschenden Meinung nach waren die Puniner allerdings ein Haufen Eklektiker, die hier und dort herumstocherten und sich in ungegliederter Umherforschung verloren. Meliopemas Miene drückte deutlich aus, was sie von der Puniner Anstalt hielt.

»Außerdem steht die Akademie, wie es heißt, hoch in der Gunst Rohals des Weisen, und wir wollen doch alle gern dem Magister auf dem Kaiserthron einen Gefallen tun. Abschließend möchte ich noch darauf

hinweisen, wie lange sich unser Institut schon darum bemüht, eine Primärkopie von der Urschrift des Arcanum aus Punin zu erhalten - die dortige Variante weicht ja von der des Hesindetempels nicht unwesentlich ab. Wie Ihr alle wißt, fordert die Puniner Akademie einen lächerlich hohen Preis, doch ich gedenke, ihnen statt der geforderten Summe mit Tränen in den Augen unseren besten, ja geradezu genialen Schüler Tharsonius von Bethana anzubieten, auf daß sie seine Ausbildung vollenden und sich später an seinem Erfolg weiden können. Mein geschätzter Collega wird dieses Angebot schlechterdings nicht ablehnen können.

Meine Damen, meine Herren, das wäre es für heute. Die Besprechung ist beendet.«





## 10. Kapitel

Bei der Reise des aranischen Prinzen nach Zorgan verstrichen die Tage stets auf ähnliche Weise: Arkos verbrachte mit zusehends leidenderer Miene einige Stunden im Sattel, bis Marschall Haldoran, der Zughauptmann oder die Rittmeisterin der Leibschwadron erklärten, die Tiere seien erschöpft und brauchten Nachtruhe, was gewöhnlich dann eintrat, wenn Arkos die ersten Anzeichen von Entkräftung erkennen ließ. So mancher Höfling hätte dem zukünftigen Fürsten diese Mühen lieber erspart, doch in diesem Fall waren sich der alte Heerführer und die junge Heilkundige ausnahmsweise einig, wenn auch aus höchst verschiedenen Gründen: Er wollte Geist und Körper des jungen Adligen abhärten, sie hingegen hoffte, daß die körperliche Anstrengung ihn die schädlichen Träume vergessen ließ.

Eine Entscheidung war noch nicht gefallen, und Prinz Arkos hielt immer noch mannhaft auf dem Pferderücken aus, als um die Mittagszeit des vierten Reisetages der gesamte Zug ins Stocken geriet - und wenn die Reisegefolgschaft eines Prinzen stockt, ist das ein Schauspiel für sich: Befehle wurden gebrüllt und mißverstanden, die Flügel der Leibschwadron schwenkten in Verteidigungsstellung, einige uner-

fahrene Reiter - gerade erst der Leibgarde zugewiesen - versäumten den rechten Moment und brachten die Linien in Verwirrung, die Gardisten, die treu nach altem Zeremoniell zum persönlichen Schutz des Prinzen zu dessen Wagen aufrückten, wurden von den unbewaffneten Dienern behindert, die zu ihrem eigenen Schutz von eben dort fortrannten. Inmitten des Durcheinanders saß der Prinz verwirrt und ratlos auf seinem Pferd. Schließlich ritt Marschall Haldoran an seine Seite und empfahl ihm respektvoll, aber nachdrücklich, so lange in der Kutsche zu verweilen, bis man den Grund der Unruhe kenne...

Nachdem eine Zeitlang seltsame Gerüchte die Runde machten (einmal hieß es, einem Fuhrmann sei die Axt zerbrochen, dann, ihm sei die Achse gebrochen, schließlich, acht Fuhrleuten seien acht Achsen oder Äxte gebrochen), erschien die Rittmeisterin vor dem Prinzen und erstattet Bericht: Demnach war die Reisegruppe gerade auf der Höhe eines kleinen Dorfes angelangt, in dem zur Zeit eine Hochzeit gefeiert wurde, als eine Greisin vom süßen Wein schwankend vor den ersten Wagen gestolpert war. Die Pferde hatten gescheut, und in dem nachfolgenden Tohuwabohu war an dem Gefährt eine Achse gebrochen. »Es ist soweit alles unter Kontrolle, Euer Durchlaucht. In dem Dorf können Arbeiter eine neue Achse herstellen; nach der Greisin suchen wir noch. Sie hat sich anscheinend aus dem Staub gemacht, doch sie wird ihrer Strafe nicht entkommen.«

Auf die Gefährdung eines Hochadligen stand tra-

ditionell der Tod. Der Prinz überlegte nur kurz, dann entschied er: »Laßt sie. Auch König Arkos hat seinen geringeren Feinden vergeben, und wenn sie zudem noch betrunken war...«

»Ich höre und gehorche, Euer Durchlaucht.« Mit einigen scharfen Kommandos befahl die Rittmeisterin ihren Leuten, die Suche einzustellen. Bei den Gardisten stand auch eine unbekannte Frau mit angstvoll oder schamhaft niedergeschlagenen Augen, die dem Prinzen erst jetzt auffiel. Der Kleidung nach war die Fremde eine tulamidische Bäuerin - doch eine wohlhabende, zum Feiern geschmückte. Ihr bunter Rock war mit Seidenbändern verziert, ihr Mieder trug farbenfrohe Muster aus Glasperlen, und der feine Schleier um ihr Haar wurde von einer Kette aus goldschimmernden Plättchen gehalten.

»Diese Frau ist die Vorsteherin des Dorfes dort drüben«, verkündete die Rittmeisterin. »Sollen wir sie verhören oder das Dorf durchsuchen, ob wir Mitwisser des Anschlages finden?« Als Befehlshaberin der Leibschwadron bürgte sie mit ihrem Leben für das des Prinzen und hatte gewiß nicht vor, sich die kleinste Nachlässigkeit zuschulden kommen zu lassen.

»Ach, nein - laßt nur. Ich meine, es ist bestimmt ein unglücklicher Zufall gewesen.« Leider kannten die Legenden keinen geeigneten Präzedenzfall, doch vor Jahren war Prinz Arkos Zeuge eines ähnlichen Vorfalles gewesen. Damals hatten Soldaten schreiende Männer und Frauen rüde aus ihren Hütten gezerrt,

sie getreten und geschlagen. Er haßte solche unheroische Gewalttätigkeit.

Die Rittmeisterin verneigte sich knapp. »Ich höre und gehorche. Was ist dann Euer Wunsch für die Fortsetzung der Reise? Wollt Ihr den beschädigten Wagen hier zurücklassen, oder sollen wir in dem Dorf auf seine Instandsetzung warten?«

Zum Glück war gerade Marschall Haldoran neben Arkos getreten. »Wenn ich etwas sagen darf: Die Sicherheit des Prinzen ist von größter Wichtigkeit, und wir sollten im Feld keine Verzögerungen zulassen.«

Auf der anderen Seite hörte der Prinz einen langgezogenen Seufzer, Eleonora war dazugekommen und hatte die letzten Worte Haldorans gehört. Er lächelte traurig - auch das war jetzt wieder moderne Politik. Für den Graf-Marschall und die Rittmeisterin waren die tulamidischen Bauern, der bei weitem größte Teil der Bevölkerung, noch immer mögliche Feinde, die nur zu leicht von den ketzerischen, aber sprachverwandten Novadis aus der Khômwüste zu allen denkbaren Formen des Hochverrates verführt werden konnten. Eleonora hingegen schätzte das einfache Volk und betonte stets, wie sehr sie der Göttin von Ackerbau und Heilkunst ergeben waren.

Doch diesmal hatte sie andere Argumente parat: »Ich denke nicht, Euer Exzellenz, daß die harmlosen Bauern eine größere Gefahr sind als der eben überstandene Aufruhr, bei dem sich die Soldaten nicht gerade klug benommen haben. Seine Durchlaucht

ist erschöpft und von der Unruhe mitgenommen, ein heiteres Hochzeitsfest wird seiner Gesundheit nur guttun.«

Arkos haßte Situationen, in denen er zwischen seiner Verlobten und seinem verehrten Waffenmeister entscheiden mußte - doch diesmal schien ihm Graf-Marschall Haldorans Mißtrauen tatsächlich übertrieben und fehl am Platze. »Ich sage, wir sollten das Brautpaar mit Geschenken erfreuen und uns ein wenig ausruhen. Auch König Arkos mischte sich gern unter seine ergebenen Untertanen.« Dann wandte er sich der nervösen Dorfvorsteherin zu. »Wenn Ihr uns gestattet, Eure Gäste zu sein, Meisterin!«





## 11. Kapitel

Für Yullabeth saba Achtaran hatte dieser 16. Ronda etwas ganz Besonderes werden sollen. An diesem Tag war sie vor über zwanzig Jahren die erste Gemahlin des Hairan von Tarmanschir geworden und hatte damit auch die tatsächliche Vorsteherwürde über das kleine Dorf gewonnen. Den 16. Ronda hatte sie daher auch ausgewählt um ihren ältesten Sohn mit der von ihr sorgfältig ausgesuchten Braut zu vermählen, die ihm einmal die schwere Bürde der Regentschaft abnehmen würde, wenn er das schwere Amt des Hairan antrat. Wenn die Araner auch der tulamidischen Sitte anhängen, Ämter und Würden vornehmlich an Söhne zu vererben, waren es doch die Mütter, die die geeigneten Schwiegertöchter auswählten.

Ihr kaum zwanzigjähriger Sohn war wie sein Vater ein verzogener Schönling, der sich stundenlang vor dem einzigen Spiegel des Dorfes herausgeputzt hatte - immer wieder war der Säbel geradegerückt, die Schärpe gezupft, der spärliche Schnurrbart gezwirbelt oder der Turban neu gewickelt worden.

Die Braut hingegen war, Peraine sei Dank, nicht nur die Erbin ansehnlicher Ländereien, sondern auch eine praktische Haushälterin und verständi-

ge Gutsherrin - sie würde keine Mühe haben, das Herrngut zu führen und später die Leitung der Dorfgeschäfte zu übernehmen.

Sogar die Hochzeitsfeierlichkeiten hatte die Harani von langer Hand vorbereitet: Getränke und Speisen waren seit langem dafür gespeichert worden, und was die üppigen Äcker, Haine und Gärten nicht lieferten, hatte Yullabeth von einer durchreisenden Kauffrau erworben. Das Dorf war geschmückt und das Festmahl vorbereitet worden, und ganz wie es sich für eine Hochzeit in der Großbauernfamilie gehörte, strömten Wein und Früchtebier seit dem frühen Morgen im Überfluß.

Und nun das! Natürlich hatte die Nachricht von der Feier auch allerlei Leute aus den Nachbardörfern angelockt, aber auch fahrendes Volk von der Landstraße. Die Gaukler, Spielleute und Geschichtenerzähler hatte Yullabeth sogar persönlich willkommen heißen, doch auch die übrigen, die sich einmal bessere - und kostenlose - Speisen gönnen wollten, waren freundlich aufgenommen worden: An diesem Tag sollte ganz Aranien sehen, was Gastfreundschaft in Tarmanschir bedeutete.

Was war der Dank dafür? Irgend jemand von diesen ungebetenen Gästen war von den Rauschdämonen auf die Straße gelockt worden, und unvermittelt standen waffenstarrende Frauen und Männer im Dorf und sprachen von einem versuchten Mordanschlag. Sie selbst war gerade damit beschäftigt gewesen, sich mit einigen Dorfkindern herumzustreiten, die

wohl zu früh oder zuviel vom süßen Wein getrunken hatten und darauf beharrten, daß eine prächtige Karawane hoher Adliger und tapferer Soldaten unmittelbar beim Dorf einen Unfall erlitten habe. Sie überlegte noch, ob sie die Halbwüchsigen für den Rest der Feier von den Fässern und Schläuchen verbannen sollte, als mit Rufen und Hufgeklapper die Bewaffneten auf den Dorfplatz gesprengt kamen und sie rüde gefangennahmen - irgendein Neider aus dem Dorf hatte ihnen wohl einen Hinweis gegeben, wer hier die Harani war.

Yullabeth hatte nichts gegen den Adel - um der Wahrheit die Ehre zu geben, sah sie sich selbst gern als eine, nun, sehr niedrige Adlige -, doch warum konnten die hohen Herrschaften ihre Schwierigkeiten nicht austragen, ohne das Volk zu belästigen? Aber so erging es einem, wenn man auf Linnen und nicht auf seidenen Kissen geboren worden war.

In den folgenden Stunden fühlte sich die Harani so wenig adlig wie selten in ihrem Leben. Die hochmütigen Gardisten hatten offensichtlich nicht vor, sie anders denn als Bäuerin zu behandeln, und führten sie gar dem Anführer des Zuges vor. Yullabeth hatte sich seit der Geburt ihres Sohnes nicht mehr so elend gefühlt wie in dem Augenblick, als sie erkannte, daß ihr und ihrem Dorf ohne weiteres der Prozeß wegen Hochverrates gemacht werden konnte. Sie hatte sich ausgerechnet den Tag für die Heirat ausgesucht, an dem der Prinz vorbeikommen würde. Als Großbäuerin besaß sie eine gewisse Bildung und

kannte Geschichten über ganze Dörfer, die von früheren Sultanen entvölkert und deren Bewohner für eine läppische Unachtsamkeit über ganz Aranien verstreut worden waren. Die Harani liebte ihr Dorf und die Stellung, die sie genoß, und hielt wenig von der Aussicht, ihre Tage künftig in Sklavenketten zu verbringen.

Als der Erbe des aranischen Fürstenthrons freundlich lächelnd auf eine Bestrafung verzichtete, hatte sie dankbar den Göttern eine Wallfahrt zum Heiligen Hain von Anchopal gelobt - in diesem Herbst, spätestens im nächsten, sobald sie eine Weile abkömmlich wäre.

Nachdem sich der junge Prinz mit seinem Gefolge mehr oder minder selbst eingeladen hatte, kam es darauf an, eine möglichst vollendete Gastgeberin zu sein. Nur so konnte sie vermeiden, daß noch in Jahren oder Jahrzehnten die Troubadoure vom Dorf Tarmanschir singen würden, wo einst Prinz Arkos in Not geriet. Zum Glück waren die Fässer noch immer gut gefüllt, und während sie die vorhandenen Speisen vorsetzte, eilten bereits Boten mit Wagen und Karren zu den Nachbardörfern, um Nachschub zu erwerben.

Die folgenden Stunden wurden für die Dorfvorsteherin weit anstrengender, als sie erwartet hatte, doch zumindest ging nunmehr alles glatt vonstatten. Ihr tölpelhafter Sohn fiel bei der Trauung nicht aus der Rolle und sagte sogar die alten Formeln korrekt auf, die Musikanten beherrschten tatsächlich die

Lieder, die sie zu spielen versprochen hatten, und die junge Tharuscha sah in ihrem Brautgewand edel und verführerisch zugleich aus. Und als sie ihren perlenbestickten Schleier lüftete und die Rosenblüten in die wartende Menge warf, jubelten ihr alle zu. Selbst der Prinz schien von der bauerlichen Hochzeit angetan zu sein. Als die Perainepriesterin die Trauung abgeschlossen hatte, erhob sich der junge Thronfolger und hielt eine kurzen Rede, in der er die Brautleute verpflichtete, nur recht bald tapfere Recken für Aranien in die Welt zu setzen. Der Bräutigam hörte ihm mit Begeisterung zu und spielte aufgeregt mit dem Griff seines Säbels - die nächsten Wochen würde er über nichts anderes sprechen und für jegliche Arbeit ungeeignet sein.

Dann aber ließ der hochgestellte Gast den Troßwagen mit den Geschenken herbeiholen, denn nach altem Brauch mußte ein aranischer Fürst stets hinreichend ansehnliche und kostbare Gaben bereithalten, um sich bei neugewonnenen Freunden zu bedanken und neue Vasallen für ihren gerade geschworenen Treueid zu belohnen; so zumindest kannte es Yullabeth aus den Legenden. Aus dem reichen Fundus des Wagens wählte der Prinz ein mit edlen Steinen besetztes Seidengewand für die Harani und ein ähnliches Kleid für die Braut, Kleidung, die Gräfinnen geschmückt hätte. Als dem Bräutigam dann noch ein gold- und elfenbeinverzierter Zweihandsäbel mit geflammter Klinge aus echtem Khunchomer Stahl überreicht wurde, stolperte der schon recht

Angetrunkene bei dem Versuch einer höfischen Verbeugung und wäre beinahe in der Schale mit dem Mischwein für die Kinder gelandet. Ganz offensichtlich freute sich der Tölpel über die Waffe mehr als über seine Braut; doch das eine war ja auch ein Geschenk, das andere ein klares Geschäft. Dann ließ der Prinz noch jedem Dorfbewohner und jedem Gast einen frischgeprägten goldenen Dukaten in die Hand drücken. Die Frau an seiner Seite schaute zugleich anerkennend und mißbilligend - eine eigenartige Mischung. Allmählich fand sich die Harani mit dem überraschenden Besuch des Thronfolgers ab - mehr noch, vielleicht zöge das Dorf aus dessen Aufenthalt gar Vorzüge. Der junge Mann, der ihr Kind hätte sein können und bald zum Fürsten gekrönt werden würde, hatte mit den verwickelten Ansprüchen auswärtiger und inländischer Adliger harte Tage vor sich, aber er schien kein schlechter Kerl zu sein und war tatsächlich der von allen geliebten Fürstin Sybia nicht völlig unähnlich - wenn er auch anscheinend nicht ihren Verstand geerbt hatte.

Seine Verlobte war da schon schwieriger zu durchschauen: Zum einen hatte sie sich für eine Hochadlige unerwartet hilfsbereit gezeigt und sogar Empfehlungen gegen die zur Zeit unter den Allerkleinsten umgehenden Roten Pusteln gegeben, andererseits schien sie die ausgelassene Lustigkeit der Bauern eher stumm mit ihren Blicken zu tadeln. Nun ja - während Yullabeth sich um den gerade eingetroffenen Karren mit Weizen und Reis kümmerte,

zuckte sie mit den Schultern. Die zukünftige Fürstin war vielleicht recht kalt - aber sie hätte auch weit schlechter sein können. Die Harani hatte von ihrer Großmutter einiges über die früheren Sultans- und Fürstenfrauen und deren Prunksucht und Habgier gehört.

Als sie der Prinz zu vorgerückter Stunde - die Sonne war gerade hinter den Bergen verschwunden - einmal beiläufig als ›Euer Wohlgeboren‹ ansprach, beeilte sie sich, diese Erhebung in den Edlenstand recht schnell von einem seiner Sekretäre bestätigen zu lassen. Die Zeiten waren schwer, und eine Frau mußte zugreifen, wenn sich eine gute Gelegenheit bot.

Der Tag, der so schön begonnen hatte und dann so ungemütlich geworden war, schien sich nun doch wieder zum Guten zu wenden.





## 12. Kapitel

Auch Eleonora von Revennis war alles in allem mit dem Ablauf der Ereignisse zufrieden: Ihr Schutzbefohler war von dem Fest regelrecht begeistert, und mit Peraines Hilfe würde das auch ein wenig Respekt oder Verständnis für den Bauernstand in sein Herz tragen. Sie selbst gab als nüchterne Gelehrte und Medica nichts auf diese lauten Festlichkeiten und mißbilligte auch die ausgelassene Pflichtvergessenheit der Landleute (zumindest das geradezu lästerliche, verschwenderische Werfen mit Weizenkörnern hätten sie besser unterlassen), doch Prinz Arkos gefiel offensichtlich derlei Trubel. Das Festmahl war für den frühen Abend vorgesehen, und bis dahin genossen die Feiernden und ihre Gäste Zuckerwerk und süße Getränke.

Nachdenklich nippte die Heilerin an ihrem Pokal. Der tulamidische Gaumen liebt die Süße, und so wurde neben allerlei Obstsäften auch schwerer, fast zuckriger Rotwein aus dem nahen Raschtulswall aufgetragen, und aus dem Weizen, der in der Gegend üppig gedieh, war ein leichtes Bier gebraut worden, das niemand ohne die Beimischung von Fruchtsirup oder -saft genoß. Wohl wissend um seine verheerende Wirkung, hatte Eleonora den Raschtulswaller

zurückgewiesen und Bier mit Aprikosensirup gewählt. Um die auf maßloses Naschen folgenden Bauchschmerzen zu vermeiden, hatte sie die frischgebackenen Sirupwaffeln abgelehnt. Der Prinz jedoch hatte ihre Warnung in den Wind geschlagen, begeistert zugegriffen und sich mit dem klebrigen Gebäck vollgestopft.

Auf dem Dorfplatz brannten zwei große Feuer. Über einem wurde gerade das Festmahl zubereitet, das zweite diente den jungen Burschen des Dorfes dazu, mit gewagten Sprüngen über die Flammen ihren Mut zu zeigen und die Augen der Mädchen auf sich zu ziehen. Mit einer Mischung aus Besorgnis und Belustigung beobachtete Eleonora ihren Verlobten, der die kühnen Springer hingerissen anstarrte. Hoffentlich kam er nicht auf den Gedanken, es ihnen gleichtun zu wollen!

So lenkte sie seine Aufmerksamkeit lieber auf die Spieleute, die gerade ein altes Heldenlied vortrugen, und danach auf die Tänzerin und ihren gewagten Tanz mit Säbel und Schleier. Eleonora kannte ihre Pflichten, und so wie sie einmal das Staatsgeschick Araniens lenken würde, mußte sie auch zulassen, daß ihr Gemahl, der eigentliche Throninhaber, sich in alttulamidscher Weise einen Harem schöner Frauen hielt - solange ihre Stellung als Erste Gemahlin und Fürstin nicht angezweifelt wurde.

Für die Tänzerin schien sich Prinz Arkos allerdings kaum zu interessieren. Ob er vielleicht Männer oder Knaben vorzog? Sie hatte ihren Verlobten nie

danach gefragt, und er hatte es auch nie eindeutig gesagt. Nachdenklich nahm Eleonora einen weiteren Schluck. Das Bier stieg ihr leicht zu Kopfe, denn üblicherweise achtete sie streng darauf, nichts Benebelndes zu trinken. Aus diesem Grund kam ihr wohl auch der Einfall, ihren zukünftigen Gemahl ganz einfach auf die Probe zu stellen. Er hatte nie viel über die bevorstehende Ehe gesprochen, und nun wollte sie wissen, ob er so keusch und schüchtern war oder ob ihn Frauen kaltließen.

Mit Bedacht rutschte sie auf der gepolsterten Bank näher an Arkos heran, bis ihre Schultern die seinen berührten und er sie erstaunt anblickte. »Ist Euch nicht gut, meine Dame? Seid Ihr ausgeglitten?«

Kein guter Anfang. Eleonora seufzte. Weder hatte sie weitergehende Kenntnisse in der Verführungskunst, noch legte sie Wert darauf, ein derart albernes und würdeloses Verhalten zu zeigen. Aber zum Glück faßte der Prinz ihren Seufzer falsch auf und legte seinen Arm stützend um ihre Schulter. »Sollen wir aufbrechen, meine Liebe?« Im Feuerschein glänzten seine Augen, doch in seinen Zügen war leichtes Bedauern zu erkennen.

»Aber nein.« Plötzlich wußte Eleonora, was sie sagen mußte, und sosehr sie sonst unbegründeten Eingebungen mißtraute, diesmal gab sie der Intuition nach. »Es ist nur die ganze Stimmung: die Hochzeit, das junge Paar, das Freudenfeuer - das alles stimmt mich so besinnlich.« Erneut seufzte sie tief.

Prinz Arkos zog seine Verlobte fester an sich. »O

ja - das verstehe ich nur zu gut. Früher waren mir solche Gefühle eher fremd; ich las davon nur in den Büchern. Doch nun...« Auch er ließ ein langes, tiefes Seufzen hören. Verträumt schaute er zum Feuer hinüber, wo gerade das Brautpaar die Ehrenrunde abschnitt.

Ernst, aber auch voller Sanftheit, betrachtet er dann die Frau, die bald seine Gemahlin wäre: »Mir scheint, ich habe lange Zeit das Wesentliche versäumt: das Gefühl der Zweisamkeit, das Glück, eine verwandte Seele gefunden zu haben, jemanden, der mich anstachelt und antreibt zu neuen Abenteuern, aber auch empfängt und umsorgt nach vollbrachter Tat.«

Tiefe Verliebtheit sprach nun aus ihrem Blick, und Eleonora mußte sich mit aller Kraft auf ihre Pflichten konzentrieren, um sich nicht in den tiefen, ausdrucksvollen Augen zu verlieren. Am liebsten hätte sie ihn hier mitten auf dem Dorfplatz - Welch eine Vorstellung! - in die Arme geschlossen. Nein, dachte sie, Arkos wird nicht von Knaben angezogen!

Doch schon sprach der junge Thronfolger weiter: »Sie ist so schön, so unsagbar schön. Ihre schlanke Gestalt, ihre klaren Augen, die wie Sterne strahlen - ach, meine Sprache versagt bei dem jämmerlichen Versuch, sie zu beschreiben. Ihr hättet sie sehen sollen! Niemand ist so edel wie die Dame im Schleier.« Ohne eine Spur von Spott oder Bosheit schaute er Eleonora an. »Sie hat mich zu ihrem Ritter erhoben und mein Herz gestohlen. Tag und Nacht muß ich an

sie denken und wie ich ihre Bitte erfüllen kann.« Er lachte bubenhaft. »Sagt, meine Liebe, was empfiehlt die Heilkunde gegen ein loderndes Herz?«

Eleonora hatte sich jäh von ihm gelöst und den höfisch geziemenden Abstand wiederhergestellt. Ihre Stimme war kalt, als sie erwiderte: »Eiskalte Güsse und Schläge mit Wacholderzweigen sollen recht gut helfen, Eure Durchlaucht.«

Hiebe und Eiswasser hätten den Prinzen nicht besser aus seiner Träumerei reißen können als diese Worte. Verwirrt schaute er seine Verlobte an, doch diese hatte sich bereits formvollendet dem Brautpaar zugewandt und eine höfliche Konversation begonnen.

Der Rest des Nachmittags und Abends verlief in eisiger Höflichkeit. Als das Festmahl aufgetragen wurde, kosteten die beiden jungen Leute nur wenig von den gekochten goldgelben Weizenkörnern und dem gebratenen Fleisch junger Ziegen, Lämmer und Hühner, und da Eleonora den zu ihrer Linken sitzenden Graf-Marschall Haldoran zu ihrem Tischherrn erkoren hatte, kam die Harani auf dem Platz zur Rechten des Prinzen in die unerwartete Gunst, den Abend mit ihrem zukünftigen Fürsten über die Götter und die Welt zu parlieren - was ihren Gemahl zwang, sich seiner anderen Nachbarin zuzuwenden und damit die sorgfältig ausgeklügelte Sitzordnung endgültig durcheinanderzubringen.



## 13. Kapitel

**K**aum war das Festmahl nach mehreren Gängen mit einer Nachspeise aus Früchtekuchen und kandierten Kürbis- und Aprikosenstücken beendet, nutzte Prinz Arkos eine günstige Gelegenheit, sich bei der Harani zu entschuldigen und die Tafel zu verlassen.

Seine Verlobte hing inzwischen ihren eigenen, vermutlich düsteren Gedanken nach und starrte nur auf ihren Teller. Arkos hatte nie vermutet, die Frauen auch nur ansatzweise zu begreifen, und war eigentlich heilfroh gewesen, daß ihm seine Mutter die Suche nach der unvermeidlichen Gemahlin abgenommen hatte. Mochten die Götter wissen, welche Sorgen Eleonora plagten!

Graf Haldoran hatte sich trotz seines hohen Alters den jungen Dorfmaiden zugewandt und schäkerte vergnügt mit zwei Bauerntöchtern, die seine Enkelinnen hätten sein können, und bald, so schien es, würde er noch zudringlicher werden. Die noch immer strotzende Manneskraft des alten Recken war ein beliebter Gesprächsstoff im Palast, und der junge Prinz wußte fast alles über die verschiedenen galanten Eroberungen seines Waffenmeisters - für den restlichen Abend war der alte Haldoran gewiß

gut beschäftigt.

So gelang es dem Prinzen, unbemerkt den Dorfplatz zu verlassen und den Rand der kleinen Siedlung zu erreichen, wo er sich unter einem Pistazienbaum niederließ. Die kleinen grünen Nußfrüchte auflesend, wollte er hier den Sternenhimmel beobachten und an *Sie* denken. »Ich will doch gar nicht viel, Dame«, flüsterte er in die Nacht. Selbst der Mond schien Ihr Gesicht widerzuspiegeln. »Sie sollen mich nur das tun lassen, was mein Herz begehrt: Euch zu dienen.«

Nach einiger Zeit allerdings störten Schritte seine Gedanken und Gefühle. Kamen bereits die Gardisten, um ihn ›in Sicherheit zu bringen‹? Aber nein, es war ein einzelner, und selbst ein Prinz konnte das Geräusch von Soldatenstiefeln von dem nackter Füße unterscheiden.

Der Neuankömmling achtete kaum auf Arkos, und in dem kurzen Moment, als er zum Pistazienbaum hinübersah und sich dann schulterzuckend wieder abwandte, erkannte der Prinz ihn.

Der alte Geschichtenerzähler hatte wohl keine Einnahmen mehr zu erhoffen, nachdem im Dorf die Kinder ins Bett geschickt worden waren und der Tanz begonnen hatte. Nun würden die Spielleute gut verdienen, die alten Sagen mußten bis morgen warten.

Arkos wollte den Alten schon auf der Suche nach einem ruhigen Schlafplatz weiterziehen lassen, als ihm ein Gedanke kam: »He, alter Mann! Wollt Ihr Euch noch ein paar Dukaten verdienen?«

Mißtrauisch wandte sich der Erzähler um - welcher Trunkenbold versprach da die Einnahmen mehrerer Monate? Dann erkannte er den Prinzen und humpelte eilig näher. »Nur zu gern, Hoheit, nur zu gern. Der Winter ist nicht mehr weit, und wer kann keine Dukaten gebrauchen? Was wollt Ihr hören? Etwas Heldenhaftes, vermute ich. Die Sage von der heiligen Thalionmel vielleicht? Oder die von Leomar mit dem Donnersturm?«

Arkos wartete höflich, bis der Alte sein Geplapper unterbrach, um Luft zu holen, dann forderte er ihn auf: »Bestimmt versteht Ihr sie meisterhaft zu erzählen, doch heute ist mir nach einer anderen Geschichte zumute. Kennt Ihr vielleicht die Legende von Assarbad?«

Im Mondlicht war nicht zu erkennen, wie der Alte auf die Frage reagierte, und sein Atem war schon zuvor unstet und ungleichmäßig gewesen. »Die Legende von Assarbad... Sie wird nicht oft verlangt, müßt Ihr wissen.

Zu lange her und zu wenig erbaulich.« Verlegen kratzte er sich am Kopf. »Daher habe ich auch keine schön geordnete Fassung, sondern müßte mir alles aus dem Gedächtnis zusammensuchen. Aber über Borbarad kann ich Euch eine schön durchdachte Sage erzählen - und der war ja auch ein erzböser Zauberer.«

Arkos schüttelte den Kopf - und falls das im schwachen Licht nicht zu sehen gewesen war, erklärte er: »Nein danke. Es müßte schon Assarbad sein. Aber

wenn Ihr verschiedene Fassungen kennt, ist mir das ganz recht - erzählt sie einfach alle!«

Der Versuch, verführerisch eine Goldmünze blinken zu lassen, scheiterte an der Wolke, die sich gerade vor den Mond schob. Doch auch ohne diesen Anreiz fing der Geschichtenerzähler an, zu sprechen: »Dann will ich es gern versuchen, Majestät sehr gern. Die Legende ist lang und widersprüchlich, doch mit der Götter Beistand wird es mir gelingen, die Fäden zu entwirren und eine Geschichte vorzutragen, die Euch zugleich gefällt und belehrt.

Zu Beginn aber, Eure Erhabenheit, müßt Ihr wissen, wie damals die Welt geordnet war: Die Stämme der Tulamiden - und andere gab es nicht in diesem Teil der Welt - lebten in mehreren Königreichen und Fürstentümern, unter denen das Königreich am Gadang-Strom das größte und mächtigste war. Denn in den beiden Städten Fasar und Zhamorrah lebten die Magiermoguln, die die Künste der Zauberei auf das vorzüglichste beherrschten. Sie vermochten es, Tag oder Nacht werden zu lassen, Sommer oder Winter; sie konnten blühende Helden sterben und Tote wandeln lassen, denn sie kannten die Geheimnisse der verwunschenen Schlangenwesen, die dort gelebt hatten, ehe die Söhne Zulhamids aus dem Gebirge kamen. Mit der bloßen Drohung ihrer magischen Macht brachten sie nach und nach die umliegenden Reiche unter ihre Herrschaft, und die Könige dieser Länder sandten ihnen Tribut und nannten sie Väter. In Fasar und Zhamorrah lebten die Moguln in

Reichtum und Überfluß, während die unterworfenen Städte darbtten und ihre Götter nach Fasar geführt und dort im Tempel angekettet wurden.«

»Haltet ein, Erzähler!« Arkos hatte warnend die Hand gehoben. »Ihr wollt doch nicht behaupten, daß auch die sechsarmige Statue der Rondra von Baburin hatte verschleppt werden können?«

Der alte Mann schüttelte hastig den Kopf. »Nein, nein, das behauptet keine Legende, die ich kenne.«

Arkos blickte den Alten streng an, aber das sah dieser nicht. »Nun gut«, sagte der Prinz, »Ihr wolltet mir von Assarbad berichten.«

»Gewiß, Majestät. Manche Sagen berichten, daß Assarbad der jüngste und zugleich mächtigste der Moguln war, andere behaupten, er sei aus einem Land hinter den Bergen und Meeren gekommen und habe sich zum Obersten der Magiermoguln gemacht, denn seine Herrschaft über diese Welt und die verwunschenen Welten jenseits des Auges war so gewaltig, daß die anderen Moguln vor ihm knieten und ihn ihren Vater nannten.

Zur gleichen Zeit wie er lebte allerdings in der Stadt Khunchom ein Fürst, der ebenfalls ein mächtiger Meister der Magie war. Deshalb hatten die Magiermoguln Khunchom auch nicht unterwerfen können; ihre Boten waren immer wieder fortgeschickt worden, denn die Khunchomer vertrauten auf die Macht ihres Fürsten, dessen Name wohl Sulaman war.«

»Assarbad, ehrwürdiger Alter. Ihr wolltet mir von

Assarbad erzählen.« Arkos hatte sich dem Erzähler entgegengeneigt. Doch der war wesentlich selbstsicherer geworden, seit seine Geschichte begonnen hatte, und Rang und Würde seines Publikums spielten nun keine Rolle mehr: »Ja ja, geduldet Euch nur«, sagte er, »ich werde schon auf Assarbad zurückkommen. Doch zunächst muß ich von Sulaman erzählen. Der Fürst von Khunchom hütete nämlich einen großen Zauberstein, der einst dem wundermächtigen Bastrabun gehört hatte und davor dem Göttersohn Raschtul, der ihn wiederum dem göttergleichen Himmelsdrachen entrissen hatte.«

Diesmal verzichtete Arkos darauf, den Greis auf die Lästerlichkeit und theologische Bedenklichkeit seiner Rede aufmerksam zu machen.

»Diesen Zauberstein wollten sich natürlich auch die Magiermoguln aneignen«, fuhr der Alte fort, »denn mit ihm wären sie unsterblich und in alle Ewigkeiten unbezwingbar geworden. Daher rüsteten sie auf den Ratschlag Assarbads zum Kampf, denn er wußte, daß der weise und gute Zauberfürst Sulaman den Zauberstein niemals im Guten herausgeben würde. Und wie sie beisammensaßen in ihrem Turm in der verschwundenen Stadt Zhamorra, beschloßen sie einen finsternen Plan: Sie würden die Mächte der Magie entfesseln, um Kreaturen zu schaffen, wie sie niemand zuvor gesehen hatte. Assarbad riet ihnen, Ameisen zu erschaffen, größer als Pferde, um in die Schlacht zu reiten, Mannskorpione, um ihren Heeren voranzuschreiten, und viele entsetzliche

Kreaturen mehr.

Die schrecklichste Kreatur des Assarbad aber war der Große Schwarm - eine Schar Heuschrecken, die von keinem Sterblichen hätte gezählt oder geschätzt werden können. Diese Tiere waren nicht wie gewöhnliche Heuschrecken - o nein! Ihre Leiber waren wie aus gehärtetem Erz, ihre Fänge aber wie aus Adamant. Mit ihnen fraßen sie nicht allein das blühende Grün, wie es ihre Vorbilder tun, sie konnten auch die fruchtbare Ackerkrume des Bodens verzehren und verschlangen selbst Holz, Lehm und das lebende Fleisch der Menschen. Diese niederhöllischen Kreaturen sandten die Moguln aus, um Länder zu verheeren und Menschen zu verschlingen. Nur die Götter wissen, ob es der Befehl des Assarbad war oder die eigene Gefräßigkeit, der den Großen Schwarm über das Land Gorien herfallen ließ, das zwischen Fasar und Khunchom liegt, statt daß sie geradewegs bis Khunchom flogen und dort alles in karge Ödnis verwandelten. Denn genau das taten sie in Gorien: Alles Land um das Heilige Anchopal fiel ihnen zum Opfer, und der König von Gorien wurde in seiner kostbaren Zierrüstung lebendig aufgefressen.

Das weite Land von Zhamorraha bis Khunchom war nun eine Wüstenei, Mensch und Tier waren vernichtet, kein Halm entsproß dem toten Boden, kein Wurm wand sich durch das abgestorbene Erdreich. Doch dieser Frevel war mehr, als die Götter ertragen konnten, und gewaltig war ihr Zorn. Und so erwähl-

ten die Himmlischen Fürst Sulaman, auf daß er sich in ihrem Namen gegen die Magiermoguln wende.

Ihm gaben sie das Wissen, die Kräfte des Zaubersteines zu nutzen, und der weise Herrscher erschuf Amulette und Talismane, die den Seinen im Kampf gegen die widernatürlichen Kreaturen helfen und den Zug durch das Herz der Ödnis erlauben würden. Mit Hilfe dieser Artefakte gelang es den tapferen Recken Khunchoms, die Magiermoguln in ihrem Turm in Zhamorrah zu überraschen und den Krieg in deren eigenes Reich zu tragen. Viele Männer starben auf beiden Seiten, doch schließlich obsiegte die Macht der Götter über die der Dämonen, und die Magiermoguln erlitten ihre gerechte Strafe - die Verbannung aus diesem Weltkreis.

Fürst Sulaman von Khunchom aber wurde von den Göttern zum Kaiser oder Sultan erhoben und errichtete das Diamantene Sultanat, das seinen Namen von dem Zauberstein hatte und viele Jahrhunderte bestehen sollte.«

»Ehrwürdiger Vater, auch diesmal redet Ihr wenig über Assarbad. Wann starb er, wo und von wessen Hand? Das wüßte ich gern von Euch.« Diese Version der Geschichte war neu für den Prinzen, und er wußte nicht, ob er ihr Glauben schenken sollte. Andererseits hatte er seine Kenntnisse der Sage ausschließlich aus den Schriften der Rondrakirche bezogen, und im Kult der Himmelslöwin hielt man nicht viel von Kampfmagie. Der Prinz selbst hegte eine gewisse Neugierde gegenüber der Zauberkunst,

doch auf dem Schlachtfeld hatten Flammenstrahlen und unsichtbare Nadelstiche nichts zu suchen.

Inzwischen hatte sich der alte Mann geräuspert und fuhr fort diesmal allerdings wieder mit seiner alten, leicht zittrigen Stimme. »Ja nun, Eure Magnifität, vom Geschick des Assarbad gibt es so viele Berichte, daß es eigentlich gar keine gibt. Die schönste und poetischste Legende besagt, daß er mitsamt seinen Spießgesellen von den Göttern in die Dämonenhöllen geschleudert wurde, doch wissen nur die Unsterblichen, ob es sich wirklich so zugetragen hat. Manche sagen, Fürst Sulaman habe den Assarbad im Nahkampf erschlagen, andere wieder behaupten, Assarbad sei von seiner letzten Kreatur, die das Kriegsglück noch einmal wenden sollte, überwältigt und zerrissen worden. Beides recht hübsche Vorstellungen, und ich wüßte nicht, welcher ich den Vorzug geben sollte. Die jungen Erzähler heutzutage mit ihrem ganzen neumodischen Geschwätz« - der Alte spuckte mit der gesamten Verachtung seiner Jahre aus -»behaupten ja, Assarbad oder andere Moguln seien geflohen: über die Berge, in die Wüste oder auf die Insel Maraskan. Doch davon halte ich gar nichts. Das ist nur plumpe Geldschneiderei, wenn man keine kunstvoll abgerundete Geschichte erzählt, sondern die Zuhörer lieber auf die nächste neugierig macht. Kein ehrbarer Künstler würde so arbeiten, aber heute gibt es ja leider viel mehr Pfuscher als früher...«

Arkos unterbrach das mürrische Selbstgespräch

des Alten, indem er ihm sechs Goldmünzen in die Hand drückte. »Versteht mich nicht falsch, ehrwürdiger Mann - Ihr seid ein echter Künstler. Aber mir geht es auch um die Wahrheit. Hegt Ihr vielleicht eine Vermutung, welcher Ort wohl am ehesten als die Höhle des Assarbad bezeichnet werden könnte?«

Verwirrt schaut der Erzähler von dem Stapel Münzen in seiner Hand auf. »Die Höhle des Assarbad? Nun ja, das könnte wohl irgendwo bei Fasar sein, Eure Majestät, wahrscheinlicher aber wohl bei Zhamorraah - immerhin hat er dort seine übelsten Taten vollbracht. Oder irgendwo ganz anders, wenn das mit seiner Flucht stimmt. Aber wie gesagt, Eure Hoheit, daran glaube ich nicht.«

Für Arkos hatten die Regeln der Erzählkunst große Bedeutung, und es erschien ihm einleuchtend, daß zumindest früher die Dinge so geschehen waren, damit sie sich hinterher hübsch und erbaulich erzählen ließen. Bewiesen das nicht die rondrianischen Heldenepen immer wieder aufs neue? »Dann gibt es also keine Hoffnung, die Höhle zu finden, außer einer Reise nach Fasar? Dieses Zhamorraah ist ja schließlich verschwunden.«

Verlegen räusperte sich der Geschichtenkenner. »Ja, was man so verschwunden nennt, wenn die Erzählung kunstvoll sein soll... So richtig verschwunden ist sie ja nicht. Wo ein, zwei Tagesreisen westlich von Anchopal der Gadang und der Mhanadi zusammenfließen, sind wohl immer noch einige Schutthügel zu sehen, die als Magiergräber bezeichnet werden.

Samra nennt man den Platz heute. Südlich davon liegt übrigens das kleine Nest Borbra, wo nach dem Glauben mancher Leute ein Magiermogul lebendig begraben wurde. Doch erzählerisch gehört der Ort eindeutig in den Borbarad-Zyklus, und ich halte gar nichts davon, die großen Mythen einfach zu vermischen. Als wolle man die Trollkriege und den Novadisturm verknüpfen...«

Mit weiteren sechs Goldmünzen hatte der Prinz dem Erzähler nunmehr den Verdienst eines Jahres ausgehändigt, und der Alte wäre bereit gewesen, die ganze Nacht über Geschichten vorzutragen oder Fragen zu beantworten. Doch Prinz Arkos hatte genug gehört. »Ich danke Euch, ehrwürdiger Kenner der alten Geschichten. Ihr habt mir sehr geholfen. Samra heißt der Platz, das werde ich mir merken, und wenn sich dort mein Schicksal erfüllt, wird Euer Name überall bekanntwerden - das gelobe ich.«

Bei diesen Worten seines hochadligen Zuhörers war es nun an dem Alten, sich rasch zu bedanken, die Münzen einzustecken und eilig humpelnd den Weg zu einem Nachtlager anzutreten. Noch kannte der Prinz seinen Namen nicht, und so sollte es auch bleiben - denn wer möchte schon gern dafür berühmt werden, einen leibhaftigen Thronfolger in den Tod geschickt zu haben?





## 14. Kapitel

Auf die Elevenzeit in der sie das grundlegende Wissen eines gebildeten Menschen erwerben sollen, folgen bei den Zöglingen einer Magierakademie die Jahre als Novizen, in denen sie die Ausbildung in den theoretischen und praktischen Grundlagen der Magie erhalten, aber genauso gut zu allerlei niederen Arbeiten zum Wohle der Akademie und ihrer Lehrer herangezogen werden. Erst mit der Erhebung in den Rang von Studiosi genießen sie einigermaßen persönliche Freiheiten und dürfen, wenn auch in sehr eingeschränktem Rahmen, eigene Forschungen betreiben und die Akademie auch über Nacht verlassen. Dennoch war es höchst ungewöhnlich, daß ein Studiosus der Herzoglichen Halle der Antimagie zu Kuslik wenige Wochen nach seiner Prüfung bereits einen Brief seiner Spektabilität und den Befehl erhielt, diesen nach Punin in der benachbarten Provinz Almada zu bringen. Daß der besagte Brief allerdings in verschlüsselter Schrift abgefaßt und der Umschlag mit Magiersiegeln verschlossen war, zählte keineswegs zu den ungewöhnlichen Dingen in der von Geheimhaltung und Ränkespiel beherrschten Akademie.

Der frischgebackene Studiosus jedenfalls war,

dem alten Brauch entsprechend mit nicht mehr als einem schlichten grauen Reisegewand und einem Tuchbeutel für die nötigste Habe ausgerüstet, sogleich aufgebrochen und dem langen Weg entlang des Yaquir gefolgt. Der majestätische Strom, der sich bei Kuslik ins Meer ergießt, beginnt seinen Lauf unweit von Punin, und so mußte der Reisende sich nicht um Reiserouten und Kartenwerk bekümmern. Solange stets die gelbe Flut von Väterchen Yaquir zu seiner Rechten lag, konnte er nicht fehlgehen. Seine Aufgabe lautete, spätestens eine Woche vor dem Beginn des neuen Semesters in Punin zu sein - dieser Zeitplan war sehr üppig bemessen und ließ ihm viel Zeit für eine Erkundung des unbekanntes Landes.

Die Tage schienen wie im Flug zu vergehen, zumal Tharsonius, der körperliche Strapazen nicht mehr gewohnt war, stets wanderte, bis er vor Erschöpfung rasten mußte, um dann nach einem kargen Mahl in tiefen Schlaf zu versinken.

Eine knappe Woche, nachdem die Mauern und Bastionen Kusliks hinter ihm im Dunst versunken waren, traf er auf ein Fuhrwerk und nahm knapp nickend das Angebot der Fuhrfrau an, ein Stück des Weges mitzufahren. Als sie am frühen Nachmittag ein gewaltiges Trümmerfeld erreichten, wurde Frau Jagunde unruhig und trieb ihre Maultiere zu größerer Eile an. Südlich des Stroms, am gegenseitigen Ufer, erkannte man zahlreiche Ruinen, und der Yaquirweg schlängelte sich zwischen Schutthügeln hindurch, aus Basalt- und Marmorbrocken errichtet, die so

wirkten, als wären sie vor Jahrhunderten aufgeschüttet worden. »Bosparan«, so hatte die Fuhrfrau angesichts der Ruinen eher geflüstert als gesagt. »Eine verfluchte Stadt, deren Bewohner gegen die Götter aufbegehrt haben.«

Tharsonius kannte den Namen und die dazugehörige Geschichte von der blühenden und reichen Metropole, deren Kaiser mehr als tausend Jahre lang über Aventurien geherrscht hatten - bis die mächtigste und letzte Kaiserin, Hela-Horas, sich über die Götter stellen wollte und nicht einmal vor der Dämonenbeschwörung zurückschreckte, um die überall ausbrechenden Aufstände niederzuschlagen. Die Götter selbst, so hieß es, waren damals leibhaftig erschienen und hatten die Dämonenschlacht zugunsten der Rebellen entschieden.

Bosparan aber war dem Erdboden gleichgemacht worden und heute noch eine leblose, verfluchte Ruinenstätte, die jeder mied, der auf dem Weg von Kuslik nach Punin und Gareth hier vorbeiziehen mußte.

Das gleiche erzählte auch Frau Jagunde, doch mit vielerlei Verwünschungen der Dämonen und Anrufungen der Zwölfe angereichert und weit farbenfroher ausgemalt. So schilderte sie in düsteren Tönen das Schicksal all jener, die so töricht waren, die Nacht in der Nähe der Ruinen zu verbringen. Von Geistern zu Tode erschreckt oder von Dämonen erschlagen, wurden sie am nächsten Morgen leblos und blutleer aufgefunden. Nein, für keinen Goldschatz

der Welt würde sie je im Umkreis Bosparans nichtigen. »Und wenn ich hier und jetzt vom Bock fiele und die Räder mir die Beine abquetschten, bei den Zwölfen, ich kroche auf den Stümpfen nach Punin.«

Die Erzählung fesselte den furchtlosen Studiosus, und entgegen ihren Ratschlägen verließ Tharsonius den Wagen, um die Ruinen Bosparans näher zu untersuchen. Frau Jagundes Versuche, ihn umzustimmen, brachte er mit einem kalten Blick zum Verstummen: Und als die Fuhrfrau die unnahbare Entschlossenheit ihres jungen Begleiters erkannte, zuckte sie die Achseln und fuhr kopfschüttelnd davon. Ihr letzter Zuruf - »Sag zumindest, wie du heist, damit ich bei den Boronis in Punin eine Totenmesse abhalten lasse!« - verhallte unbeantwortet.

Tharsonius wuste nicht genau, was ihn mit solcher Selbstsicherheit erfüllte. Eigentlich hätte er Furcht verspüren müssen, doch er war sich nur zu gut bewust, das er dieses bei allen anderen Menschen beobachtete Gefühl nicht kenne. Wo sie zitterten und zagten, empfand er allein eine schwer zu unterdrückende Wut bei dem Gedanken an Hindernisse, die für seinen Kenntnisse und Kräfte - noch! - zu gro waren. Schon früh hatte er gelernt, da gute Absichten gar nichts zählten und nur der Erfolg eine Rolle spielte.

Daher war es auch das einzig Vernünftige, sich zu nehmen, was man haben wollte. Er lachte kurz. Natürlich gab es immer wieder Leute und Umstände, die einen daran hindern wollten und konnten, und

deshalb war Macht der Schlüssel zu allem. Mit dem nötigen Wissen erwarb man auch die Macht, um keinen Widerstand dulden zu müssen.

Gewiß, auch er kannte Unsicherheiten. Alle anderen wußten, wer sie waren - doch er wußte nur wenig von sich. Natürlich war er etwas Besonderes, das bewiesen schon seine Begabung und seine astrale Macht. Doch wer war sein Vater? Wo war sein Platz in der Welt? Was war sein Schicksal?

Diese Rätsel zu lösen, war ihm wichtiger als alles andere. Und irgend etwas zog ihn zu diesem Platz. Bosparan, das war eine Metropole der Kultur und der Bildung gewesen; und angesichts der abergläubischen Furcht der Menschen mochten hier noch einige Schätze ungehoben liegen. Vielleicht war es ihm zgedacht, sie zu entdecken - dann würde sein Name in die Geschichte eingehen, und sein Vater würde ihn an seine Seite berufen.

Diesen angenehmen Tagtraum verfolgend und ausspinnend, stromerte Tharsonius durch die Ruinen, doch er fand nur Scherben, Marmorsplitter, Knochen und gelegentlich verrostete Metallstücke. Das ungewohnte Klettern über Schutthaufen erschöpfte ihn schnell, und als die Sonne rotgolden im Westen unterging, legte er sich zur Nachtruhe, denn er wollte sich nicht von Geistergeschichten verunsichern lassen.

Als die Nacht begann, stieg Nebel vom Yaquir hinauf und hüllte die Ruinen ein. Der junge Studiosus schlang seinen Reisemantel eng um sich und wartete

auf den Schlaf, der erst nach einiger Zeit kam. Kein Vogel schrie, kein Tier der Nacht huschte durch die Trümmer, selbst Väterchen Yaquir strömte ohne einen Laut vorbei. Andere pflegten an einem solchen Ort wohl zu Boron zu beten, dem Wächter des Todes und des Schlafes, doch so fesselnd Tharsonius die Berichte über die Macht der Götter auch fand, mißfiel ihm doch der Gedanke, sich in die Obhut eines anderen Wesen zu begeben, statt auf die eigenen Kräfte zu vertrauen.

Als der Schlaf schließlich kam, brachte er wie so oft wilde und rätselhafte Träume mit sich - nächtliche Bilder von mächtigen Zaubererfürsten auf ihrem Thron, Visionen von wüstenhaften Ländern unter glühender Sonne und wilden Ungeheuern, die sich doch dem Willen ihres Schöpfers unterwerfen mußten. Doch anders als sonst war es kein vollbärtiger Weise, der ihn stets aus dem Hintergrund zu beobachten schien, sondern ein anderer, unbekannter Mann, dem man dennoch den Magier deutlich ansah. Mit seinem prächtigen Seidengewand und dem agraffengeschmückten Turban kam der tulamidisch aussehende Zauberer dem träumenden Tharsonius vertraut und exotisch zugleich vor Fast wie ein weit mächtigerer älterer Bruder Magister Chaliks sah der Fremde aus. Doch dann entwickelte sich der Traum auf eine zuvor nie erlebte Weise. Der Tulamide trat aus den Schatten und drängte alle andere Traumgestalten beiseite. Mit Fingern voller Ringe griff er nach der Kehle des Träumenden und

würgte ihn.

So lebendig schien das Erlebnis, daß Tharsonius heftige Unruhe, ja Angst fühlte. Er wollte aufwachen, die üblen Alpdruck abschütteln - doch es gelang ihm nicht. Oder war der Tulamide eine echte Gefahr - ein Plünderer in der Ruinen? Tharsonius bemühte sich, Klarheit zu gewinnen, während die knöchigen Hände ihm das Leben aus dem Leib drückten. Nun erkannte der junge Studiosus seinen Widersacher: einen Nachtalp, die gefährlichste Form einer verfluchten Totenseele und so manchem Gehörnten Dämonen an Macht überlegen, die ruhelose Seele eines Verbrechers, die sich an den Lebenden rächen will. Gefangen zwischen Diesseits und Jenseits, können sie in beiden Bereichen zur tödlichen Gefahr werden und den Ort ihres Todes zur gemiedenen Stätte machen.

Aber er, Tharsonius von Bethana, gäbe sich nicht einfach geschlagen! Wut stieg in dem jungen Studiosus auf. Was wagte diese Kreatur? Er war ein lebendiger Mensch, und sie legte aus der Zwischenwelt ihre Klauen an ihn. Tharsonius war sich schmerzlich bewußt, daß ihm die hilfreichen Artefakte eines geweihten Magus fehlten; doch dann mußte es eben so gelingen.

In seiner Seele gab es Abgründe, und es bereitete ihm selbst Unbehagen, darüber nachzudenken. Jetzt aber brauchte er die dort schwelende Kraft des Zorns. Er vergaß alles um sich - seine Reise nach Punin, die Suche nach dem Vater, selbst den Namen, den man

ihm gegeben hatte - und ließ die heiße Flamme des Hasses emporlodern, bis die Feindschaft gegen den Nachtalp sein ganzes Denken und Empfinden ausfüllte.

Plötzlich war es vorbei. Der Druck um seinen Hals verschwand, und der junge Studiosus konnte wieder atmen. Hastig nach Luft schnappend, sog er den feuchten Nebel und faule Grabdünste tief in seine Lungen; und als er nach langer Zeit die Augen öffnete, sah er nur noch, wie sich der Nachtalp als Schatten verflüchtigte. Wäre die Kreatur nicht schwärzer gewesen als die Nacht, hätte er sie gar nicht mehr erkannt; so aber erhob er sich eilig und sprach die - einst heimlich erlernte - Formel, wie sie zur Beschwörung von Geistern verwendet wurde.

Der Nachtalp widerstrebte dem Zauber nach Kräften, doch Tharsonius zog alle Register seines Könnens, und wo die Übung fehlte, setzte er die Fülle seiner eigenen astralen Energie dagegen. Fürwahr, Macht hat ihre Reize, dachte der Jüngling, während der Nachtalp von unsichtbaren Bändern gefangen an seinem Platz verharrte - die lichtlose Silhouette eines Magiers in tulamidischer Tracht. Tharsonius hatte gesiegt. Doch neben einem Triumphgefühl verspürte er starke Wißbegierde. »Wer bist du?« herrschte er den Geist auf Bosparano an.

So unwahrscheinlich es war, antwortete der Nachtalp doch in der gleichen Sprache. Die Art der Erwiderung ähnelte eher einem Windhauch als den Lauten menschlicher Zungen, doch für den jungen

Studiosus klang sie völlig verständlich.

»Rashid Omar war ich als Mensch, Hofzauberer des letzten Sultans von Khunchom, als das Diamantene Sultanat schon alt und schwach war. Es fiel, und ich begab mich ins Reich der Sieger. Hier in Bosparan lebte ich und lehrte die Kaiserin viele Künste.«

»Künste welcher Art?« fragte der junge Tharsonius, auch wenn er sich die Antwort denken konnte.

Die Seele des Magiers schien noch immer stolz zu sein. »Die Künste der Zauberei. Nicht das seichte Wissen der Scharlatane, sondern die geheimen Lehren, wie ich sie aus den Schriften der Magiermoguln erlernte - die Kenntnis verborgener Namen und Riten, um sich die Mächte der Dämonensphäre selbst zu unterwerfen.«

Die Stimme des jungen Studiosus nahm einen spöttischen Klang an. »Das scheint der Herrin Bosparans nicht viel genützt zu haben, wie man sieht.«

»Auf Seiten der Rebellen standen« - der Geist schien zu zögern - »höhere Mächte. So konnten die Aufständischen den Palast erstürmen, und sie füllten das prächtigste Bauwerk diesseits der Wüste mit Stroh und ließen es ausbrennen, bis nur noch diese Ruinen blieben. An jenem Tage starb auch mein Leib, und seitdem muß ich hier ausharren und warten, daß lebende Wesen des Weges kommen und ich an ihnen meine Kraft erprobe. Dort überall bleichen ihre Knochen.«

»Warum tatest du das?« Der Studiosus wies auf die unbestatteten Gebeine, doch seine Stimme war

frei von jedem moralischen Vorwurf. »Um der Rache willen, zum Vergnügen oder für einen anderen Zweck?«

Der schwarze Schatten erzitterte bei der Antwort. »Es ist die Kraft des Lebens, das Feuer, das in den Atmenden glüht, was ich begehre. Dreimal zwölf Menschen muß ich das Leben aus den Leibern drücken, dann kann ich wiedererstehen in fleischlicher Form - und fünfmal sieben Männer und Frauen habe ich seit dem Fall dieser Stadt bereits zu Tode gebracht. Du solltest der letzte sein, schöner Knabe. Dir zu Ehren hätte ich mir einen Körper nach deinem Bild geschaffen, und du wärst mein vornehmster untoter Diener geworden.« Ein hohles Seufzen hallte über das Trümmerfeld: »Nun hat sich das Schicksal umgekehrt, und ich werde dir dienen müssen.«

Tharsonius beugte sich leicht vor. »Du wirst mir deine Formeln und Riten beibringen, wenn ich es dir befehle?«

Es war unmöglich zu erkennen, ob die Antwort des Geistes Bedauern oder Frohlocken ausdrückte. »Noch nicht ganz - denn solange ich hier zwischen dem Leben und dem Tod stehe, ist mir die Welt der Magie fremd. Doch wenn dir so viel daran liegt« - seine Stimme klang freundlich, fast schmeichelnd -, »dann gib mir ein wenig nur von deinem Blut, und ich kann zurückkehren als Mensch, der dich alles lehrt, was du begehrt.«

»Als mein gehorsamer Diener?« Tharsonius wollte, mußte es genau wissen.

»Wir werden zueinander stehen, wie es sich nach Alter und Erfahrung geziemt - und die Dankbarkeit eines Erzmagiers ist dir gewiß.« Der Schatten erzitterte erneut.

Der Studiosus schüttelte den Kopf. »Nein, ich werde nicht dein Diener sein.« Fast nachlässig begann er das Verbannungspentagramm zu zeichnen, wie es in den Büchern der Abschwörung beschrieben stand.

Diesmal war die Stimme des Nachtalps mehr einer Sturmbö als einem Windhauch ähnlich. »Tu es nicht! Du würdest es bereuen!«

»Ich würde es bereuen?« fragte Tharsonius nahezu beiläufig. »Oder eher du, wenn sich deine Seele doch in die fernen Sphären der Dämonen begeben muß, denen er sich verschrieben hat?«

»Ich kann dir andere Dienste leisten! Ich kann deine Feinde zu Tode drücken, ich kann ihnen Alpträume senden, ich kann...« Die Macht des Bannzaubers begann den Geist zu zersetzen. Kleine Flocken schwarzen Nebels lösten sich aus dem Schemen und trieben im kalten Nachtwind davon. »Das kannst du nicht tun! Ich bin Rashid Omar und du nur ein Lehrling der Kunst. Du hast die Kraft nicht...« Die Stimme erstarb, als eine plötzliche Bö den Schattenleib zerteilte und verwirbelte, bis bald keine Spur des Nachtalps mehr zurückgeblieben war.

»So kann man sich täuschen, alter Mann.« Tharsonius verbeugte sich höhnisch. »Doch für den Hinweis auf die Quellen wahrer Macht will ich dir wohl danken.«



## 15. Kapitel

Fürstin Sybia zügelte ihren Wallach und achtete für einen Moment nicht länger auf die Jagd, die sich um sie abspielte. Trotz ihrer vierundfünfzig Jahre ritt sie noch immer wie eine junge Frau, doch im Augenblick plagte sie sich mit einem der größten Probleme herum, seit sie vor über zwanzig Jahren die Herrschaft über das Fürstentum angetreten hatte.

Die rothaarige Monarchin wartete, bis diejenigen Teilnehmer zu ihr aufgeschlossen hatten, die um den eigentlichen Anlaß der Jagd wußten. Während sich die übrigen Treiber und Jäger weit über die frisch abgeernteten Felder verteilten, bildeten die ausgewählten Berater einen engen Kreis um die Fürstin. Niemand konnte längere Zeit im Tulamidenland regieren, ohne einen Anflug von Verfolgungswahn zu erleiden; und es stimmte zweifellos, daß selbst - oder gerade - in einem wohlbewachten Palast die Wände Ohren hatten, während hier auf der weiten Ebene niemand näher als hundert Schritt herankommen konnte, ohne gesehen zu werden. Selbst durch einen Unsichtbarkeitszauber verhüllte Späher hätten das noch schritthoch aufragende Stroh geknickt.

Fürstin Sybia begrüßte jeden ihrer Berater mit einem warmen Lächeln und kam dann unvermittelt

zur Sache. »Die Frage, meine Damen und Herren, ist einfach: Erlaubt uns die allgemeine Lage, den bei unserem letzten Treffen gehörten Wunsch des Kronprinzen nach einer Abenteuerfahrt zu genehmigen? Ich erwarte Ihren Bericht.«

Zuerst sprach Prinzessin Dimiona. Die um ein Jahr jüngere Schwester des Thronfolgers war weit erwachsener und tatkräftiger als ihr Bruder. Als Haushofmeisterin des Fürstenpalasts und Regentin der Zorganer Mark nahm sie ihrer Mutter schon heute so viele Pflichten ab, wie es ihre Arbeit für die Kirche der Hesinde gerade noch erlaubten. Dimiona war wie Arkos sehr bildungsbeflissen, doch weitaus fähiger, das Gelernte zu praktischen Zielen zu verwenden. Im Moment waren es vor allem ihre juristischen Kenntnisse, die von Bedeutung waren.

»Kurz rekapituliert, ist die Lage folgende: Ihr, Frau Mutter, seid zwar als Erste Gemahlin unseres verstorbenen Vaters, des von allen betraurten Fürsten Muzaraban« - ein leicht zynisches Lächeln lag auf ihrem hübschen Gesicht -, »völlig zurecht die regierende Fürstin; doch nach Landesgesetz seid Ihr vor allem die Vertreterin des noch unmündigen Thronfolgers. Der Prinz wird im nächsten Frühsommer fünfundzwanzig Jahre alt und kann am ersten Tag des Praiosmondes zum Fürsten gekrönt werden. Die Krönung just an seinem Geburtstag vorzunehmen, wäre hingegen sehr unüblich, ist aber nicht ohne Präzedenzfall. Vorher ist eine offizielle Thronbesteigung schlechthin nicht zulässig; und eine

Aufhebung der Krönungsordnung würde einfach zu willkürlich wirken und wäre meiner Meinung nach höchst fragwürdig.

Erst wenn der Prinz volljährig ist, kann er die Reutherin von Baburin heiraten, und erst nach seiner Krönung kann er sie zur Ersten Gemahlin und designierten Fürstin erheben. Sobald sie dann von ihm einen Sohn empfangen hat, wäre die Thronfolge gesichert.«

Vorher jedoch... Die Worte hingen unausgesprochen in der Luft. Vorher würde der Tod des Prinzen das erst seit zwei Dutzend Jahren unabhängige Fürstentum in eine schwere Krise stürzen.

Fürstin Sybia dankte ihrer Tochter mit einem Nicken. Dann flüsterte sie Alatar, ihrem wohlgezogenen Jagdfalken, einige Anweisungen ins Ohr und hob die Hand. Sogleich breitete der Raubvogel die Schwingen aus und erhob sich in die Luft, wo er in weiten Kreisen schwebend nach Beute Ausschau hielt.

Nach diesem kleinen Tribut an den vorgeschobenen Zweck der Zusammenkunft fuhr Fürstin Sybia mit der Beratung fort. »Kommen wir zur allgemeinen Lage bei unseren Nachbarn. Beysa Turschuli, könntet Ihr uns einen Überblick geben?«

Die Leiterin der Fürstlich Aranischen Handelskompanie und Meisterin der Zorganer Händler war außer für die Mehrung des Staatsschatzes auch dafür verantwortlich, die Kontakte zu den übrigen Mächten Aventuriens aufrechtzuerhalten. Die

Fürstlichen Kontore galten in manchem Lande mehr als die Gesandtschaften anderer Staaten. Aus diesem Grund war es auch die Handelsherrin, die einen kurzen Bericht über die derzeitige Haltung der Nachbarländer gab.

Die Stadt Fasar, der westliche Nachbar an den Hängen des Raschtulswalles war so unübersichtlich wie immer. Eine ganze Reihe selbsternannter Fürsten, Hoherpriester, Sultane und Handelsprinzen kämpfte mit Hilfe von Söldnern um die Macht und war sich nur einig darin, jeglichen fremden Einfluß auf ihre Stadt möglichst gering zu halten. Ein Reise des Prinzen dorthin wäre schlichter Wahnsinn gewesen.

Im Süden grenzte Aranien an das Kalifat - und wenn sich das Reich der Wüstennomaden auch erst mühsam von seinem letzten Krieg erholen mußte und keine militärische Gefahr darstellte, zogen doch schon wieder Fanatiker aus, um den nach Herkunft und Sprache verwandten Tulamiden Araniens heimlich die Botschaft des strengen Eingottes Rastullah zu predigen.

»Mir persönlich ist das ganz unverständlich«, fügte die Tulamidin hinzu, »denn für mich haben der Herr Phex und die übrigen Zwölfgötter viel getan - doch für manchen notleidenden Gorier scheinen neunundneunzig widersprüchliche Gesetze und willkürliche Glaubensrichter immer noch verlockender zu sein als das, was er im Augenblick hat.«

Wütend protestierte Graf-Marschall Haldoran.

Natürlich fühlte er sich angegriffen, denn sein Argwohn gegen die mehrheitlich tulamidischen Untertanen war schon sprichwörtlich. Mit einigen scharfen Worten verhinderte Fürstin Sybia einen Streit und forderte die Handelsherrin auf, mit ihrem Bericht fortzufahren.

Das wichtigste Problem war weiterhin, daß sich der Kaiser im nördlichen Gareth König von Aranien nannte und die Lehenshoheit beanspruchte. Der derzeitige Reichsbehüter zeigte bei aller Verbindlichkeit keine Neigung, diese Ansprüche aufzugeben, und nicht zuletzt dank seiner kriegerischen Erfolge im Abwehrkampf gegen die Orks, die in sein Reich eingefallen waren, bestand seine Herrschaft zur Zeit fester denn je. So mancher verglich ihn bereits mit seinem heldenhaften Großvater Reto, dem letzten Mehrer des Reiches.

Auch die zahlreichen aranischen Adelsfamilien, die ihr Lehen noch von Reto erhalten hatten, liebäugelten mit dem mächtigen Nachbarn und formellen Oberherrn im Norden und waren von zweifelhafter ergebenheit ihrer Fürstin gegenüber - insbesondere dann, falls die Thronfolge unsicher wäre. Dieses Mal schaute Beysa Turschuli so auffällig am Graf-Marschall vorbei, daß jeder begriff, wohin ihre letzte Spitze gezielt hatte.

Während Sybia Dankesworten sprach, erwog sie insgeheim ein anderes Problem. Auch ihr Sohn mochte sich in seiner Schwärmerei für strahlende Kriegshelden einmal dem erfolgreichen Kaiser un-

terwerfen und damit alles zunichte machen, wofür die Fürstin seit mehr als zwanzig Jahren kämpfte. Doch erst einmal mußte verhindert werden, daß er sich noch vor seinem nächsten Geburtstag in Todesgefahr begab.

Das brachte sie zum nächsten Berater. Graf-Marschall Haldoran war außer dem Prinzen der einzige Mann in der Runde. Sein Amt als aranischer Marschall hatte er einst erhalten, um die fruchtbarste und volkreichste Provinz des Kaiserreiches vor den ketzerischen Novadi-Kalifen und ihren Rastullahpredigern zu schützen. Ohne seine stillschweigende Duldung hätte Fürstin Sybia niemals dem schwächlichen Kaiser Hai die Gefolgschaft aufkündigen und die aranische Unabhängigkeit erreichen können. Nein, der Herr der südlichen Grenzmark Anchopal war ein wichtiger Mann, der nicht verärgert werden durfte.

Das Feuer des Kriegers brannte noch heiß in dem grauhaarigen Recken, und leidenschaftlich schilderte er die Lage im Süden Araniens: Die räuberischen Ferkinas in den Bergen waren verhältnismäßig ruhig, doch es gab Überfälle bis tief ins Landesinnere. Das Kalifat hatte innere Schwierigkeiten, aber die zwölfgötterverfluchten Ketzer schickten dennoch frevelnde Lügenprediger aus, die die Gorier aufhetzen sollten.

Dann wandte er sich direkt dem Prinzen zu, der bislang stumm zugehört hatte, wie andere über sein Schicksal berieten, und stellte brüsk seine Frage: »Ich

will gar nicht abstreiten, daß Ihr eine echte Vision hattet. Aber seid Ihr, Durchlaucht, Euch ganz sicher, daß die, hm, Dame im Schleier vor ›Assarbad‹ war-nen wollte? Vielleicht hat Euch Eure Krankheit einen Streich gespielt.«

So gut war des Prinzen Selbstbeherrschung nicht, daß er nicht deutlich gezeigt hätte, wie sehr ihn die Zweifel seines alten Waffenmeisters kränkten: »Ich bitte Euch, Exzellenz. Was hätte die edle Dame sonst meinen können?«

»Hasrabal«, lautete die unverblünte Antwort des Graf-Marschalls, und während er seine Argumente aufführte, zählte er sie mit der Spitze des Jagdmessers auf seine Fingerkuppen tippend ab. »Der selbster-nannte Sultan von Gorien beansprucht ohne jedes Recht Gebiete bis kurz vor Zorgan. Er ist ein fanati-scher Rastullahanbeter, der nur zu gern den Verehrern der Zwölfgötter eine Niederlage bereiten würde. Er ist verschlagen und böseartig - seinem eigenen Kalifen hat er die Tochter entführen lassen. Und vor allem« - er hielt kurz inne und senkte die Stimme zu einem leisen und doch weittragenden Flüstern - »ist er ein verwünschter Magier und Dämonenmeister, dem die Vielgehörnten zu Willen sind! Wenn irgend jemand die Macht und die Absicht hat, unserem Land von Süden her schweren Schaden zuzufügen, dann der verfluchte Novadi von Al'Ahabad.«

Die anderen wechselten vielsagende Blicke. Der Haß des Grafen auf alle Novadis war bekannt, doch diesmal mochte er durchaus recht haben: Sultan

Hasrabal war ihnen allen als zaubermächtiger Intrigant ein Begriff, und ihm war auch ein Komplott gegen den Prinzen und das ganze Land zuzutrauen.

In diesem Moment wurde ein Schrei laut, der mehr Überraschung als Schmerz ausdrückte und schnell wieder verstummte; doch alle Köpfe fuhren herum, und nur zu deutlich war ein nackter Mann zu sehen, in dessen blutüberströmtem Gesicht sich Alatar festgekrallt hatte. Der Falke ließ erst von seinem hilflos um sich schlagenden Opfer ab, als die herbeigeeilten Wachen sich des Beobachters annahmen.

Besonders Prinzessin Dimiona war im Sattel aufgefahren und starrte wütend zu dem Fremden hinüber. Die zahme Pechnatter in ihrem Ärmel war bei der heftigen Bewegung erwacht und züngelte neugierig hervor. Daß die Prinzessin und Haushofmeisterin zu den Weisen Frauen Araniens gehörte, war ein offenes Geheimnis - und ebenso kannten die meisten ihren Haß auf alle, die sie mittels Magie zu übertölpeln versuchten. Als sie sich der Fürstin zuwandte, zischte sie fast sosehr wie die Schlange, das Symboltier der Göttin Hesinde. »Laßt mich ihn befragen, Frau Mutter! Er ist nackt - also hat er sich wohl unsichtbar angeschlichen und wollte unsere Beratung belauschen.«

Fürstin Sybia war währenddessen damit beschäftigt, ihren gehorsamen Falken zu liebkosen und seine Fänge und den Schnabel mit einem Seidentuch vom Blut des ertappten Lauschers zu reinigen. »Hast gute Augen, ei, das hast du, mein Lieber. Alatar ist

doch der Beste, ei, er sieht selbst einen unsichtbaren Schleicher im Stroh.« Erst nachdem die Monarchin ihrem Jagdgehilfen ausgiebig die Federn gestreichelt und ihn dann wieder in die Lüfte entlassen hatte, antwortete sie ihrer Tochter lächelnd: »Danke, nein, Dimiona. Ich verstehe deine Aufregung, aber wir müssen die Beratung fortsetzen, und um den Lauscher können sich andere kümmern.«

Die Prinzessin hatte ihre Ruhe wiedergefunden und nickte wortlos, doch der Vorfall hatte wenig dazu beigetragen, Graf-Marschall Haldorans Verdacht gegen den Magiersultan von Gorien zu entkräften.

Auch die nächste Frage der Fürstin zielte in diese Richtung. »Was ist denn grundsätzlich zu dieser prophezeiten magischen Bedrohung zu sagen? Ich hatte doch gebeten, eine Expertin herbeizurufen.«

Dimiona schüttelte den Kopf. »Allzuviel war in der kurzen Zeit nicht herauszufinden«, erwiderte sie. »Selbstverständlich gibt es allerorten die sogenannten Magiergräber, doch das Volk bezeichnet fast alle ungewöhnlich geformten Hügel so. Ansonsten ist natürlich bekannt, daß in den westlichen Gebirgen eigenbrötlerische Magier, wundermächtige Ferkina-Schamanen und sogar höchst magiebegabte Drachen leben; doch ihnen allen ist wohl eher gemeinsam, daß sie ihre eigenen Ziele und Forschungen verfolgen, die mit der Bekämpfung Araniens wenig zu tun haben mögen.« Einen Moment lang hielt sie zögernd inne, doch dann faßte sie sich ein Herz und fuhr fort: »Erwähnenswert ist vielleicht noch, daß in letzter

Zeit immer öfter der Name Borbarad erwähnt wird. Natürlich ist dieser historisch gesehen ein ganz anderes Phänomen als die Magiermoguln: Als er lebte und wirkte, waren die Zauberer vom Gadang nicht weniger uralte Geschichte als für uns. Jene sind seit mehr als zwei Jahrtausenden vergangen, ihre Spuren fast vergessen; Borbarad aber herrschte vor nicht einmal fünfhundert Jahren. Dennoch soll ja auch dieser Schwarzmagier eine Festung in der gorischen Wüste besessen haben.«

»In der eigentlichen Gor gibt es nichts außer ein paar Geistern und Gespenstern.« Der ortskundige Graf Haldoran mischte sich ein. »Die gorische Steppe ist ja schon karg, aber der Tafelberg vor meiner Burgtür ist völlig leblos. Die Tulamiden erzählen heute noch, wie sich damals zwei ganze Heere mit Magie vernichtet haben.«

Die Magierkriege vor gut vierhundert Jahren waren den meisten ein Begriff. Damals hatte das Land schwer unter dem Streit zweier Magiergilden gelitten, viele Krieger, Bürger und Bauern kamen elend um, und seitdem waren die Akademien in Aranien verboten, und die wissenschaftliche Zauberei war verpönt.

»Aber ich hätte da vielleicht einen Fachmann vorzuschlagen«, fuhr der Marschall fort. »Bei uns in Anchopal haben einige Magier ein scharfes Auge auf den Tafelberg - darum sind sie auch vom Gildenverbot ausgenommen. Ihren Großmeister kenne ich recht gut, und da ich morgen sowieso nach

Anchopal reise, kann ich ihn ja das nächste Mal mitbringen - der müßte uns mehr sagen können.«

Fürstin Sybia nickte. »Ich danke Euch, Exzellenz. Kommen wir nun zum vorerst letzten Punkt. Eleonora, meine Liebe, könnt Ihr uns Näheres über die Gesundheit des Prinzen berichten?«

Die Heilerin hatte bislang still zugehört und nur mühsam dem Drang widerstanden, nach den Wunden des Lauschers zu schauen. Ein wenig bemitleidete sie ihn, denn hätte er diese ganze fruchtlose Debatte mitangehört, hätte er auch nichts Wichtiges aufgeschnappt.

»Eure Durchlaucht, dazu bin ich nicht befugt. Ich habe das Gelübde des heiligen Therbûn abgelegt, und was ich über einen Schutzbefohlenen weiß, geht nur die Göttin, ihn und mich etwas an.«

»Es sei denn, der Schutzbefohlene entbindet Euch davon«, warf Dimiona ein, die auch hier die rechte Vorschrift genau kannte. »Ich denke, der Prinz sieht ein, daß wir ohne genaues Wissen über seinen Zustand keine Entscheidung fällen können, nicht wahr?«

Beinahe zaghaft schaute die heilkundige Grafentochter ihren Verlobten an. Sie wußte genau, was nun folgen würde, und sah doch keine Möglichkeit, es abzuwenden, ohne ihre Pflichten auf das gröbste zu verletzen.

Matt nickte der Prinz. »Sagt ihnen, wie es um mich steht. Aber macht mich nicht kränker, als ich bin!«

Das hatte sie befürchtet. Wenn er gehofft hatte,

seine Verlobte werde für ihn lügen, kannte er ihr Pflichtbewußtsein nicht - mit der Gesundheit treibt man keine Scherze. So erzählte Eleonora ihrer Fürstin und deren Beratern alles. Sie berichtete, daß die besten Antimagier keine Beherrschungszauber bei dem jungen Mann festgestellt hatten, erwähnte seine stets wiederkehrenden Träume von Ruhm und Ehre ebenso wie sein wenige Monate zurückliegendes Fieber, das durchaus in Verbindung mit heroischer Lektüre Träume von nächtlichen Auftraggeberinnen erzeugt haben konnte.

Als die Heilerin ihren Bericht beendet hatte, hatte sie gegen ihren eigentlichen Willen das Bild eines unreifen, kränkelnden Träumers gezeichnet, der mit kindischen Wünschen und Einfällen seinen Pflichten entkommen wollte. Prinz Arkos war unterdessen immer bleicher geworden, seine Hände krampften sich um das Zaumzeug, und aus seiner Miene war deutlich abzulesen, daß er sich verraten fühlte.

Fürstin Sybia dankte ihr förmlich und sprach dann das Schlußwort: »Meine Damen, meine Herren, die Entscheidung liegt auf der Hand: Arkos, mein Sohn« - ihre Stimme wurde liebevoll und blieb doch entschlossen -, »du mußt verstehen, daß wir dich nicht diesen Gefahren aussetzen können. Deine Nachricht ist uns aber sehr wichtig, und wir werden alles tun, um die Bedrohung abzuwenden, Exzellenz, Ihr bringt mir diesen Magierexperten und verstärkt die Wachsamkeit an den Außengrenzen. Dimiona, du versuchst, mehr über Verschwörungen von Magiern

und dergleichen herauszufinden. Beysa Turschuli, Ihr weist bitte Eure Konsuln an, in allen Kontorstädten, aber besonders in Fasar, auf Magierkabaln zu achten, die gegen Aranien gerichtet sein könnten. Außerdem versucht Ihr bitte, einen Handelsgesandten bei Sultan Hasrabal unterzubringen - es gibt sicherlich irgend etwas, das wir ihm verkaufen können, selbst wenn es uns Geld kostet. Reutherin Eleonora, Ihr werdet Euer Bestes geben, um meinen Sohn und Euren zukünftigen Gemahl bei seiner Gesundung im Palast zu unterstützen und Schaden von ihm abzuwenden.«

»Ich höre und gehorche!« Das alttulamidische Zeremoniell mit Fußfall vor dem Herrscher war längst gelockert, doch die traditionelle Bestätigungsformal, gesprochen von vier Stimmen zugleich, hatte noch immer Eideskraft.

Erst nachdem Fürstin Sybia ihre Berater entlassen und ihnen viel Erfolg bei der restlichen Jagd gewünscht hatte, schien Prinz Arkos ganz zu verstehen. »Du läßt mich nicht gehen?« platzte es aus ihm heraus. »Wie kannst du das tun - ich habe ein Gelöbnis abgelegt!«

Seine Mutter blieb freundlich, doch unerbittlich. »Du kennst die Gründe - sie sind ausgiebig genannt worden: Du bist kein kleiner Ritter, du bist der Thronerbe und daher für das Land einfach zu wertvoll. Und was dein Gelübde angeht... Als deine Fürstin, und auch das bin ich« - ihre Stimme wurde hart -, »kann ich dich von jedem Gelübde befreien, das du einem Sterblichen gegeben hast. Das tue ich

hiermit.«

Der junge Prinz schüttelte verzweifelt den Kopf. Wollte ihn seine Mutter nicht begreifen? »Du mußt verstehen - die Politik führt zu nichts, wenn Helden gebraucht werden, und es ist müßig, über Privilegien und Konzessionen zu streiten, wenn Dämonen an die Tore pochen. Die gesamte Staatskunst ist nur eine List, um die Geister der Menschen von den wirklich wichtigen Dingen abzulenken. Der Fürst ist dazu da, den Feinden seines Landes mit der Waffe in den Hand entgegenzutreten.«

»Ganz abgesehen davon, daß du erst einmal alt genug werden mußt um überhaupt der Fürst zu sein, ist das heutzutage absurd. Der Fürst setzt die Politik fest, vielleicht unterstützt von seinen Freunden« - der Hinweis auf seine sorgsam ausgewählte Frau wäre im Moment fehl am Platze gewesen -, »und stellt vor allem die Einheit des Landes dar. Arkos, auch ich bin vielfach nur eine Puppe, die unablässig durch das Land reist und den Adligen und Bauern zeigt, daß sie eine gemeinsame Herrscherin haben, in einem freien, einigen Aranien zusammengehören und nicht die alten Völker- und Sippenfehden wieder aufflammen lassen dürfen.«

Als Arkos nicht antwortete, wurde sie wieder etwas schärfer: »Mein Sohn - noch bist auch du mein Untertan. Zwing mich nicht, dir einen Eid abzufordern, durch dessen Bruch du zum Hochverräter würdest. Ich könnte dich dann bis zu deiner Krönung unter Arrest stellen und in einen sicheren Kerker

werfen lassen!«

Nunmehr schaute Arkos doch auf. In seinen Augen stand Angst, als er eilig den Kopf schüttelte und Unverständliches murmelte.

Fürstin Sybia nickte zufrieden und rief Alatar herbei, um mit ihrem Sohn zurück zum Palast zu reiten - doch der Prinz wich dem Blick seiner Mutter stets aus.





## 16. Kapitel

Der Palast der aranischen Fürsten war in tiefes Dunkel gehüllt, und nur an einigen Stellen waren Wachposten zu erkennen - eigentlich viel zu wenige für die gewaltige Anlage mit ihren Wohn- und Wirtschaftsflügeln, Zierteichen und Lustgärten. Ob die Residenz tatsächlich so schlecht bewacht wurde oder ob sich die übrigen Nachtwachen nur geschickt verborgen hielten, war für einen Fremden nicht zu erkennen.

Der Schatten, der just in der Mitte der Nacht durch die Palastgärten huschte, brauchte sich solche Sorgen nicht zu machen - er kannte die genaue Wacheinteilung und wußte, wie man den diversen Aufpassern entging. An dem trinkfreudigen und stets brummigen Hauptmann Yorlak an der Südpforte und dessen Leuten kam er ebenso ungesehen vorbei wie an Leutnant Miraldo an den Ställen, der sich wieder einmal für eine seiner vielen Geliebten schön machte.

In den Stallungen selbst kam es nun darauf an, die Boxen zu finden, die der Feuerpforte am nächsten lagen, denn in den Fürstlichen Ställen standen neben den Pferden für alltägliche Aufgabe auch edle Elenviner Vollblüter, kräftiger Norburger Streitrosser

und sogar einige reinrassige Shadifhengste und -stuten aus der Wüste Khôm. Mochten die Aranier auch den Fanatismus der Novadis verachten, ihre hochedlen Pferde schätzten sie sehr. Alles in allem waren diese Tiere wohl einige Dutzend Truhen Gold wert, und darum gab es auch die Feuertore - schwere Bohlentüren, die von außen keinerlei Handhabe boten, von innen aber mit einem leichten Schub aufgedrückt werden konnten. Sobald er ein Pferd hätte, wäre er in Freiheit, denn die Wache außen vor dem Tor war allein und unberitten, bis sie Unterstützung geholt hatte, wäre der Fliehende schon über alle Berge.

In einem dunklen, nur schwach bekannten Stall Sattel und Zaumzeug zu finden, ohne Lärm zu verursachen, ist allerdings eine langwierige und zeitraubende Aufgabe. Die Zeit zu schätzen, ist ebenfalls schwer, doch es mußte wohl zwei Stunden gedauert haben, bis alles zusammengeklaut war. Nun ging es darum, die Rüstung zu bergen, die hier irgendwo stand. Das war schon einfacher, denn nach einer knappen Viertelstunde stieß der Schleichende mit dem Fuß gegen den Panzer, so daß das Klappern und Klirren durch den ganzen Stall hallte und eigentlich auch noch am anderen Ende der Palastanlage hätte gehört werden müssen. Doch draußen blieb alles ruhig, und so setzte der Ausbrecher seine Suche fort.

Zum Glück - oder leider - hatte das Scheppern die Tiere nicht aufgeweckt. Ein Pferd des Nachts wach zu bekommen, ohne es zu erschrecken und eine allge-

meine Panik auszulösen, ist eine Sache für sich. Der Eindringling versuchte es zu erreichen, indem er das Tier seiner Wahl sanft am Kopf streichelte.

Ob diese Methode Erfolg gehabt hätte, sollte er nie erfahren, denn urplötzlich flammte neben ihm ein grelles Licht auf - so zumindest erschien es seinen mühsam ans Dunkel gewöhnten Augen, während sich die schlafenden Tiere von der Öllampe nicht weiter stören ließen.

Prinzessin Dimiona trat mit spitzbübischem Grinsen aus einer der nicht genutzten Boxen. »Wen haben wir denn da? Das dauert doch noch bis morgen früh!« Hinter ihr stand nun eine hohe Gestalt auf, in deren eisgrauem Haar sich ein einsamer Strahl Mondlicht verfangen hatte.

Prinz Arkos starrte seine Schwester und seinen alten Waffenmeister entsetzt an. »Wa... was tut ihr denn hier?« brachte er schließlich mit Mühe hervor.

»Wir warten auf dich«, erklärte seine Schwester, als wäre das das Selbstverständlichste der Welt. »Eigentlich wollten wir ausharren, bis du so richtig schön gepanzert auf deinem Streitroß gesessen hättest - doch das hättest du ja nicht vor dem Morgengrauen geschafft.«

Graf-Marschall Haldoran trat nun ebenfalls näher und schüttelte sein bärtiges Haupt. »Was ist denn das? Ein Shadifhengst? Ein heißblütiges, reizbares, unstetes und dreimal verdammtes Novadipferd? Ja, hast du denn alles vergessen, was ich dir je beigebracht habe? Sei bloß froh, daß du es nicht geweckt

hast - und selbst wenn es ein lammfrommer Kerl wäre, hätte es keine drei Stunden lang die Rüstung geschleppt, ohne daß es zusammengekracht wäre. Hättest die Rüstung eben wegwerfen müssen - ohne einen Knappen wärest du da ohnehin nicht hineingelangt!«

»Wie - wie habt ihr das erfahren?« Prinz Arkos war sehr stolz auf seine Geheimhaltung und den kühnen Entschluß gewesen, noch in der gleichen Nacht aufzubrechen, ehe irgendwelche besonderen Schutzmaßnahmen ausgearbeitet werden konnten.

Dimiona lächelte: »Ich bin die Haushofmeisterin, vergiß das nicht! Wenn der Kronprinz auf einmal den Stallburschen und -mägden für eine Nacht freigibt und ihnen gar Geld spendiert, daß sie auch wirklich alle in den Kneipen verschwinden, spricht sich das herum. Wenn die alte Prunkrüstung von Urvater Murschabir fehlt, fällt das auch auf. Und wenn dann die Küchenmeisterin noch erklärt, den Proviant für dich habe sie natürlich schon zusammen, doch du habest leider nicht gesagt, wie viele Leute zur Jagd mitkommen und wieviel sie für die einpacken soll, zeichnet sich das Bild ab, nicht wahr?«

»Was werdet ihr jetzt tun? Mich zurückschleppen? Mich einsperren?« Arkos' Stimme war flach und tonlos.

»Keineswegs, Bruderherz. Wir denken beide, daß Mutter ein wenig zu streng mit dir war - meine Güte, man ist ja nur einmal jung, und bald wirst du für immer in diesem goldenen Käfig hausen müssen.«

Warnend und belehrend zugleich hob sie einen Finger. »Aber daß wir dich unmöglich allein losziehen lassen können, hast du gerade bewiesen. Daher wirst du mit seiner Exzellenz morgen früh nach Anchopal reiten und bis dorthin als einfacher Knappe auftreten. Je nachdem, was dort die Befragung der Magier ergibt, nimmt er dich weiter mit und schickt dich zurück - und dann wirst du gehorchen.«

Arkos nickte nur. Sein Waffenmeister hatte immer schon eine besondere Autorität besessen, und seinem Befehl könnte er sich nicht widersetzen - doch er hoffte inständig, sich bis Anchopal als würdiger Recke zu erweisen. »Solange ich kein falsches Wappen führten muß!«

Haldoran schüttelte den Kopf: »Gar kein Wappen ist besser als ein falsches. Nicht alle Knappen sind von Adel, wenn ihre Lehrzeit beginnt.«

Arkos schluckte - doch das war durchaus annehmbar und selbst nach den strengen Maßstäben der Rondrakirche eine erlaubte List. Selbst König Arkos war auf so manchem Erkundungsritt als Knappe ohne Wappenschild gereist. »So sei es!«

Wie in einem ihrer lange vergangenen Kinderspiele ballte die Prinzessin plötzlich die schlanke Hand zur Faust und hieb ihrem Bruder spielerisch gegen die Schulter. »Geh hinaus, Ark, und zwing sie nieder! Tu's für uns!«

Beinahe hatte er den alten Spitznamen vergessen; und auch an ihre kindlichen Immanspiele hatte er kaum noch gedacht, als er mit einem zu

schweren Eschenschläger einen zu kleinen Korkball durch das zu weit entfernte Tor der Gegner schießen sollte. Marschall Haldoran hatte sie damals unterwiesen, und als er schließlich nach dem Sieg der Prinzenmannschaft über die Kinder der Palastbediensteten gelobt hatte, bald werde der Prinz um den Kaiser-Reto-Kelch spielen, war Arkos vor Stolz fast vergangen und tagelang in seiner verschwitzten und verdreckten Immankleidung herumgelaufen.

Nun sollte er an der Seite seines alten Waffenmeisters ins Abenteuer ziehen und sich in der Welt beweisen - fürwahr, die Götter meinten es gut mit ihm.





## 17. Kapitel

**R**eversalis Revidum Sativarg Otihin...« Joruna seufzte. Die Studiosa hatte sich schon wieder vertan. Wie sollte sie die Umkehrung des Zaubers nur jemals ausführen, wenn sie bereits beim Sprechen der Formel scheiterte? Sie konzentrierte sich aufs neue; schließlich hatte sie eigens die dunkle Enge der Studierstuben verlassen und war hierher auf den weiten offenen Hof der Puniner Akademie gekommen, um unter freiem Himmel zu lernen.

»Reversalis Revidum Sativarg Alihin...« Aufgeregte Stimmen und Gelächter rissen Joruna erneut aus ihrer mühsamen Konzentration. Ärgerlich schaute sie zu den übrigen Studiosi hinüber und versuchte zu erkennen, was einen derartigen Aufruhr in der ehrwürdigen Akademie zu Punin verursachte. Sie bemerkte, daß vor allem die jüngeren Studiosi und die Novizen aufgeregt miteinander tuschelten, konnte aber nicht erkennen, worum es sich bei den Gesprächen handelte. Solange ein derartiger Lärm herrschte, war an ein fruchtbares Arbeiten nicht zu denken, also packte sie ihre Notizen zusammen und schlenderte zu den aufgeregten Studienkollegen hinüber.

»Nun, Marnon, brennt die Akademie oder ist gar ein Drache auf dem großen Marktplatz gelandet?«

Mit spöttischer Miene wandte sie sich an ihren jungen Bruder, der mit hochroten Wangen inmitten des Geschehens stand. Der Zwölfjährige schaute seine große Schwester aus weitaufgerissenen Augen an und stammelte: »Der neue Studiosus ist soeben eingetroffen.« Es klang, als sei Hesinde lebhaftig erschienen.

»Das ist alles? Warum macht ihr ein derartiges Aufheben darum? Ist er ein Dschinn oder ein Drache?« Joruna hatte bereits Gerüchte gehört, daß ein neuer Zögling in die Akademie kommen sollte - und selbstverständlich sollte es sich bei um einen ungewöhnlich begabten Schüler handeln. Die Studiosa kannte diese Erwartungen zur Genüge: In den acht Jahren, seit sie nun an der Akademie war, hatten immer wieder derartige Behauptungen für Aufsehen gesorgt. Zumeist handelte es sich bei den neuen Schülern um disziplínlose Kinder aus gutem Hause, die von ihren ursprünglichen Akademien verwiesen worden waren und nun durch das Geld oder den Einfluß ihrer Familien in Punin eine zweite Gelegenheit erhielten.

»Er ist es wirklich.« Die Stimme der zehnjährigen Amra drang an Jorunas Ohr, und sie drehte sich neugierig um. »Wer ist was?« - »Der neue Studiosus! Ich habe mir die Büste vor der Bibliothek angeschaut, und der Neue sieht genauso aus wie Rohal - nur jünger natürlich.« Die kleine E Levin schnatterte weiter, aber Joruna war schon weitergeeilt, um den Neuankömmling nun doch einmal näher zu betrachten.

Er saß auf einer steinernen Bank, schlicht gekleidet, aber das stolze Haupt, der kurze Bart, die strahlenden Augen und die aufrechte Haltung - wie es auf dem Gemälde ›Rohal der Weise‹ im Studiensaal zu sehen war.

O ja, Joruna brauchte nicht erst die Büste des großen Magiers anzusehen, um seinen Sohn zu erkennen. Wie oft hatte ihre Mutter ihr von dem weisesten aller Magier erzählt und wie sie Zeugin gewesen war, als er unbewaffnet die Stufen des Praiostempels in Gareth emporschritt, um ohne Blutvergießen den letzten Priesterkaiser in die Verbannung zu schicken. Dieses Erlebnis hatte sie dazu bewogen, ihrer Tochter das Magiestudium zu ermöglichen - und wie stolz war sie selbst gewesen, als Rohal vor drei Jahresläufen in Punin zu Gast gewesen war und gar einige Worte mit Joruna gewechselt hatte.

Die jugendliche Studiosa wußte nur zu gut, daß viele Mädchen ihres Alters heimlich für den väterlich weisen Magier schwärmten, der so ganz anders war als die unerfahrenen und unsicheren Knäblein ihres eigenen Alters. Daß der Weise das sechzigste Lebensjahr bereits seit Jahren überschritten haben mußte, zählte da wenig, wiewohl für ihn auch sonst kaum die Gesetze der Sterblichen zu gelten schienen. Seine Augen waren auf jeden Fall die eines jungen Mannes, und er wirkte keinen Tag älter als Mitte Vierzig. Seine klugen, doch nie überheblichen Bemerkungen betörten sie ebenso wie seine Großmut und sein Verständnis für menschliche Schwächen,

von dem so viele berichteten.

In ihrem Herzen hatte sie immer gewußt, daß auch Rohal der Weise menschliche Schwächen haben mußte, gleichgültig, was die gelehrten Magister behaupteten, die den Magier auf dem Kaiserthron gern als Halbgott darstellten, der über allen fleischlichen Genüssen stände. Hier saß nun ohne irgendeinen Zweifel sein eigen Fleisch und Blut.

Bei diesem Studiosus - darauf war Joruna bereit, alles zu verwetten - stimmte die Behauptung, daß er großartig sein mußte. Nun wußte sie auch, weshalb der weise Rohal vor drei Jahren die Akademie besucht hatte. Zweifellos war er in allen Akademien Aventuriens zu Gast gewesen, um festzustellen, welche davon würdig sei, um seinen Sohn weiterzubilden.

Kurzentschlossen zog sie ihr schlichtes Studiengewand zurecht und ging auf den Neuankömmling zu, den die übrigen Schüler mit einer Mischung aus Erstaunen und Furcht anschauten, als könnte er sich im nächsten Augenblick in einen Drachen verwandeln. Mit einer leichten Verbeugung und ihrem freundlichsten Lächeln begrüßte sie ihn: »Seid willkommen in der Akademie von Punin, mein Prinz. Die Lehrer werden sich Eurer noch annehmen, doch im Namen der Schülerschaft möchte ich Euch in unseren Kreis aufnehmen.«

Erstaunt und doch beherrscht schaute der Neue auf, und Jolana sah, daß er genau die Augen seines Vaters hatte.

Damit war die Anspannung gelöst, und alle beeilten sich, Jorunas Beispiel zu folgen. An diesem Tag suchte ein jeder Tharsonius' Nähe - vom jüngsten Eleven bis zum dienstältesten Lehrmeister. Zum erstenmal mußte der junge Studiosus nicht um Respekt kämpfen, und als er des Abends sein müdes Haupt auf das Kissen in seiner Kammer bettete und trotz Müdigkeit doch nicht einschlafen konnte, wußte jeder in Punin, daß in der Akademie ihrer Stadt der Sohn des weisen Rohal studieren würde.





## 18. Kapitel

Die frischgebackene Magierin Joruna stand in ihren neuen Prachtgewändern, die linke Hand um ihren Stab geklammert, neben ihren Collegae, um der Weihe der übrigen Prüflinge beizuwohnen. Sie konnte es immer noch nicht recht glauben, daß sie es jetzt wirklich geschafft hatte. Gewiß, auch nun wäre das Lernen nicht beendet - wie hieß es doch so schön: Ein Magus lebt von und für seine Studien -, aber bereits während des Studiums hatte sie festgestellt, daß man in Maßen alles miteinander verbinden konnte. Bei der ersten, die nach ihr geweiht wurde, fühlte sie noch den gleichen Eifer wie bei ihrer eigenen Zeremonie und wünschte ihr heftig alles Gute, doch mit jedem weiteren Mitschüler, der hereingeführt wurde, ließ ihre Aufregung nach.

Doch nun wurde der letzte Prüfling in die Halle geleitet: Nackt bis auf ein weißes Tuch um seine Augen betrat Tharsonius den Raum. Joruna seufzte leise, als sie den ihr aus vielen Tagen und Nächten vertrauten Gefährten sah. Noch vor kurzem hatten sie erst gemeinsam für die Prüfungen gelernt und dann ihren Erfolg lange im größten und weichsten Bett im ›Haus Almada‹ gefeiert - so kurz vor der Weihe sah man darüber hinweg, wenn die Zöglinge ein wenig über

die Stränge schlugen.

Wie anders war sein Einmarsch in die Halle verlaufen, verglichen mit dem ihren: Sie selbst war mit unsicheren Schritten hereingekommen, von einer älteren Adeptin geführt. Tharsonius' Auftritt hingegen wirkte wie der triumphale Einzug eines Königs in seinen Thronsaal. Ein herausforderndes Lächeln umspielte seine Mundwinkel. Mit Nachdruck preßte Magister Garon dem Zwanzigjährigen seinen Stab in die Kniekehlen und zwang ihn so, auf dem Kissen vor dem Tabulum niederzuknien. Joruna glaubte einen Anflug von Unsicherheit auf dem Gesicht des jungen Mannes zu sehen, ebenso mochte es jedoch ein Ausdruck seiner Unbeugsamkeit sein, die sie zugleich faszinierte und verunsicherte. Andere mochten ihn als den Sohn und Erben Rohals umschwärmen, sie aber fühlte sich von der Tiefe seiner Seele wie magisch angezogen. Einmal, in einem Moment der Entspannung und des Glückes, hatte er ihr gestanden, daß er selbst mitunter Unbehagen bei dem Gedanken daran empfand, was in ihm zu schlummern schien. Nun, von einem Geist besessen war er jedenfalls nicht.

»Nun, Tharsonius, du bist hier, um zu zeigen, ob du es verdienst, ein vollwertiger Magus zu werden. Erachtest du dich dieser Ehre für würdig?« Da war sie wieder, die Frage, auf die kein Lehrbuch und keiner der Magister die Schüler vorbereitet hatten. Joruna hatte befürchtet, daß sich ihr Herz überschlagen werde, so hatte es gerast und alle sorgsam erlernten

Meditationstechniken ad absurdum geführt. Erst nach einer Ewigkeit konnte sie zaghaft antworten, daß sie selbst es nicht genau wisse. Ob jedoch diese Antwort die rechte war, vermochte sie nicht zu sagen.

Seine Spektabilität hatte ihr einen langen Vortrag darüber gehalten, daß ein Magier zwar Demut besitzen müsse, daß es aber das Selbstvertrauen sei, das häufig über Leben und Tod entscheide. Trotzdem habe sie ihre letzte Prüfung bestanden.

Andere Prüflinge antworteten, daß man sie wohl für würdig halte, sonst wären sie nicht hier, worauf ihnen nahegelegt wurde, mehr auf die eigene Einschätzung und nicht nur auf die Meinung anderer zu achten, und einigen von ihnen wurde ein weiteres Jahr der Studien nahegelegt.

Die Studiosa, die ein klares Nein äußerte, wurde hingegen nach einer Ermahnung zu mehr Vertrauen in sich und die eigenen Kräfte ebenfalls in den Magierstand erhoben.

So zeichnete sich ein Muster ab, das die zu Analytikern geschulten Jungmagier schnell erkannten: Bescheidenheit wurde erwartet, aber auch eine gewisse Zuversicht, vor allem jedoch eine nüchterne Einschätzung der eigenen Möglichkeiten.

Nun wartete alles gespannt auf Tharsonius' Antwort, der laut erklärte: »Selbstverständlich. Schon immer.« Wie ein Paukenwirbel hallte die Antwort durch die ehrwürdige Weihehalle. Keiner der Anwesenden sprach ein Wort; seine Spektabilität, die

anderen anwesenden Akademieleiter, die Magister und Lehrmeister, die Prüflinge - alle schauten sie zu dem Ehrengast der Weihefeierlichkeiten hin, und das Schweigen lastete schwer im Raum. Schließlich aber, nach einer weiteren Ewigkeit, nickte Rohal der Weise seiner Spektabilität zu. Mit zitternden Schritten ging der Leiter der Puniner Akademie auf den knienden Schüler zu. »Erhebe dich, Tharsonius Adeptus!« Nach dem Klang seiner Stimme vermutete Joruna, daß hier etwas Ungeheuerliches geschehen war.

Das Prachtgewand wurde über die Schultern des Prüflings gestreift, die Formel ›Congratulatio, Magus‹ wurde ohne den traditionellen Kuß abgeschlossen. Es folgten einige halbherzige Belehrungen über die Demut, die ein Magier besitzen solle, doch Tharsonius schien keines der Worte zu hören. Sein Blick lag auf Rohal. Bevor die Zeremonie durch Verleihung des Gildensiegels und des Magierstabes zu Ende geführt werden konnte, erhob sich der Ehrengast. »Werter Collega, ich komme, um einen großen Wunsch zu äußern. Ich erbitte die Erlaubnis, diesen jungen Magier als meinen Assistenten anzunehmen und seine Ausbildung vollenden zu dürfen.«

Ein Raunen ging durch den Saal, doch wirklich überrascht war niemand. Joruna meinte allerdings den tiefen Seufzer des Akademieleiters zu vernehmen, als werde eine schwere Last von seinen Schultern genommen, indem er die Verantwortung für Tharsonius weiterreichen konnte. Eilig gab

er seine Zustimmung, und Rohal der Weise kam gemessenen Schrittes heran. »Gestattet mir, verehrter Collega, daß ich Euch als Zeichen meiner Wertschätzung diesen Folianten überreiche. Eine kleine private Theorie über die Systematik der Magie, noch längst nicht abgeschlossen, doch vielleicht von fachlichem Nutzen.«

Bei diesen Worten schien der Akademieleiter förmlich zu wachsen. Nicht einmal die Kostbarkeit der Gabe war so erstaunlich wie die Art, in der Rohal die Worte sprach: Kein Hauch von Koketterie oder Tiefstapelei lag in seiner Stimme, nur das ehrliche Bedauern, seine Arbeit nicht schneller vollendet zu haben.

Joruna blickte verstohlen zur Leiterin der Kusliker Akademie hinüber, die auch zu diesem Ereignis geladen worden war. Sie hatte Tharsonius einst in Bethana entdeckt und als Magier schulen lassen, dann aber der Puniner Akademie vermittelt, ja geradezu aufgedrängt.

Hier in Punin galt sie als ehrgeizige Intrigantin, und es schien Joruna, als zerplatze die alte Magierin fast vor Neid. Nicht sie würde beim abschließenden Fest an des Weisen Seite sitzen und mit ihm über die arkanen Thesen und die Sieben Sphären diskutieren.





## 19. Kapitel

Nachdem sich die drei Verschwörer geeinigt hatten, keinen anderen und schon gar nicht die Fürstin in ihr Vorhaben einzuweihen, trennten sie sich. Prinzessin Dimiona würde die verräterische Rüstung zurückschaffen lassen und sich glaubwürdige Erklärungen für die Bediensteten ausdenken, während der Graf-Marschall und der Prinz zu Haldorans Residenz im Süden Zorgans ritten - ungerüstet und nur leicht bewaffnet, denn es wäre niemand unterwegs, der sie erkennen oder gar angreifen könnte.

Vom Palast gesehen, liegt die wehrhafte Zitadelle am anderen Ende der Stadt, so daß der Weg fast eine Meile lang war; denn die Hauptstadt Araniens ist weitläufig erbaut und voller großer Gärten und Parkanlagen.

Seit vor fast hundert Jahren die Pocken über die Hälfte der Einwohnerschaft töteten, hat sich das Gesicht der Stadt deutlich gewandelt. Das alte tulamidische Zorgahan, der Stadtteil am Fuß des Palastberges, hatte am stärksten gelitten, und immer noch gab es viele Gassen in dem engen und scheinbar menschenleeren Labyrinth, in dem Bettler und Diebe in verfallenden Häusern lebten und in das sich selbst

Bewaffnete nur ungern wagten.

Doch in späteren Jahren war die breite Kaiser-Reto-Esplanade mitten durch das alte Viertel geschlagen worden, und auf dieser baumgesäumten Prachtstraße ritten der alte und der junge Krieger und hörten nicht auf die Geräusche - Gespräche, Debatten, mitunter das hastige Fiedeln eines üben-den Barden -, die leise zu ihnen herüberschollen.

Die letzten Künstler und Dichter aber, die noch am Rand der Allee in den kleinen Schenken hockten und darauf warteten, vom unheimlichen Atem der verfallenden Altstadt beflügelt zu werden, schenkten ihnen keine Aufmerksamkeit, denn Boten vom und zum Palast waren selbst zu so später Stunde nichts Ungewöhnliches, und die Taschendiebe und Wegelagerer Zorghans trieben ihr Unwesen nicht so nahe bei der gut zu überblickenden Esplanade und waren auch zu klug, um zwei bewaffnete Reiter zu überfallen.

Erst jenseits der düsteren Altstadt begann das Zorgan der Weizenhändler und Gildenmeister. Hier patrouillierten Gardisten der Stadtwache, doch auch sie wußten es besser, als daß sie den Marschall belästigt hätten, und seinem Knappen im Kapuzenmantel schenkte keiner einen weiteren Blick.

Als Arkos in dieser Nacht in einer kleinen Knappenkammer zur Nachtruhe kam, waren nur noch wenige Stunden bis zum Morgen geblieben. Doch die Regeln der Zitadelle galten für jeden, und so wurde der Prinz pünktlich beim Aufgehen der

Praiosscheibe durch ein heftiges Hüsteln geweckt. Ein junger Knabe mit pickligen Wangen hatte ihm das Morgenmahl gebracht und die Reisekleidung zusammengestellt. Als sich Arkos nach dem Frühstück frisch gewaschen und rasiert mit dem Graf-Marschall in den Stallungen traf, schien der rüstige Alte schon seit Stunden wach zu sein.

Nun erfuhr Arkos, daß der junge Diener sie begleiten würde - denn obgleich der Prinz auf der Reise die Rolle des Knappen Ellergrimm spielen würde, sollte doch ein Dienstbote dabei sein, um die Pferde- und Waffenpflege und andere Arbeiten zu übernehmen. Der Page Bernfried stammte aus gutem Hause, wenn er auch nicht hochadelig war, so erklärte der alte Marschall, und war ihm von Prinzessin Dimiona als gehorsam und anständig empfohlen worden.

Von Zorgan nach Anchopal braucht eine berittene Reisegruppe üblicherweise nur vier Tage - denn die *Transarania* ist schon vor langen Jahren gut ausgebaut und mit gebrannten Lehmziegeln gepflastert worden. Die drei Reisenden führten jeweils zwei Reitpferde zum Wechseln und ein Lasttier sowie zusätzlich das kräftige Streitroß Graf Haldorans mit. Um den streitsüchtigen Hengst von den übrigen Pferden zu trennen, war der junge Bernfried fast ständig beschäftigt. Doch schließlich sah auch der Beißer ein, daß ihm seine Bosheiten nichts einbrachten, und begnügte sich damit, gelegentlich hinterlistig nach Bernfrieds Waden zu schnappen. Als es schließlich ruhiger für ihn wurde, kam der Page

schnell mit dem fast sieben Jahr älteren Ellergrimm ins Gespräch. Trotz des Altersunterschieds wurden die beiden jungen Männer schnell Freunde, und während Graf-Marschall Haldoran mit unerschütterlicher Miene voranritt, sprachen sie angeregt über das Rittertum und die Ritterlichkeit, ihre heldischen Vorbilder und ihre Wünsche für die Zukunft, und da die Fürstenwürde in Arkos' Träumen nur eine geringere Rolle spielte, brauchte er seinem neuen Freund nicht einmal allzuviel zu verschweigen.

Bernfried, so erwies es sich, stammte zwar von einem Gut unweit von Zorgan, doch kannte er die Hohen Herrschaften des Palastes überhaupt nicht und zeigte mit keiner Miene, daß Ellergrimm für ihn jemand anderes war als ein älterer, aber freundlicher Krieger, der das Glück hatte, Knappe des Graf-Marschalls persönlich zu sein. Daß die ihm unbekannte Prinzessin ihn empfohlen hatte, erklärte er sich mit einem Vorschlag seiner ehrgeizigen Mutter bei Hofe.

Nur von Zeit zu Zeit verfiel der Halbwüchsige in Schwermut und starrte dann gedankenversunken ins Leere; doch welcher Kummer, welche üble Erinnerung ihn dann plagten, mochte er nicht verraten, und der Prinz war zu wohlerzogen, als daß er ihn mit Fragen bedrängt hätte. Doch kaum hatte Arkos gemerkt, daß der Freund wieder einmal schweigsam war, endete der Trübsinn auch schon wieder, und Bernfried schwatzte so fröhlich wie zuvor über den Ritterschlag und die Bewährung auf Turnierplatz

und Schlachtfeld.

Unter diesem gegenseitigen Kennenlernen verging der erste Tag. Die zahlreichen bäuerlichen und bürgerlichen Reisenden auf der Straße von und nach Anchopal machten dem Ritter und seinen Begleitern respektvoll Platz, und als die drei kurz nach der Mittagsstunde einer Abteilung Soldaten begegneten, sprach Graf Haldoran einige wohlgesetzte Worte mit dem Hauptmann.

Für diejenigen, mit denen sie zu tun hatten, wären sie ein Ritter samt Gefolge auf der Pilgerfahrt nach Anchopal - denn wenn die Stadt auch vom Heiligen Hain der Peraine umgeben war, besaß sie doch auch einen weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannten Tempel der Kriegsherrin Rondra.

Den ersten Abend und die Nacht verbrachten Marschall Haldoran und sein Gefolge ein wenig abseits der Straße auf einer Burg namens Retostein, der ein vertrauenswürdiger und ritterlicher Kastellan vorstand. Zu dieser Zeit waren nur wenige Ritter in diesem Teil des Landes unterwegs, denn viele Recken Araniens verbrachten nach den Rondrafeiern noch einige Zeit in Baburin, so daß Haldoran und Bernfried den Schlafsaal für fahrende Ritter mit seinen Strohsäcken für sich allein hatten, während Ellergrimm in einer eigenen Kammer mit wollenen Decken nächtigte. Dem Kastellan gegenüber hatte der Graf-Marschall von einer Krankheit seines Knappen gesprochen, und trotz leiser Proteste hatte sich Arkos doch diesem Anflug höfischer Etikette

beugen müssen.

Am nächsten Morgen brachen die drei Reisenden früh auf, und erwartungsgemäß war der Tralopper Riese des Graf-Marschalls nach einer erholsamen Nacht - als ob er gestern etwas anderes als das eigene beeindruckende Gewicht getragen hätte! - wieder munter zum Streiten aufgelegt, und Bernfried mußte ein gehöriges Maß an blauen Flecken und Bissen einstecken. Zudem war der Ausschlag an seinem Mund noch schlimmer geworden, und das machte ihn wohl auch schweigsamer als am Vortag.

Die Reisegruppe erreichte schon nach einer Stunde einen bunten Wappenstein, dessen Inschrift in gestelztem Garethi verkündete, daß hier die Zorganer Mark und die Grafschaft Gorien einander begegneten. Eine Grenzwache gab es nicht, hier mitten in Aranien, und so konnten sie ohne weiteres die Reise fortsetzen. Dem Namen der Grafschaft nach erwartete Arkos die karge Steppe, von der er soviel gehört hatte, doch eigentlich änderte sich die Landschaft überhaupt nicht: In jede Himmelsrichtung breitete sich auf fast ebenem Land ein Meer aus goldgelben Weizenhalmen aus, in dem sich nur hier und da baumbestandene Hügel wie Inseln erhoben. Die dörflichen Siedlungen waren allenfalls noch etwas größer und zahlreicher, nun, da die beherrschende Großstadt Zorgan weiter als zwei Tagesmärsche entfernt lag. Nur ein Blinder konnte die Umgebung für öde Steppe halten, und selbst dem hätten das rege Zwitschern der Vögel, das Plätschern der kleinen

Bäche und die Rufe der Bauern auf den Feldern zu denken gegeben.

Auf Arkos' Frage erklärte Graf-Marschall Haldoran dann auch: »Eigentlich gibt es zwei Gorien, Ellergrimm: In Obergorien mit Anchopal haben damals die Heuschrecken gewütet, und so arm es ist, habe ich es vom Kaiser als Lehen bekommen, weil es den götterverdammten Novadis am nächsten liegt, Junge. Deine Mu... mutige und kluge Fürstin hatte ein Einsehen und verlieh mir auch Niedergorien, wo der Boden reich und die Abgaben weit besser sind - auch wenn die Bauern viel zu Peraine beten und die Heilenden Mönche so laut ihren Namen preisen, als gäbe es nicht unsere Herrin Rondra im Himmel, deren Diener die plündernden Wüstenräuber von Scheune und Schober fernhalten!«

Unter gehässigen Bemerkungen über die kurz-sichtige Undankbarkeit der tumben Bauern - Tulamidenpack alle miteinander! - ritt der alte Krieger weiter, mühsam die Tarnung Ellergrimmis wahrend. Doch diese Mühe schien Arkos auch unnötig, denn Bernfried wurde stark vom Streitroß des Grafen abgelenkt und hing ansonsten seinen eigenen Gedanken nach.

Um die Mittagszeit dieses Tages ergab sich ein Hindernis: Über eine Strecke von einigen hundert Schritt waren in langen Reihen Sklaven damit beschäftigt, die Straße mit Lehmziegeln zu pflastern. Andere Sklaven hatten die Ziegel am Rand der Straße zu langen Wällen aufgeschüttet und ehe die

Arbeit nicht vollendet war, konnten nur gut zwei Schritt in der Mitte des Weges benutzt werden. Ausweichstellen gab es nur wenige, und es mochte ein aufregendes Schauspiel werden, wenn sich zwei Fuhrwerke begegneten.

Vor allem die abgerissenen und ausgemergelten Sklaven erregten die Neugier und das Mitleid des Prinzen, und er fragte den Grafen nach ihrer Schuld. Marschall Haldoran spie es aus: »Mörder, Diebe, Wegelagerer! Bei uns« - so sprach er immer noch manchmal von seiner Weidener Heimat hoch im Norden - »wären sie gehängt worden. Aber die Fürstin zahlt den Opfern oder deren Kindern lieber Geld und läßt es die Schuldigen abarbeiten.« Er knurrte weiter: »Mir gefällt das auch nicht, und abseits der Straße wirst du nur Galgen und Richtblöcke sehen; doch die Transarania ist nun einmal Fürstenland. Ein Leichnam am Galgen schreckt besser ab als ein Arbeiter in Ketten, denn schuften muß das Bauernpack sowieso.«

Gegen Abend befanden sie sich in der Nähe der Landstadt Neu-Malkid; doch der alte Krieger ließ das Mutterkloster der perainianischen Heilermönche links liegen, und sie setzten ihren Weg fort, bis sie ein Ziel mehr nach dem Geschmack ihres Anführers erreichten. »Dort drüben liegt Burg Beroshim. Der Kastellan ist ein guter Mann und mein Vertreter hier in Niedergorien.«

Die Entscheidung des Marschalls, als er selbst aufzutreten, mochte gewagt sein; doch wie es sich

dann erwies, achtete tatsächlich niemand auf den Knappen, und als Arkos am nächsten Morgen in seiner kleinen, aber eigenen Kammer erwachte, lag eine ruhige und erholsame Nacht hinter ihm. Von der Dame im Schleier hatte er nun schon seit Tagen nicht mehr geträumt, doch in seinen wachen Stunden dachte er oft an sie.





## 20. Kapitel

Leonora von Baburin hatte ihren Geist mit allen ihr bekannten Meditationen gesammelt; doch tief im Herzen brannte immer noch der Zorn auf ihren kindischen Verlobten, der sie so pflichtvergessen für eine erträumte Frau verlassen und - weit schlimmer noch - das ganze Staatsschiff ins Schwanken gebracht hatte. Die Eifersucht und Verbitterung der verlassenen Frau verbarg sie erfolgreich, da war sie ganz sicher, doch dieser törichte Eigensinn zum Schaden des ganzen Landes war mehr, als sie leichthin verzeihen oder auch nur verstehen konnte.

Natürlich hatte sie auch andere Pflichten bei Hofe, die sie nicht vernachlässigen durfte, aber Arkos' Verrat würde es ihr schwerer als üblich machen, sich mit der erforderlichen Nüchternheit und Gefühlsruhe der Arbeit zu widmen.

In dieser Hinsicht bewunderte sie die Fürstin: Sybia von Aranien hatte die Nachricht fast reglos aufgenommen und sogleich die wenigen Eingeweihten zum Stillschweigen verpflichtet; danach waren die Geschäfte des Fürstentums fast unverändert weitergeführt wurden. Daß die Fürstin sie nun hatte herbeirufen lassen, hatte gewiß mit zusätzlichen Aufgaben bei Hofe zu tun, die nunmehr angefallen waren.

Als Eleonora den kleinen Saal für Privataudienzen betrat und die Fürstin in Gegenwart zweier Besucher vorfand, wollte sie sich wieder zurückziehen, doch Sybia winkte sie herbei. »Meine Liebe, das solltet Ihr Euch auch anhören - sonst erlebt Ihr bald eine herbe Überraschung.« Wie immer wirkte Sybia so, als hätten die Ereignisse keinerlei Einfluß auf ihre gute Laune, und selbst ihr aufmunterndes Lächeln wirkte echt.

Die Frau ihr gegenüber hingegen sah recht zerknirscht aus. Eleonora kannte sie vom Sehen: Perishan Yezeminsunyara al Jhalafai war die Erste Hofmagierin - doch anders als im übrigen Aventurien war die Trägerin dieses Titels keine ernsthafte Gelehrte und Forscherin, sondern für die Unterhaltung des Hofes mit Zaubersprüchen und magischen Illusionen zuständig. Heute aber trug sie ihr symbolbesticktes, schreiend buntes Tulamidengewand wie ein Leichentuch, und bitter wirkte ihr grellgeschminktes dunkles Gesicht. »Als ich vom Fehlen des Herrn Prinzen hörte, habe ich mich erinnert an ein altes Gerücht. Ich habe meinen unnützen Sohn hier gefragt, und er hat doch wirklich schon früher beigetragen zu Ausflügen des Herrn Prinzen.«

Der junge Bursche an ihrer Seite war also eines ihrer Kinder. Zu anderen Zeiten hätte er wohl anziehend, wenn auch recht unreif ausgesehen, doch jetzt erschien der Ausdruck seines dunkelhäutigen Gesichts noch niedergeschlagener als der seiner Mutter.

Die Fürstin lächelte ihn an. »Nun, junger Mann...« Die Hofmagierin unterbrach ihre langjährige Freundin - ein Bruch der Etikette, wie er Eleonora nie in den Sinn gekommen wäre.

»Als Zauberer nennt er sich Mandragorian, doch heißt er eigentlich Perhiman.« Ohne die Stirn zu runzeln oder auch nur die Brauen zu heben, fuhr Fürstin Sybia fort: »Junger Perhiman, du hast also gelegentlich meinem Sohn ein neues Gesicht gezaubert, damit er neugierig in die Stadt schleichen und sich die Soldaten und Waffenschmieden anschauen konnte.«

Schuldbewußt gab der junge Zauberer es zu. »Doch ich habe diesmal nichts damit zu hin. Bitte, Euer Durchlaucht, ich weiß von nichts.«

»Kann man ihm das glauben, Perishan?« wandte sich die Fürstin an seine Mutter.

»Ich denke, schon. Er ist unnütz, aber kein schlechter Junge - und das hatte ihm ja auch sein Herr Prinz befohlen. Und ich habe ihm schon vorausgesagt, was ihm widerfährt, wenn Herr Prinz wegen seines Zauberns Kummer bekommt.«

Mit einem strahlenden Lächeln sprach die Fürstin nun den zerknirschten Zauberer an. »Du stimmst mir bestimmt zu, daß du deine Torheit der letzten Jahre wiedergutmachen solltest.« Eifrig nickte der junge Illusionist. »Also wirst du so lange der Prinz sein, bis der echte wieder zurückgekehrt ist. Die passenden Gewänder wirst du bekommen, und sein Gesicht müßtest du ja gut genug kennen, um es als Maske über das deine zu zaubern. Ach ja - solange du

der Prinz bist, mußt du natürlich mit den ihm zuge-  
dachten Mordanschlägen rechnen. Also überleg dir  
gut, ob du wirklich nichts weißt, um den Ausreißer  
schneller wiederzufinden.«

Jung-Perhiman war nun sehr bleich, doch er schüt-  
telte den Kopf: »Ich weiß ganz ehrlich nichts, Euer  
Durchlaucht«

Mit einigen aufmunternden Worten entließ die  
Fürstin die beiden Zauberer und begrüßte Eleonora:  
»Es ist gut, daß du kommen konntest. Wie du siehst,  
werden hier allmählich die Lücken geschlossen, die  
mein Sohn gerissen hat. Jetzt haben wir sogar jeman-  
den für die Empfänge und Paraden.«

Eleonora nickte zustimmend. »Ich werde dem  
›Prinzen‹ eine gute Verlobte sein, wenn Zeugen in  
der Nähe sind.«

Fürstin Sybia schaute sie prüfend an. »Dann hast  
du also vor, die nächste Zeit hier am Hofe zu verbrin-  
gen...?«

»Selbstverständlich habe ich nicht vor, meine  
Pflichten zu vernachlässigen.« Die Erwiderung  
fiel schärfer aus als vorgesehen. »Das bringt eine  
Verlobungszeremonie nicht unbedingt mit sich.«  
Die Fürstin sollte ruhig wissen, daß sie des Prinzen  
Benehmen zutiefst mißbilligte.

»Deine Pflichten...?« Sybia sprach gedehnt. »Hast  
du nicht auch durch die Verlobung gewisse Pflichten  
übernommen?«

Eleonora hatte gehofft, ja, frevelhafterweise sogar  
gebetet, daß dieses unerfreuliche Thema unerwähnt

bliebe. »Seine prinzhliche Durchlaucht hat den Geist unserer Verlobung als erster verletzt.«

»Er ist jung und t6rlicht. Du aber bist eine reife und disziplinierte Frau und solltest nach ihm suchen.«

Die Grafentochter starrte die F6rstin verwirrt an. Was sollte dieser aberwitzige Vorschlag? »Andere k6nnen besser und f6higer Vermißte aufsp6ren. Ich bin zugleich Hofheilerin und habe im Palast zu tun, Euer Durchlaucht.«

»Deine Pflichten bei Hofe sind groß, und als Heilerin bist du sehr wichtig f6r uns.« F6rstin Sybia hatte aber nicht vor, ihr lange zu schmeicheln. »Doch als Medica bist du nicht unersetzlich. Verlobte des Prinzen und zuk6nftige F6rstin aber bist du ebenfalls, und darin kann dich niemand ersetzen. Soll ich meinem Sohn einen H6scher f6r entlaufene Sklaven hinterherschicken?«

»Aber gerade als Verlobte des Prinzen sollte ich mich nicht auch in Gefahr begeben.«

Sie hatte den Gedanken kaum ausgesprochen, als ihr schon seine Sinnlosigkeit einfiel, wie F6rstin Sybia gnadenlos hervorhob: »Sollte dem Prinzen etwas zustoßen, bist du ohne jede Hoffnung auf den Thron!« Vers6hnlich setzte sie dann hinzu: »Ich weiß nur gut, wie wenig du dir den Thron w6nchst - ich denke, darin bist du meinem Sohn 6hnlich. Dennoch solltest du versuchen, ihn aufzusp6ren und vor Gefahren zu sch6tzen, denn als Einiger des Landes kann ihn dieser Zauberk6nstler nicht lange ersetzen.«

Eleonora streckte die Waffen. »Wie ihr w6ncht,

Euer Durchlaucht. Ich werde sogleich eine Reisege-  
sellschaft aus fähigen Gefolgsleuten zusammenstel-  
len.«

Nun zog die Fürstin doch die Brauen hoch, und  
der Falke auf dem Kissen neben ihr erwachte, um sie  
ebenfalls mit einem Blick aus leuchtenden Augen zu  
durchbohren. »Hältst du es für klug, weitere Frauen  
und Männer in unser kleines Geheimnis einzuwei-  
hen und mit lautem Horrido auf Prinzenhatz zu  
reiten? Da bislang noch keine Berichte von Arkos  
vorliegen, wird er wohl unter falschem Namen reisen  
- das kannst du auch. Oder, meine Liebe« - ihre sanfte  
Stimme nahm den harten Worten die Schärfe -, »hast  
du Angst vor deinen zukünftigen Untertanen?«

Das hätte sie nicht sagen dürfen. Eleonora erwiderte  
tonlos: »Ich höre und gehorche, Euer Durchlaucht.  
Darf ich mich entlassen fühlen?« Als Fürstin Sybia  
nickte, drehte sich die junge Heilerin ohne ein weite-  
res Wort um und verließ das Audienzgemach.

»Viel Glück und der Götter Segen bei deiner  
Suche, meine Liebe!« rief die Fürstin ihr nach, und  
während sie ihren Jagdfalken liebkostete, murmelte sie  
leise: »Mögest du dich selbst finden, armes verstei-  
nertes Mädchen!«





## 21. Kapitel

Als sich herausstellte, daß ein törichter Küchenbursche nicht weniger als zwölf Säcke feinstes Weißmehl und acht Säcke Staubzucker an einer so feuchten Stelle der Vorratskeller hatte lagern lassen, daß alles verdorben war, zitterten die meisten Bediensteten in Erwartung des hereinbrechenden Sturms. Doch an diesem Tag war die Haushofmeisterin des Zorganer Palastes milde gestimmt und ließ es mit einigen Rutenhieben für den törichten Knaben bewenden; und als sie danach den übrigen fast freundlich zunickte, um sich in ihre eigenen Gemächer zurückzuziehen, dankten die Diener den Göttern.

In ihrer Zimmerflucht neben der Palastbibliothek angekommen, brach Prinzessin Dimiona in ein triumphierendes Lachen aus. Selbstverständlich war sie den Faulpelzen und Tagedieben gegenüber zu nachsichtig gewesen, doch das würde die Tölpel nur noch nachlässiger machen und ihr bald weitere Bestrafungen erlauben. Diener mußten in ständiger Unsicherheit und Furcht gehalten werden, sonst taugten sie nichts. Die Prinzessin hatte ihren Al-Mhanach shulai Tabori, das Lehrbuch der jungen Adligen, gründlich gelesen. Auch sonst lief alles auf das beste: Ihr närrischer Bruder hatte gehandelt, wie

sie erwartet hatte, und war auf dem geraden Weg in den unvermeidlichen Untergang.

Dimionas Gelächter hatte ihre Schlange geweckt, und zügelnd schob sich Szinth aus seinem gepolsterten Körbchen. Seine lange schwarze Gestalt zeigte keinerlei Hinweis mehr auf das gestern verspeiste Mahl, und gewiß hatte er inzwischen wieder Hunger auf ein weiteres Kätzchen. Sanft hob die Prinzessin die fast schrittlange Pechnatter hoch und legte sie sich um die schlanken Schultern. Das Spiel der kräftigen Muskeln unter der glatten geschmeidigen Haut ließ sie erschauern.

»Tu es, Szinth, tu es für mich! Feiere mit mir!« Sie kannte ihre Stärken und Schwächen gut und hielt sich nicht für die mächtigste Tochter Satuarias in Aventurien oder auch nur in Aranien - doch daß die allwissende Göttin Hesinde ihr diesen Vertrauten gesandt hatte, wog zusammen mit ihrer eigenen Klugheit alles auf. Dimiona verachtete falsche Bescheidenheit und wußte nur zu gut, daß sie vielleicht als einzige im Palast durch die allgegenwärtigen Schleier aus Traditionen und Legenden zu blicken verstand und wußte, wie man den Aberglauben anderer gegen sie kehrte.

Bei Arkos war es ein Kinderspiel gewesen. Auch wenn sie sich gut auf Beherrschungszauber verstand, war sie doch viel zu klug gewesen, es mit einem offensichtlichen Bann zu versuchen. Ihre Studien hatten sie denn auch zu dem kaum bekannten Zauber geführt, mit dessen Hilfe sie in den Träumen ande-

rer zu erscheinen vermochte. Ihr Bruder hatte ihrer Traumgestalt aus der Hand gefressen und eilte nun gegen alle Vernunft seinem Ende entgegen. Mit ihrer Kenntnis der Bibliothek war es nur zu leicht, ein verlockendes Geheimnis zu finden und den Narren darauf zu hetzen wie einen gefügigen Jagdhund. Dimiona bevorzugte ihre Umgebung gefügig.

Auch Szinth hatte ihrer Aufforderung gehorcht und war geschmeidig von ihren Schultern gegliitten, um die Verwandlung einzuleiten. Nun erhob sich ein schlanker Jüngling anstelle der Schlange, der die Prinzessin hochhob und zu ihrem gemeinsamen Bett trug.

Nachdem die Hitze des Liebesspiels abgeklungen war, streichelte Dimiona über die haarlos glatte Haut ihres nachtschwarzen Geliebten, die selbst im schwachen Licht wie polierter Obsidian glänzte und schimmerte. Er war nicht in Hitze geraten, sondern kühl geblieben, als er sie mit seinen muskulösen Armen umfing und mit seiner Kraft erfüllte. Der Blick seiner geschlitzten Schlangenaugen war hypnotisch, und sein amüsiertes Lächeln entblößte nadelspitze Zähne.

Die Hexe erwiderte das Lächeln. »Niemand be rauscht mich wie du, Geliebter. In deinen Armen bin ich der Göttlichkeit nahe.«

Der Jüngling verzog in gespielter Demut das hübsche Gesicht. »Aber nein, Herrin! Ich bin nur ein Vertrauter, der sich abmüht, Euch zu Diensten zu sein...« Sie wußten beide, daß dem nicht so war. Nur

wenige Vertraute, immerhin einst als einfache Tiere geboren, vermochten so leicht Menschengestalt anzunehmen - und da sie selbst ihm nicht einmal dabei helfen konnte, mußte seine besondere Kraft aus anderer, höherer Quelle stammen.

Schmeichelnd fuhr Szinth fort und ließ das zarte Lispeln hören, das seine Stimme so unwiderstehlich machte: »Niemand sonst vermag meine Lust so zu befriedigen und doch stets wieder aufs neue anzufachen wie meine Herrin; und niemand sonst spinnt so vollendete Gewebe aus List, Bildung und Klugheit.«

Selbstgefällig nickte die junge Frau. Ihre ältlichen Mitschwester hätten sich gewiß die Haare gerauft, doch Dimiona verachtete die kleingeistige Scheu vieler Hexen vor dem geschriebenen Wort. Ohne den alten Folianten über Druidentum und Hexenkult sowie Szinths kluge Hilfe hätte sie den Traumzauber nie erlernt.

In einem Punkt hatte es gestimmt, was sie Arkos verkündet hatte: Ein neues Zeitalter stand bevor. Die Sterne hatten ihr nur zu deutlich gesagt, daß die Welt sich wendete, und dann würde sie, Dimiona von Aranien, zu den Lenkern und Führern gehören. Die Vertreibung der Garethischen Unterdrücker und die Wiederherstellung eines tulamidischen Aranien waren nur ein erster Schritt: Die allwissende Hesinde schätzte es nicht, daß sich Gildenmagier, Hexen, Druiden und noch viele andere Traditionen um die rechte Sichtweise der Magie stritten. In der Welt von morgen würde sich das ändern, und die zerstritte-

nen Schulen würden durch eine starke Hand und einen verständigen Geist wieder vereint - wie sie beides besaß. In den alten Tagen des Diamantenen Sultanats waren zauberkundige Monarchinnen nicht selten gewesen. Bis dahin war der Weg noch weit, doch der Anfang war gemacht. Nach dem Tod des Prinzen würde die Herrschaft ihr zufallen, und bald hätte sie die Anmaßung der Garethischen Ritter gebrochen. Der Prinz war ganz vernarrt in seine Rittergeschichten, und auch er wäre bald nur noch Geschichte. Ganz gleich, wohin er sich in seiner tumben Torheit wenden mochte: Das Verderben ritt bereits an seiner Seite.





## 22. Kapitel

Daß die Hofheilerin den Palast verließ, um für einige Tage persönlich nach Heilkräutern zu suchen, war nichts Ungewöhnliches; und da sie zuvor den Tempel des Lebens im Osten der Stadt Zorgan aufsuchte, ging jeder Palastdiener davon aus, daß sie sich ihre Begleiter dort suchen würde. Doch statt dessen brach Eleonora nach einem Gebet im wichtigsten und doch nur wenig geschmückten Tempel der Peraine allein auf, sobald sie sich mit Proviant und vor allem einer Auswahl heilkräftiger Kräuter und Arzneien versorgt hatte.

Die Grafentochter ritt in einem weiten Bogen um Zorgan herum, bis sie südlich der Zitadelle auf die alte Pilgerstraße stieß, die längst von der daneben verlaufenden Transarania ersetzt worden war. Die Ruhe und der Anblick der von Gras und Unkraut bewachsenen Straße waren ihr im Moment ganz recht, und in der freien Natur atmete sie sogleich ruhiger.

Doch ein Problem blieb - und obgleich sie es gern als unwichtig abtat, schien es nun immer größer und drängender zu werden, bis es sich nicht mehr verdrängen ließ. Gegen unnütze Grübeleien schützte sich die Heilkundige üblicherweise mit sinnvoller Arbeit - aber im Augenblick gab es einfach nichts

zu tun, als sich vom Pferd vorwärtstragen und die Blicke schweifen zu lassen. Für einige Augenblicke versuchte sie, wenigstens gedanklich eine Liste der im Palast vorhandenen Arzneivorräte anzulegen und nötige und sinnvolle Ergänzungen vorzunehmen, doch dann gab sie es seufzend auf und ergab sich in nutzlose Tagträumerei.

Eigentlich hatte sie schon immer zu Gedanken-spielereien geneigt. Weder die zahlreichen Aufgaben nach dem frühen Tod der Mutter noch ihre mühsam erworbene Selbstdisziplin als Heilerin hatten das beseitigen können. Vermutlich lag es an ihrer magischen Begabung: Die *Kraft* war dafür bekannt, daß sie vielen den Geist verwirrte und sie zu sprunghaften Menschen machte.

Einige Male hatte sie Elfen getroffen und war von deren unsteter Art, ihrer Gedankenlosigkeit und ihrer Sprunghaftigkeit immer wieder abgestoßen worden. Für diese Wesen, die als besonders magiebegabt galten, gab es keine Disziplin, kein Pflichtbewußtsein und keine vorausschauende Planung. Wie die Zauberkünstler und Scharlatane des Hofes lebten sie in den Tag hinein und vertändelten ihre Zeit mit läppischer Musik und kindischem Spiel.

Eleonora wußte, daß sie hier besonders streng zu sich sein mußte, denn sie war noch jung und immer noch nicht ganz frei von derlei Wünschen, obgleich sie es sich nun wirklich nicht leisten konnte. Ihre eigene Gabe war wohl ein Erbe ihrer frühverstorbenen Mutter, denn weder der Vater noch die Brüder hatten

jemals auch nur einen Funken Zauberkraft gezeigt. Angesichts der geltenden Gesetze war das auch besser so, denn die magische Wissenschaft war schlecht angesehen in Aranien.

Sie seufzte: Dabei hatte sie nun wirklich nicht um diese Begabung gebeten. Als sie nach dem Tod der Mutter unvermittelt die Aufgaben einer Ersten Dame der Grafschaft übernehmen mußte - und das waren ernsthafte Entscheidungen über das Wohl und Wehe vieler Adliger, Bürger und Bauern ebenso wie viele lächerliche Auftritte, Empfänge und Bankette -, hatte sich die Magie stets mehr als Belastung denn als Geschenk erwiesen. So jung schon Disziplin und Verantwortung zu lernen, wäre ohne das Pochen in ihrem Geist sicherlich einfacher gewesen.

Während sie ihren Blick müßig über die reichen Weizenfelder und schwerbehangenen Obsthaine streichen ließ, dachte sie an ihre eigene Entscheidung, dennoch nicht nur medizinische Unterweisungen, sondern auch magietheoretische Lektionen im Gildenhause der Anconiter zu Baburin zu empfangen, denn eines Tages hatte sie als Gelehrte die Krankheiten und Seuchen der Welt nicht nur mit Arzneien, sondern auch mit sorgfältig und bedacht-sam angewandter Magie bekämpfen wollen. Die heilkundigen Magier wußten nur zu gut um die vielen Beschränkungen, denen ihr Stand stets ausgesetzt war, und hatten ihrer Bitte entsprochen, nichts von ihren Studien nach außen dringen zu lassen. Erst zur abschließenden Examination hätte sie sich offi-

ziell anmelden müssen, wie sie sich zum Examen als Heilerin angemeldet hatte - und dann hätte ihr Vater aus der Liste der Kandidaten erfahren, daß seine Tochter zum verachteten und mißtrauisch beäugten Magierstand gehören wollte.

Noch hatte sie sich nicht entschieden gehabt, ob sie riskieren sollte, vielleicht gar nicht zu bestehen und dann zwischen allen Stühlen zu sitzen, als die Brautwerbung im Namen Prinz Arkos' eingetroffen war. Ihr Vater hatte sie von der Bedeutung dieser Ehe für sie selbst und die Familie überzeugt, und als gehorsames Kind hatte sie eingewilligt und die Welt der Magie hinter sich gelassen. Der Wunsch, eines Tages durch eine sorgfältig durchkonstruierte Formel Krankheiten heilen zu können, wie sie das Leben der Mutter gefordert hatten, war unterdrückt worden, aber nicht gestorben. Dennoch war sie für die Zeit der Exerzitien und Studien dankbar, denn mit der einmal gelernten Geistesdisziplin vermochte sie in Stunden der Ablenkung recht erfolgreich den Geist auf das Wesentliche zu lenken: die Pflicht.

»Holla, Schwester! Bald treibt dein Kopf davon, und der Rest fällt vom Pferd!« Die Stimme, die sie jäh aus ihren Gedankenflügen in die Wirklichkeit zurückriß, gehörte einem kunterbunt gekleideten Mann mit schwarzem Wallebart, der zusammen mit einigen gleichermaßen scheckig gewandeten Begleitern gerade am Straßenrand rastete. Dem Anschein nach waren die Leute Gaukler oder fahrende Bänkelsänger, doch genausogut hätte Eleonora Wegelagerern in die

Hände fallen können. Wütend auf sich selbst und die ganze Welt, wollte sie schon wortlos vorüber reiten, als der Mann fortfuhr: »Nun schau nicht so sauer-töpfisch, kleine Schwester! Ich wollte dich nicht beleidigen. Aber so, wie du daherreitest, solltest du dich vielleicht uns zugesellen: Turima und Orima sind die ›Stärksten Schwestern der Welt‹. Sie reisen mit uns und können dich vor einem Überfall schützen.« Er setzte eine geheimnisvolle Miene auf und raunte so laut, daß es alle hören können: »Hier soll es nämlich Novadis geben, die dich in den Harem des Kalifen verschleppen wollen!« In gespielmtem Schrecken rollte der Schwarzbart mit den Augen, so daß Eleonora ganz gegen ihren Willen lachen mußte.

Doch warum eigentlich nicht? Vielleicht war sie ja wirklich zu gedankenverloren und damit unfähig, ihren Auftrag auszuführen, wenn sie so allein reiste. Gelehrte Heilkundige oder fromme Pilger hätte sie zwar bevorzugt, doch für eine Weile mochte es auch mit den Gauklern angehen.





## 23. Kapitel

Und was geschah als nächstes?« Der kleine Küchenjunge Torbenias gab jeglichen Versuch auf, geschäftig zu wirken. Die Ereignisse der letzten Stunden waren einfach zu aufregend gewesen, als daß er nun schon zu den alltäglich Beschäftigungen zurückkehren konnte. Fast sämtliche Dienstboten hatten sich in der Küche eingefunden, um den Schilderungen des Majordomus zuzuhören.

Der dicke Laresion genoß die ihm zuteil werdende Aufmerksamkeit sichtlich und bemühte sich, seinen Zuhörern eine möglichst fesselnde Schilderung des bislang turbulentesten Streits zwischen dem weisen Rohal und seinem aufsässigen Sohn Tharsonius zu geben. »Nun, nachdem er mit seiner höflichen Bitte bei Rohal nicht weiterkam, fing der junge Herr an zu schreien, daß er genug von der Scharade habe und endlich als Sohn und Erbe anerkannt werden wolle. Der gnädige Herr entgegnete daraufhin ganz ruhig, daß er das schon deshalb nicht tun könne, weil Tharsonius nicht sein Sohn sei.«

Ein Raunen lief durch die Küche. Zwar hatten sich die Anwesenden alle schon einmal über die ausbleibende Anerkennung des jungen Herrn gewundert, doch so deutlich hatte der Weise seine Gründe

nie zuvor ausgesprochen. Unbeirrt fuhr Laresion fort: »Dieser, beileibe nicht faul, verwandelte mit einem einzigen Fingerschnippen die Wände des gesamten Thronsaals in riesige Spiegel und schrie, der gnädige Herr möge doch endlich einmal hinschauen. Die Ähnlichkeit zwischen den beiden ist ja auch wirklich sehr bemerkenswert nicht wahr?« Beifälliges Gemurmel wurde bei den Anwesenden laut. »Nun, was soll ich sagen? Ich habe mich natürlich im Hintergrund gehalten. Man will ja nicht in die Mitte der magischen Interferenzen gelangen.« Jeder konnte Laresion den Stolz auf diesen magischen Fachterminus förmlich ansehen. »Seine Weisheit hat dann mit einer kurzen Geste die Wände wieder in ihren ursprünglichen Zustand versetzt.«

»Na, dann bin ich aber froh! Wenn ich daran denke, daß ich die Wände nicht nur abstauben, sondern auch noch polieren müßte...« Der Einwurf eines Kammermädchens löste allgemeine Heiterkeit aus. Nachdem das Gelächter abgeklungen war, erzählte Laresion weiter: »Nun, der gnädige Herr tadelte ihn dann, was denn aus der Geduld, Demut und Selbstlosigkeit geworden sei, die er ihn gelehrt habe. Daraufhin hat der junge Herr gebrüllt, was er damit anstellen könne, wenn ihm die ganze Unterwürfigkeit nicht endlich zu seinem Recht ver helfe.«

Tharsonius' Vorschläge zu dem Thema waren sehr deftig und farbenfroh gewesen, doch der Majordomus hatte keineswegs vor, diese Ausdrücke seinen jüngeren Zuhörern zuzumuten. »Der Herr

Rohal hat nur milde den Kopf geschüttelt wie über ein unartiges Kind und dann entgegnet, daß er Tharsonius nicht als Erbe einsetzen könne, weil er selbst auch nur vom Volk auf den Thron gehoben worden sei. Diesen Punkt wollte der junge Herr aber nun gar nicht gelten lassen, und ich glaube auch gar nicht, daß das der wahre Grund für die Weigerung war, denn als Tharsonius davon nun einmal nichts hören wollte, brachte der gnädige Herr noch einmal die ganzen alten Vorwürfe gegen den Charakter des jungen Herrn zur Sprache.«

Laresion wollte weiter nichts dazu sagen, doch auch trotz dieser gespielten Diskretion wußten die meisten Dienstboten hinreichend über die Affären des jungen Herrn Tharsonius Bescheid und zögerten nicht, die jüngeren einzuweihen. »Da war doch diese kleine Magierin, die sich umgebracht hat, als der junge Herr nichts mehr von ihr wissen wollte - wie hieß sie gleich, Jorena oder so...« - »Und was war mit dieser tulamidischen Tänzerin? Das war doch auch nicht schön von ihm!« - »Denkst du denn, das mit der Elfe...?« - »Wenn ihr die schon hervorkramt, dann vergeßt die Dame Niobara nicht. Die Sterndeuterin des eigenen Vaters hat er hungrig angestarrt wie einen schmackhaften Bissen, wenn sie gerade nicht hinschaute.«

Das brachte die zweite Köchin Jasamone auf andere Gedanken. »Da du von schmackhaften Bissen sprichst - der junge Herr ist ja auch sonst kein Kind von Traurigkeit. Wenn ich dagegen an die schlichten

Speisewünsche des Herrn Rohal denken: ein bißchen Gemüsesuppe, Brot und leichte Milchspeisen!« Sogleich ergingen sich die übrigen über die vom Weisen seit langem mißbilligte Verschwendungssucht des jungen Herrn. »Also, das ist doch wirklich keine Schande. Seit Tharsonius hier eingezogen ist, haben wir endlich so viele Dienstboten, wie es sich für einen kaiserlichen Haushalt gehört...« - »... und gefeiert wird auch viel häufiger!« - »Ja, dadurch bleibt auch für unsereinen öfter mal ein schmackhafter Bissen übrig...«

Die Kammerherrin Alamanda warf ein: »Das kommt nur von seiner schlimmen Kindheit. Der weise Herr hat ihn nämlich erst zu spät gefunden und von der Straße geholt. Darum braucht er jetzt diesen ganzen Luxus!«

Sogleich widersprachen ihr mehrere Dienstboten und behaupteten, der junge Herr habe einfach etwas Böses in sich, das selbst die größten Bemühungen des Herrn Rohal nicht hätten ausstilgen können, und damit verlagerte sich das Gespräch auf die verschiedenen Dinge, die sie über Tharsonius' Kindheit und Jugend zu wissen glaubten.

Leicht ungeduldig wartete der Majordomus, bis sich seine Zuhörer wieder beruhigt hatten. »Was seiner Weisheit aber nun wirklich sehr ernst zu sein schien, waren die Forschungen, die der junge Herr so betreibt - über die verfluchten Dämonen und ihre Meister. Zwar hat er damit so manchen bösen Geist ausgetrieben, doch man kann sagen, was man will:

Es hat ihm auch immer guten Nutzen gebracht, es zu tun.«

Auch darüber wußte das Gesinde einiges. Schon in jüngsten Jahren sollte er den Fluch von Bosparan gebrochen haben, so daß der Weise auf dem Kaiserthron den Wiederaufbau der Stadt erlauben konnte; und andere steuerten weitere Anekdoten bei.

Laresion fuhr fort: »Nun, der Herr Rohal hat seinem Sohn angeboten, gemeinsam mit dem jungen Herrn zu regieren, wenn dieser aufhörte, derartig nach Macht zu gieren. Daraufhin beruhigte sich Tharsonius sofort und fing an, über die Aufteilung des Reiches zu reden, na ja, er wollte den gesamten Süden für sich haben. Also das Liebliche Feld, die Tulamidenlande, die Insel Maraskan und so - wo die ganzen von ihm so erforschten Dämonenmeister gelebt haben... Während er ganz ruhig darüber sprach, wie er sich das genau dachte, wurde Rohal immer blasser, und sein Bart fing an zu zittern. Da hab ich mir dann gedacht, Laresion, sei vorsichtig! Jetzt wird es gefährlich, denn wenn bei Magiern der Bart zittert, dann wissen sie nicht mehr, was sie tun.« Die Umstehenden schienen seine Meinung zu teilen. »Ich habe dann ganz leise den Thronsaal verlassen. Geschehen ist allerdings nichts - oder zumindest nichts, was ich hätte hören können.

Kurz darauf kam der junge Herr herausgestürmt, hat sich sein Pferd genommen und ist davongeritten.«

»Ob er wohl zum Essen zurück ist? Er hatte für das

Nachtmahl gefüllte Koschammern bestellt«, erkundigte sich Jasamone, die Köchin. Laresion schüttelte bedächtig den Kopf. »Ich glaube nicht, daß er zurückkehrt. Er hat zwar keine Ersatzkleidung mitgenommen und auch sonst alles hiergelassen, aber in seinen Gemächern stand die Tür zum Studienzimmer weit offen, und seine gesamten Aufzeichnungen fehlen. Keine Ahnung, wie er das bewerkstelligt hat.«

Diese Mitteilung wurde von vielen mit Entsetzen vernommen. Die Bediensteten hegten zwar keine besondere Zuneigung zum jungen Tharsonius oder trauerten gar seinen Forschungsergebnissen nach, doch viele von ihnen waren erst bei seinem Einzug in den Palast eingestellt worden, und so drehten sich die Gespräche der kommenden Stunden fast ausschließlich darum, was die Zukunft ihnen nun bringen würde. Nur Majordomus Laresion war sich ganz sicher, »daß der gute Herr Rohal keinen verkommen läßt«, doch die anderen kehrten erst Stunden später und mit betretenen Mienen an ihr Tagwerk zurück.





## 24. Kapitel

Nach dem Morgenmahl stellte Graf Haldoran seinen Begleitern einen Mann vor, der mit ihnen reisen würde. Herr Guifer besaß Gut Geierstein, ein kleines Ritterlehen unmittelbar am Rand der Gorischen Steppe - und damit war er der Herr über die letzte gute Wegstation vor Anchopal. Selbstverständlich hatte er seinen Grafen eingeladen, mit seinen Begleitern bei ihm Gast zu sein. »... und wenn wir uns beeilen, können wir schon zur frühen Nachmittagszeit dort sein und haben noch Gelegenheit zur Jagd auszureiten! Bei Rondra, wie wäre es?«

Der Ritter war ein Mann in den besten Jahren und offensichtlich voller Kraft. Sein schulterlanges Blondhaar fiel auf den Waffenrock hinab, sein gelber Schnurrbart kräuselte sich fast bis zu den Ohren, und bei jedem seiner spöttischen Worte leuchteten seine blauen Augen. Daß noch seines Vaters Wiege weit nördlich im fernen Albernia gestanden hatte, glaubte jeder sogleich, der ihn polternd lachen hörte.

Die meiste Zeit verbrachten der Graf und sein Lehnsmann lachend und brüllend über rondriani-sche Taten und Strategien sprechend, wenn sie nicht gerade im allgemeinen auf die Umtriebe der ketzerischen Wüstenräuber fluchten; Arkos aber, der nur

zu gern ähnliche Gespräche mit Bernfried geführt hätte, stellte zu seinem Kummer und leichten Ärger fest, daß der Begleiter fast noch schweigsamer war als am Tag davor. Allmählich fragte sich der Prinz, ob nicht die freundschaftliche Offenheit des Jüngeren am ersten Reisetag die Ausnahme gewesen war und diese Sauertöpfigkeit die Regel - doch dann bemerkte er, wie unruhig der Knabe im Sattel hin und her rutschte.

Die Straße war immer noch durch Steinhäufen verengt, und gut eine Stunde vor der Mittagszeit kam, was irgendwann einmal hatte kommen müssen, nachdem sie bislang von keinen Fuhrwerken behindert worden waren; Vor ihnen reisten einige Dutzend Bauern zu Fuß in Richtung Anchopal; es mochten wohl vierzig oder fünfzig Frauen und Männer sein, die meisten rüstige Erwachsene, doch auch einige Greise und Kinder. An ihren Hüten und Mützen trugen sie die grünen Zweiglein der nach Anchopal Pilgernden (die bemalten Kürbisflaschen als Andenken und Beweis ihrer Wanderung würden sie erst von dort mitbringen). Ihre geringen Vorräte an Lebensmitteln und Kleidern beförderten sie auf einigen sperrigen Handkarren, und ein paar Hunde unbekannter oder nicht erkennbarer Rasse streunten um die Gruppe herum. An ein schnelles Passieren war nicht zu denken, denn die Karren der Pilger stießen jetzt schon hier und dort an die Steinhäufen am Straßenrand, und die nächste Ausweichstelle schien Meilen entfernt; und nicht einmal Sklaven waren zu

sehen, die die Steine hätten abtragen können.

Graf Haldoran knurrte einige derbe Worte über ›faules Sklavenpack‹ und ›stinkende Dorftölpel und Tagediebe‹ und fluchte auf den Brauch, der die Bauern von den Äckern lockte und seine Stadt mit bettelarmen Landstreichern füllte.

Herr Guifer aber griff im Scherz nach seiner Lanze und äußerte leichtfertig seine Bereitschaft, die langsamen Bauern mit blanker Waffe über die Steine und in den Straßengraben zu treiben.

Daraufhin wandte sich der Graf-Marschall an seinen Knappen Ellergrimm und gab dem Jüngling den Befehl, die Pilger zum Räumen der Straße zu bewegen - im Guten, wenn es möglich war, im Üblen, wenn sie sich der Obrigkeit widersetzen wollten.

Mit einem mulmigen Gefühl im Bauch ritt Arkos auf die Bauern zu und wandte sich an den Anführer der Gruppe - einen würdigen Alten in einem schlichten grünen Reisemantel, den nur die drei mit gelbem Faden gestickten Weizenähren als Priester der Peraine auswiesen. Nach einer kurzen Begrüßung überbrachte der ›Knappe‹ den Befehl seines Herrn, die Straße zu räumen.

Der alte Priester schüttelte bedauernd den Kopf. »Werter Herr, so gern ich meinen Schützlingen dazu riete, aber wir können einfach nicht schneller. Die meisten waren noch vor kurzem sehr krank und sind gerade darum jetzt zum Heiligen Hain unterwegs, andere suchen noch nach Heilung und erhoffen sie sich dort.«

Arkos nickte verstehend. »Dann mögen die Götter Euch schützen und geleiten. Ich werde für die Genesung der Euren beten.« Er wendete mühsam sein Pferd und erstattete seinen Begleitern Bericht. Herr Guifer versteifte sich. »Du hast deinen Herrn falsch verstanden, Knappe. Mitnichten wollen wir hinter diesem Trupp arbeitsscheuer Bauern einhertraben und auf die nächste Lücke im Steinwall hoffen. Sie sollen gefälligst auf den Rand kriechen!«

Empört schaute Arkos den Ritter an. »Aber seht doch! Dort auf den Karren liegen Kranke, die nicht einmal laufen können, geschweige denn klettern!«

Herr Guifer erwiderte spottend: »Wenn sie nicht laufen können, was suchen sie dann auf einer Straße? Der Weg ist zum Benutzen, nicht zum Versperren da!« Dann blickte er Arkos abfällig an. »Was fuhrst du dich eigentlich auf, als wärest du der Beschützer dieser Bauern, die von den Göttern für irgendwelche Frevel mit Krankheit gestraft wurden, und widerstrebst den Befehlen derer, die es besser wissen als ein einfacher Knappe?«

Arkos brauste auf: »Herr Guifer, ich bin...«

»... ein höchst aufsässiger Knappe zudem!« Graf Haldorans Stimme fuhr donnernd dazwischen. »Und so, wie du das Gebot des Gehorsams verletzt, wirst du weder jemals höher steigen, noch lange in diesem Amt verbleiben!«

Arkos senkte beschämt seinen Kopf. »Verzeiht, Erlaucht.«

Der alte Recke schüttelte das Haupt. »Daß du vor

diesen Leuten die Unterweisungen beschämst, die ich dir habe angedeihen lassen, will ich dir verzeihen. Doch ehe Herr Guifer dich von der Schuld freisprechen kann, ihm unangemessene Widerworte gegeben zu haben, mußt du ihn selbst darum bitten.«

Die Wangen des jungen Prinzen wurden feuerrot. »Gewährt mit Eure Verzeihung, Herr Ritter.« Er vermochte dem spöttisch lächelnden Herrn Guifer nicht in die Augen zu sehen.

Graf Haldorans Lehensmann tat es mit einer lässigen Handbewegung ab. »Gewährt, Knappe!« Dann wandte er sich weit lauter an die Pilger. »Nun husch, husch hinauf - desto schneller könnt ihr auch weiter!« Sich wiederum Arkos zuwendend, schlug er diesem vor: »Wenn dir diese Vagabunden so am Herzen liegen, kannst du ihnen ja helfen... Das heißt, wenn dein Lehrmeister es gestattet.«

Graf Haldoran nickte nur knapp, und so stieg Arkos ab und lief zu den Pilgern. Verlegen erklärte er dem Perainepriester: »Es tut mir ehrlich leid, doch ich kann Euch im Augenblick nicht anders helfen als durch meine Arme.«

Der Geweihte schaute dem jungen »Knappen« in die Augen; dann wandte er sich um und forderte seine Schützlinge auf, die Ziegelhaufen zu erklimmen. Bauern sind allerorten an Gehorsam gewöhnt, und so taten sie es, wenn auch langsam und widerstrebend. Selbst die Schwerkranken wurden von kräftigeren Pilgern aus den Wagen gehoben, die Karren schließlich mühsam über die Ziegelwälle gehieft, und Arkos

war immer dort, wo er am meisten helfen konnte.

Als es geschafft war, ritt Graf-Marschall Haldoran wortlos am Spalier der Pilger vorbei und grüßte nur den Geweihten mit einem Nicken. Herr Guifer legte sich weniger Zügel an und spottete über einen immer noch sehr kranken Pilger, der nur mit Mühe von seiner Frau aufrecht auf dem Wall gehalten wurde. »Was wollt Ihr denn, mein Lieber - es sieht doch aus, als wärt Ihr schon wieder auf den Damm!« Das Paar warf dem Ritter haßerfüllte Blicke zu, vermied jedoch jedes zornige Wort.

Als letzter ritt Bernfried vorbei und hielt kurz an, um seinem Freund dessen Pferd bereitzustellen. Mit einigen gestammelten Sätzen der Entschuldigung und der Genesungswünsche schwang sich Arkos in den Sattel, denn Graf-Marschall Haldoran blickte sich bereits ungeduldig nach ihm um.

Den Rest des Tagesrittes hielt sich der Prinz von den anderen fern und hing Gedanken über Rittertum und Ritterlichkeit nach.





## 25. Kapitel

Das Rittergut Geierstein lag einige hundert Schritt abseits der Transarania, und wenn auch immer noch üppige Felder und weiße Tulamidendörfer die Straße säumten, so war die Nähe der Steppe doch nicht zu verkennen: Auf brachliegenden Flächen wuchs bereits zähes Dorngras, die immer wieder abseits der Straße zu sehenden Füchse hatten ebenso wie die Hasen ein gelbbraunes Fell, und der Wind trug trockene, staubige Luft herbei. Das Gerippe eines Pferdes am Straßenrand trug noch zahlreiche Stücke Fleisch und war doch schon teilweise von Sand und Staub bedeckt, und einige der größeren Knochen waren von aasfressenden Khoramsbestien mit beträchtlicher Kraft zerbrochen worden.

Da noch gut einige Stunden bis zu Dunkelheit blieben, beschlossen die beiden Ritter, die restliche Zeit der Jagd zu widmen. Als sie im Herrenhaus erfuhren, daß seit einigen Tagen ein Einhorn aus der nahen Steppe ins fruchtbare Land vorgedrungen war und nun große Schäden auf den Feldern anrichtete, bestärkte sie diese Kunde noch in ihrem Beschluß.

Auch die beiden jungen Männer wollten ihre frischeren Pferde satteln, doch Graf Haldoran fuhr Arkos scharf an: »Du nicht, Ellergrimm! Dein

Betragen läßt mich sehr daran zweifeln, daß du für eine Adelsjagd geeignet bist.«

Der Prinz vermochte nichts im reglosen Gesicht des alten Ritters zu lesen. Wollte der Marschall seinen Schützling vor den Gefahren der Einhornjagd bewahren oder zürnte er ihm tatsächlich sosehr? Dann war Herr Haldoran auch schon ohne ein weiteres Wort fortgeritten und half Herrn Guifer, die ›Löwen‹ aus dem Zwinger zu holen. Arkos kannte diese fast anderthalb Schritt hoher Jagdhundrasse mit ihrem zotteligen Hals- und Nackenfell gut und hätte nur zu gern gesehen, wie die bulligen Hunde das Einhorn aufspürten und stellten. Doch die Ritter und Bernfried ritten ohne ihn los, und er mußte sich die Zeit mit Schwertübungen vertreiben.

Noch bevor die Jäger zurückgekehrt waren, trafen weitere Gäste auf Geierstein ein. Die Pilger vom Vormittag hatten nunmehr zu Fuß und mit ihren Karren das Gut erreicht und baten bei der tulamidischen Gemahlin Herrn Guifers um Gastfreundschaft. Da die Hofherrin nichts von dem Vorfall auf der Transarania wußte, gewährte sie ihnen die Erlaubnis, gegen ein Gebet für die Gesundheit ihrer Familie und des Gesindes in einer leeren Scheune zu nächtigen. So lagerten die Bauern, Greise und Kinder nunmehr um zwei, drei kleine Feuer vor einem der Nebengebäude, während sich Arkos bemühte, ihnen möglichst aus dem Weg zu gehen. Statt sich noch mehr beschämen zu lassen, half er lieber dem Gesinde ebenso eifrig wie unbeholfen bei den anfallenden Arbeiten.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang kehrten die erfolgreichen Jäger mit ihrer Beute zurück. Prinz Arkos beeilte sich, einen Blick auf das Einhorn zu werfen, dessen Kadaver von den Pferden auf den Hof geschleift wurde, und war auf das äußerste enttäuscht und erfreut zugleich: Kein schlankes Geschöpf mit Gazellenleib war für sein Zerstörungswerk getötet worden, sondern ein schweres Ungetüm mit der Gestalt eines Schweins, warziger Schwartenhaut und plumpen Hufen. Das Horn war weder schrittlang noch wuchs es auf der Stirn des Tieres. Es ragte eher auf der Nase auf, war grau und schmutzig, und rotbraune Erdklumpen klebten daran.

Die Dienstboten mit der Herrichtung der Trophäen zu beauftragen, war schnell getan, und während sich die Jäger wuschen und umkleideten, berichtete Bernfried seinem Freund von der Jagd: ein eher langweiliges Ereignis, bei dem die Hunde das plumpe Geschöpf schon gehörig geschwächt hatten, ehe die Ritter ihm mit ihren Lanzen den Garaus machten. Nach Graf Haldorans Worten war die Kreatur noch ein Jungtier und wie sein ganzes Geschlecht nur eine Verhöhnung der schönen Einhörner, wie sie durch die Wälder und Auen des Nordens streiften - vermutlich entstanden durch die Verfluchung Goriens.

Allmählich begann der gemütliche Teil des Abends: Diener servierten Speisen und Wein, und der Hausbarde des Ritters trug Heldenlieder vor, doch weiterhin blieb Arkos davon ausgeschlossen. Inzwischen mochte der Jüngling kaum noch daran

glauben, daß der Marschall eine mögliche Enttarnung durch den weltklugen Troubadour vermeiden wollte, und ging davon, um über seine Verfehlungen nachzusinnen.

Als er so einsam über den Hof schlenderte, fiel seine Gestalt den Pilgern auf. Einige stießen sich an und tuschelten, und schließlich wurde auch der alte Geweihte auf den jungen Mann aufmerksam. Er erhob sich, winkte ihm zu und rief ihn mit freundlichen Worten ans Feuer.

Eigentlich fühlte Arkos rechte Beklommenheit, doch dann gab er sich einen Stoß - wie konnte er ein Ritter sein wollen, wenn er sich vor dem Tadel eines alten Mannes fürchtete? Und doch, die Verlegenheit blieb.

»Seid mir noch einmal gegrüßt, junger Knappe! Kommt und teilt das Brot mit uns - wenn Ihr nicht wieder einen dringlichen Befehl habt, der nicht warten kann.« Spottete der Priester seiner? Arkos vermochte es nicht zu sagen. Allein um nicht seinen Stolz zu verlieren, trat der junge Prinz ans Feuer und nahm das Angebot an.

»Die Hofherrin hat uns Brot, Käse und Knoblauch gespendet. Sie ist eine edle Dame mit Achtung vor den Pilgern der Göttin.« Der Geweihte lächelte freundlich, als er ein Stück über dem Feuer geröstetes Weißbrot nahm und es kräftig mit Knoblauch einrieb, ehe er es dem Knappen reichte. Das Brot schmeckte stark nach dem herb-würzigen Gewächs, ein wahrhaft bäuerliches Gericht. Doch die streng

riechende Knolle war nun einmal eine der heiligen Pflanzen der Peraine und sollte gegen allerlei böse Geister schützen. Dankbar nahm Arkos auch das zweite Stück, das ihm angeboten wurde, und dazu von dem salzigen Ziegenkäse. Als dann noch eine junge Pilgersfrau einen zerbeulten Zinnkrug mit säuerlichem Weizenbier und eine Schale Apfelkraut herbeibrachte, wurde er von seinem schlechten Gewissen übermannt. »Hört zu, Euer Gnaden, Ihr beschämt mich schon genügend!« Eigentlich hätte damit alles gesagt sein sollen, denn für die Kirche der Rondra war der strikte Gehorsam eine der wichtigsten Tugenden überhaupt, doch Arkos zweifelte selber, daß das die Pilger beeindrucken würde, die sich inzwischen rund um ihn niedergelassen hatten.

Der Priester schaute ihn erstaunt an, als gäbe es nichts verzeihen. »Ihr hattet doch Eure Befehle...« Dann wechselte er das Thema und stellte sich und die Seinen vor. Er hieß Aldurash und geleitete die Pilger seines Dorfes aus der Umgebung von Baburin nach Anchopal. Auf dem Rückweg wollten sie noch über Zorgan reisen und an einer Messe beim Diener des Lebens teilnehmen, die der höchste Geweihte der Peraine allmonatlich für zurückkehrende Pilger abhielt.

Die Bauern verkörperten geradezu das Wort vom baburinischen Sprachgewirr. Manche konnten nur Garethi, andere nur Tulamidyä und einige wenige - wie Vater Aldurash - beides. Dennoch schienen sie gut miteinander auszukommen. »Wir haben bei uns im

Dorf keine Zeit für Streitigkeiten, wo die Großmutter geboren sein sollte«, erklärte der Geweihte. »Dazu sind die Abgaben zu hoch und der Arbeiten zuviel.« Mit einem Blick auf das Herrenhaus, aus dem gerade lautes Gelächter drang, fügte er hinzu: »Euer Ritter mißbilligt unsere Fahrt.« Es war eine Feststellung, keine Frage.

Arkos dachte an alle die Argumente, die er von Graf-Marschall Haldoran gegen die zahlreichen Pilgerfahrten gehört hatte: daß die Bauern ihre Äcker und damit ihre Pflichten vernachlässigten, daß sie als Vagabunden Unruhe ins Land trugen, daß sie zum Schutz vor den räuberischen Novadis Soldaten benötigten, die anderenorts besser verwendet werden konnten - doch nun schienen dem Prinzen diese ganzen Gründe wenig überzeugend. »Glaubt mir, nicht alle in Aranien sind so.« Welche Dämonen trieben ihn dazu, derart die Weisheit seines alten Waffenmeister anzuzweifeln?

»Überall sind die hohen Herren so.« Der alte Priester schüttelte den Kopf. »Der Bauer gibt Getreide und Rüben, wie die Kuh Milch gibt.«

»Das ist seine Stellung in der Welt, wie sie die Götter geordnet haben, Euer Gnaden«, erwiderte der Prinz. »Wollt Ihr als Geweihter dagegen aufbegehren?«

»Nein.« Vater Aldurash wirkte nicht wie ein Aufrührer: »Doch ich achte meine Beine dafür, daß sie mich tragen. Der gütigen Peraine und ihren Dienern schenken die Herren nur Respekt, wenn sie gerade

um ihre Gesundheit verlegen sind.« Ohne Bitterkeit zu zeigen, erzählte der alte Geweihte dem jungen Knappen, wie die Bauern ihren Zwölfgötterzehnt gänzlich dem nächsten Rondratempel abzuliefern hatten und sich die Gaben an Peraine vom Rest absparen mußten, wie die Ritter ihre Schutzbefohlenen mit Abgaben aussaugten und sich immer neue Vorrechte anmaßten, wie selbst die Klöster der heilkundigen Therbûniten hohe Steuern zahlen mußten - das alles im Namen des Schutzes Araniens gegen die ketzerischen Novadis. Er beugte sich vor und schaute dem jungen Krieger in das empörte Gesicht. »Ihr seid mir ein besonderer Adelsjüngling, werter Ellergrimm, denn Ihr schenkt den Bauern Aufmerksamkeit und Geduld. Daher will auch ich Euch etwas anvertrauen: Nicht das Schwert der Rondra schützt Aranien davor, ein Teil des Kalifates zu werden - denn die hohen Herren und Damen in ihren Rüstungen werden vom Volke geachtet oder gefürchtet. Doch die gütige Mutter Peraine, die Nahrung und Heilung spendet, lieben die vielen tausend Tulamidenfamilien, und der Glaube an die Hüterin des Lebens hält sie davon ab, sich dem finster-grimmigen Rastullah zuzuwenden und die strengen Zwingherren aus dem Norden gegen Zwingherren aus der Wüste zu vertauschen, die immerhin die gleiche Sprache sprechen.«

Arkos war entsetzt von diesen Worten, die allem widersprachen, was ihm beigebracht worden war. »Hütet Euch, Euer Gnaden. Eure Worte könnten schnell als Ketzerei und Rebellion verstanden

werden. Immerhin schützen die treuen Diener der Ronda alle Kirchen der Zwölfe!«

»Nun bitte ich um Verzeihung, wenn ich Euch gekränkt habe. Nehmt einem alten Dorfpriester sein Worte nicht übel.« Nach einem unverfänglichen Thema suchend, kam Vater Aldurash auf den Ausschlag im Gesicht des anderen Knappen zu sprechen - »als hätte er eine Kröte geküßt!« - und empfahl das Kauen von Blättern des Roten Löwenzahns.

Mit dem tröstenden Märchen von der klugen Bauersfrau klang der Abend aus, und die Pilger legten sich schlafen, um am nächsten Tag nicht zu erschöpft zu sein. Die Pilger an ihrem Feuer kamen schnell zur Ruhe, doch der Prinz grübelte noch lange und fiel erst spät in Schlaf.





## 26. Kapitel

Obwohl das Getreide auf den Feldern ausgesprochen gut stand und sie vor dem Winter weit weniger Tiere würden schlachten müssen als im vorigen Jahr, schaute Aishuliba sorgenvoll in die Zukunft. Denn so großzügig die gütige Peraine mit Korn, Obst und Gemüse gewesen war, so geizig hatte sie sich bei der Gesundheit erwiesen. Der greise Altbauer Shoromar war krank und würde den nächsten Frühling nicht mehr begrüßen.

Voraussichtlich würde er nicht einmal die Ernte miterleben. Noch im letzten Herbst hatte er von seinem Diwan aus dem Einbringen der Feldfrüchte zugesehen und danach zufrieden betend frische Weizenkörner durch seine fleckigen, verkrümmten Hände rieseln lassen. Doch dann hatte der Winter in grimmiger Härte zugeschlagen. Wie seit Jahrzehnten nicht mehr waren Schnee und Eis aus dem Raschtulswall herübergeweht worden und weit bis nach der üblichen Aussaat liegengeblieben, ohne daß die Opfer für Ifirn, die sanfte Tochter des Schneegottes Firun, etwas geholfen hätten.

Erst in den letzten Perainetagen war der Schnee verschwunden, und die Gütige Göttin hatte dem Boden wohl zusätzliche Kraft eingehaucht, um ihre

Gläubigen für den harten Winter zu entschädigen. Doch für die Menschen selbst hatte der späte Frühling nicht viel gebracht. Daß selbst der Prinz von einem schweren Fieber befallen worden war, wie die fahrenden Sänger erzählten, hatte Aishuliba weit weniger bewegt als das unbestreitbare Wissen, daß es mit dem Altbauern zu Ende gehen würde.

Zu seinem Fieber hatte sich noch der allgemeine Hunger gesellt, denn auch die besten Hoffnungen für die Ernte nutzten nichts, solange die Halme noch grün und unreif, die Scheuern aber längst leer waren. Das hatte auch Schwester Garrentrud von den Therbûniten bestätigt - mit hinreichend Speise und Trank im Sommer hätte der Altbauer vielleicht noch ein weiteres Jahr überstanden, doch zu viele waren schon auf die Mildtätigkeit des Klosters angewiesen, und der greise Shoromar hatte sich geweigert, von den Getreidespenden zu nehmen, und selbst seinen Weizenbrei lieber den Kleinen zugeschoben. In diesem Sommer hatten nur die Hohen Herren und Ritter gelebt wie eh und je.

Nun gab es wieder Nahrung in hinreichender Menge, doch für den Greis kam sie zu spät - die Schwäche des Alters würde ihn schon bald dahinfahren. Doch als die Gaukler ans Hoftor geklopft hatten, waren sie sogleich aufgenommen worden. Vielleicht brachte ihre Kunst ein wenig Sonnenschein in die karge Zeit bis zur Reifung der ersten Halme. Aishuliba liebte den Tanz und die Musik, auch wenn sie in den letzten Monden nur selten Zeit dafür

gefunden hatte; vor allem aber hatten am Morgen gleich drei Eier doppelte Dotter gehabt und dadurch einen glücklichen Tag versprochen; und das Werfen der Dattelkerne hatte diese Hoffnungen bestätigt. Aishuliba glaubte fest daran, daß die Himmlischen auf diese und ähnliche Weise ihren treuen Gläubigen kleine Zeichen gaben.

Die Gaukler hatten dankbar die traditionelle Gabe aus Apfelmolst und Knoblauchbrot entgegengenommen und ihr zum Dank großmündig die schönsten Kunststücke, klangvollsten Lieder und neuesten Nachrichten aus der weiten Welt versprochen, wie es die Art des fahrenden Volkes ist. Nur eine junge Frau im grünen Reisemantel war recht schweigsam, und die Bäuerin hätte darauf wetten könne, daß sie noch nicht lange den Spielleuten folgte. Ihr Pferd war zu gut, die Stoffe ihrer Kleidung schien zu kostbar, als daß sie in diese Gesellschaft gepaßt hätte.

Doch was kümmerte sie das? Die Gäste spielten auf, und bald hatte Aishuliba ihre liebe Not, zumindest eine Magd in der Küche bei den Hühnern zu halten, die zur Feier des Tages geschlachtet worden waren und nun auf dem Spieß brutzelten. Ihr Fett würde zum Würzen und Färben des gekochten Weizens dienen und dadurch kostspielige Butter oder unerschwingliches Nelkenöl ersetzen. Zur eigentlichen Sättigung würde es ein Mus aus Kichererbsen geben - preiswert und füllend.

Nachdem die Fahrenden mit ihren ersten Lieder für die gastfreie Aufnahme gedankt hatten, berichte-

ten sie von der Ereignissen aus der weiten Welt; doch ob fern im Westen zwei Kaiser ihre Händel austrugen und es hoch im Norden einen neuen Adelsmarschall gab, kümmerte die Bäuerin wenig. Ihr Mann jedoch saß mit gewichtiger Miene dabei, fingerte an seiner besten Schärpe herum und gab wie ein Ritter oder Freiherr seine Kommentare zu den Spielen und Streitigkeiten der aventurischen Fürsten ab, und ihr Sohn und Erbe mühte sich, es ihm gleichzutun. Schon sproß der erste Flaum auf seinen Lippen und Wangen, und sie würde sich nach einer guten Frau für ihn umschauen, sobald die Ernte eingebracht war und es etwas vorzuzeigen gab.

»Mutter, Mutter, Großvater will dich sprechen.« Ihr Jüngster zupfte sie eifrig am Gewand. Dann hatte die Musik also den greisen Altbauern aus seinem Schlummer geweckt. Tatsächlich saß Shoromar halb aufgerichtet in seinen Decken und verlangte mit leiser, aber entschlossener Stimme, zu den Gauklern in den Hof gebracht zu werden. Wie so oft entwickelte sich ein liebevoller Streit mit dem dickköpfigen Altbauern, und schließlich einigten sie sich, daß einige der Gaukler ihn in seiner selbst im Sommer leicht geheizten Kammer aufsuchen würden.

Als Aishuliba die Bitte des Kranken vorbrachte, schloß sich die ernste Frau sogleich der Geschichtenerzählerin und dem Flötenspieler an, die dem Altbauern ihre Kunst vortragen wollten, während die übrigen Akrobaten und Musikanten bei den Knechten und Mägden auf dem Hof blieben und ihre

Sprünge, Fackelwürfe und Tänze vortrugen.

In der Kammer des Altersschwachen angelangt, trat die Fremde ohne weitere Worte an Shoromars Bett und untersuchte ihn, wie Aishuliba es schon bei Schwester Garrentrud gesehen hatte. Während die beiden Gaukler ein freundliches, wenn auch sehr langsames Gespräch mit Shoromar begannen, zog die ernste Heilerin die Bauersfrau zur Seite.

»Dem alten Mann geht es fürwahr nicht gut, bei Peraine, und wenn die Göttin nicht ein Wunder wirkt, wird er bald zu Boron eingehen. Ich kann nichts mehr für ihn tun, denn er ist grundlegend entkräftet. Welch eine Verschwendung der göttlichen Gabe Gesundheit, und das auf einem Bauernhof! Er hätte sich viel nahrhafter ernähren müssen, dann könnte er noch einige Zeit unter uns weilen.«

Die Heilkundige schien nicht einmal spotten zu wollen - auf ihrem Gesicht stand aufrichtige Mißbilligung zu lesen. Vermutlich war sie wirklich eine Adelstochter und wurde gar nicht gewahr, was sie da sagte. Ohne weitere Worte wollte die Adlige die Kammer verlassen, doch dann schien sie es sich zu überlegen. Am Bett hatten die Gaukler gerade den heiligen Hain zu Anchopal erwähnt.

Damit hatten sie Shoromars sehnlichsten Wunsch getroffen: einmal die Pilgerfahrt zu unternehmen und den Hain Peraines zu erblicken, einmal zwischen den wohlriechenden Bäumen und Blumen zu wandeln. Doch dieser Traum würde nie mehr in Erfüllung gehen.

Die Geschichtenerzählerin verzichtet auf die allzuoft ausgesprochene Lüge, im nächsten Frühling werde es dem alten Bauern besser gehen und er Anchopal besuchen können. Statt dessen erklärte sie fröhlich: »So sei es - wenn Ihr nicht nach Anchopal gehen könnt, dann wollen wir Anchopal zu Euch bringen...!«

Und sie begann zu erzählen. Sie berichtete von der geheiligten Nacht auf den 27. Peraine, in der vor langer, langer Zeit der Hain in wenigen Stunden aus der Erde gesprossen war. Sie erzählte von der Unverletzlichkeit des göttlichen Gartens gegen Sandstürme, Staubwirbel und Feuersbrünste. Sie beschrieb, wie selbst fraßgierige Heuschrecken und Termiten von der sanften Kraft der gütigen Göttin in Schmetterling und Bienen verwandelt wurden, sobald sie sich an den Hainpflanzen zu sättigen versuchten.

Altbauer Shoromar nahm diese Worte voll neugieriger Freude auf, als lindere die Erzählung die Schmerzen in Rücken und Gliedern.

Die adlige Heilerin beugte sich mit verwundertem, leicht tadelndem Blick Aishuliba zu: »Er hat den heiligen Hain nie gesehen? Anchopal ist doch gerade drei Tagesritte weitentfernt.«

Die Bäuerin erzählte ihrem Gast nicht, daß drei Tagesritte ohne weiteres sechs, sieben Tagesmärsche sein mochten, sprach nicht von den harten Jahren voller Knochenarbeit, als sich niemand auf dem ganzen Hof für zwei Wochen hätte freinehmen können,

und schwieg davon, daß sich Shoromar kaum zwei Tage nach seinem Rückzug auf das Altenteil das Bein gebrochen hatte und den langgehegten Wunsch wieder verschieben mußte, bis es nun zu spät war. Lieber lauschte sie den Schilderungen der Erzählerin, die nun den Hain selbst in kräftigen Farben vor ihrem geistigen Auge erscheinen ließ.

»... und jeder Atemzug ist süß und würzig zugleich von sämtlichen Wohlgerüchen Araniens. Weihrauch und Myrrhe entströmen den schlanken Stämmen, und der Duft von Mandeln und Arangenblüten zieht durch die Luft. Zu Füßen des Pilgers plätschern Bächlein und laden ihn ein, die müden Füße zu erfrischen, deren bleierne Schwere sich unter der Berührung des kühlen Nasses wie ein Traum verflüchtigt. Denn die Beschwerden der Welt sind nicht willkommen unter den Bäumen der Peraine und müssen außerhalb der tauglitzernden Blumenwiesen warten.

Die Wanderschuhe braucht der Pilger nicht, denn weder stechende Käfer noch giftige Schlangen gibt es hier, und jeder Grashalm, jede Blume neigen sich nur unter dem Schritt der Pilger zur Erde, um sich danach mit erneuerter Kraft aufzurichten.

Ein steter Wind wispert Grußworte in den Blättern und trägt balsamische Düfte herbei; und durch die Zweige sieht man stets blauen Himmel. Zahlreiche Bäume gibt es im heiligen Hain, und viele Gläubige haben neue Arten hierhergebracht: Feige und Kirsche, Arange und Limone, Granatapfel und

Aprikose. Doch die ersten und heiligsten Bäume des Haines sind die Dattelpalmen, deren Früchte den Gaumen des Pilgers liebkenen und den Magen mit sanfter Süße füllen. Wie geschnitzte Stelen ragen die schlanken Stämme in den Himmel, und ihre Blätter sind von tiefgrüner und mattsilberner Farbe zugleich. Im Kreis stehen sie um den Weiher im Herzen des Haines, wo schneeweiße Ibis leben und dem, der zu lauschen versteht, den Willen der Göttin verkünden...«

Während die Erzählerin die Wunder des Heiligen Haines weiter beschrieb, wanderten Aishulibas Gedanken auf anderen Pfaden. Sie hatte einst, ehe sie geheiratet und den Hof übernommen hatte, Anchopal besucht, und die geschmückte Kürbisflasche in ihrer Kammer zeugte noch heute davon. So schön es dort auch war, diese Wunder hatte sie so nicht gesehen, sondern nur davon erzählen gehört in der Legende vorn Tausendgrünen Tempelhain, dessen Lage kein Sterblicher kennt und der die Schale des Lebens beherbergen soll. Wie der Erzähler damals versichert hatte, konnte das Wasser aus dieser Schale selbst Sterbende zu neuem Leben erwecken; doch ein solches Mirakel war wohl nur etwas für die Reichen und Mächtigen.

Als aber die Gauklerin dem verträumt blickenden Greis die prächtigen Festlichkeiten im Heiligen Hain auszumalen begann, setzte erst leise, dann immer wildere Flötenmusik ein. Der Musikant spielte Hymnen, Loblieder und Weihegesänge ebenso wie

lustige Tänze, ließ sein Instrument Kapriolen und Triller vollführen und kehrte doch immer zum gleichen Stück zurück - dem altehrwürdigen Wanderlied der Pilger. Bald verstummte selbst das Trommeln, mit dem die Gaukler auf dem Hof ihre Kunststücke begleitet hatten, und das ganze Anwesen schien der fröhlichen Musik zu lauschen, die aus der Kammer des Altbauern drang. Als der Troubadour schließlich sein Instrument absetzte, war Shoromar in einen sanften Schlaf gesunken, und ein seliges Lächeln lag auf seinen bleichen Lippen. Still verließen die Gaukler und ihre Gastgeberin die Kammer und schlossen sorgfältig die Tür, um sich auf dem Hof zu den übrigen zu gesellen.

Am nächsten Morgen lag das friedliche Lächeln immer noch auf dem erkalteten Gesicht des alten Bauern, und mit dieser seligen Miene wurde er auch am nächsten Tage beigesetzt - nach Aishuliba fester Überzeugung teilhaftig aller Segnungen, die die Pilgerfahrt nach Anchopal einem Frommen einbringen konnte.





## 27. Kapitel

Für Prinz Arkos verlief die Reise nach Anchopal eher enttäuschend. Auch nachdem sie sich von Herrn Guifer verabschiedet hatten, grollte der Marschall seinem Zögling wohl noch weiter; zumindest aber zeigte sich der Graf Haldoran sehr wortkarg und abweisend. Bernfried wiederum hatte auf dem Gut roten Löwenzahn bekommen und kaute unablässig darauf herum, ohne daß sein Gesicht irgendwelche Zeichen von Besserung erkennen ließ; Arkos schien es sogar, als würden die Entzündungen immer schlimmer.

Als sie sich der Stadt am Fuß des Tafelsberges näherten, fühlte sich Arkos von den hochaufragenden Türmen und Minaretten an die märchenhaften Siedlungen alter tulamischer Sagen erinnert. Obgleich er wußte, daß kaum mehr als tausend Frauen und Männer hier lebten, kam ihm das Gewirr am Stadttor und an den Eingängen zum Basar so vor, als drängelten sich zehnmal so viele Menschen in Anchopal. Doch weder vom tulamischen Markt noch vom berühmten Hain der Peraine konnte er allzu viele Eindrücke erhaschen, denn Marschall Haldoran ritt, ohne anzuhalten, zu seiner Burg im Süden der Stadt.

Dort angekommen, hieß er den Knappen Ellergrimm sogleich die Pferde in den Stall bringen und hielt ihn danach für den Rest des Tages mit allerlei Aufträgen von den übrigen Burgbewohnern fern, die sein Gesicht von Bildern hätten erkennen können. Am nächsten Morgen wurde Arkos von Bernfried geweckt und zum Grafen gerufen. Vom Gesicht des Pagen war wenig zu erkennen, denn er hatte es auf tulamidische Weise mit einem Schleier verhüllt. Vater Aldurashs Löwenzahn schien diesmal seine Wirkung völlig verfehlt zu haben. In seinem Thronzimmer teilte Haldoran dem Knappen mit, daß er eine Vereinbarung mit dem Großmeister getroffen habe, sich am Vormittag in den Thermen zu treffen; und er, Ellergrimm, solle ihn begleiten.

Die Bosparano-Namen einiger Anchopaler Bauwerke stammen aus einer Zeit, als die Herrscher die einheimischen Tulamiden noch durch überlegene Kultur und Gelehrsamkeit anzugliedern versucht hatten, doch nichtsdestoweniger unterschieden die Thermen sich kaum von einem Badehaus in irgendeiner anderen tulamidischen Stadt, sobald das säulengeschmückte Äußere hinter ihnen lag und sie das Gebäude selbst betreten hatten. So wallte ihnen bereits heißer Wasserdampf entgegen, und es roch auch schon süßlich nach Rosenwasser und Parfüms, als sie gerade erst die Badekammern für die Herren betreten hatten. Prinz Arkos hatte gewiß nichts gegen ein entspannendes Bad einzuwenden, doch er wunderte sich nun nicht mehr, warum aus den einst

so ruhmreichen tulamidischen Kriegern die dekadenten Schwächlinge geworden waren, auf die sein Lehrmeister so verachtungsvoll herabblickte. Graf Haldoran verzichtete denn auch auf alle süßlichen Öle und rieb sich den noch immer kräftigen Leib nur mit einem rauhen, nach herben Kräutern riechenden Schwamm ab, und auch wenn Arkos eigentlich die milderen Düfte verlockender fand, tat er es doch dem alten Recken gleich - als Held während der Queste wollte er nicht als weich erscheinen.

Nach einiger Zeit gesellte sich dann ein auffallend gutaussehender junger Mann zu ihnen, der von Haldoran mit einem knappen, fast unhöflichen Nicken begrüßt wurde. Das sollte seine Spektabilität Tarlisin von Borbra sein? Arkos glaubte zuerst an einen Irrtum oder einen Scherz, doch der selbstgefällige Geck war wohl tatsächlich der Großmeister der Magier von den Grauen Stäben, obgleich er eher wie ein südländischer Adliger denn wie ein ernsthaft studierender Magier wirkte. Als Prinz Arkos die verschiedenen kostbaren Duftöle roch, mit denen sich ihr Gewährsmann ausgiebig einreiben ließ, blieb ihm nur der Schluß, daß die tulamidische Dekadenz auch diesen reichen Müßiggänger erfaßt hatte, der sich die Großmeisterwürde wohl als unterhaltsames Steckenpferd leistete. Fürwahr: Magier mochten um große Kräfte wissen, doch gegen Verweichlichung schützte nur der Rondradienst mit der Waffe!

Das weitere Gespräch bestätigte die Vermutung des Prinzen: Nachdem die üblichen Höflichkeitsfloskeln

ausgetauscht waren, kamen die Krieger rasch auf ihr Anliegen zu sprechen. Mit wohlgesetzten Worten bestätigte der Magus den Bericht des Geschichtenerzählers; doch alles in allem verstand er es vorzüglich, mit vielen Worten nichts zu sagen. Seiner Meinung war Assarbad nur noch ein Name aus einer längst vergangenen Zeit, vor dem viel späteren Borbarad mußte er sie warnen und riet zugleich von jeder Beschäftigung mit dem Thema ab.

Die sorgfältig manikürten Finger des Magus trommelten auf dem Korktablett mit den Tonbechern. »Gewiß steht es Euch frei, nach Samra zu reisen. Auch dort gibt es wie an hundert anderen Orten Überreste der Moguln. Aber glaubt mir, auch Ihr werdet im ehemaligen Zhammorah nicht mehr finden als die unzähligen Sucher der letzten Jahrhunderte. Selbst Borbarad soll dort einst vergeblich geforscht haben, wenn man den Legenden Glauben schenkt.«

»Aber in Borbra war ihm vielleicht Erfolg beschieden.« Arkos erinnerte sich an den Bericht des Geschichtenerzählers.

»Nein!« Das Korktablett geriet ins Schwanken, und die Becher wären beinahe hinabgefallen, so heftig hatte Herr Tarlisin daraufgeschlagen. Eilig verbesserte er sich: »Ich meine, ich kenne den Ort, immerhin lebe ich dort. Nichts als Sonne, Sand und Langeweile. Aber wenn Ihr interessiert seid, kann ich gern einen ausführlichen Bericht über seine Geschichte zusammenstellen. In einer Woche, wäre das recht?« Mit einem Nicken bat er dann um Verständnis für seinen

Aufbruch. »Die lästigen Pflichten rufen, doch diese kleinen Annehmlichkeiten wie hier machen sie uns erträglicher...« So schnell es mit seiner Würde vereinbar war, verließ er das Becken, nicht ohne beinahe tänzelnd seine gepflegte Gestalt zur Schau zu stellen. Arkos schüttelte den Kopf. Fürwahr, Zauberer waren ein seltsames Volk von Scharlatanen und Stutzern. Die Ahnen hatten nicht unrecht gehabt, die Akademien Araniens zu schließen. Die respektablen Magier schienen ebenso ins Reich der Legenden zu gehören wie die schlanken Einhörner.

Am Abend war der Graf zu Gast in die Ordensburg geladen, und als er samt Begleitern dort eintraf, erwartete ihn ein würdiges Festmahl mit Musik und Tänzerinnen; allein der Großmeister ließ sich von seinem Großsekretarius vertreten, da er für dringende Forschungen in seine Heimatstadt Borbra gereist sei. Das Fest paßte bestens zu dem Eindruck, den der Prinz bereits gewonnen hatte - es war ebenso kostspielig vorbereitet, wie es genießerisch zelebriert wurde; doch sein Ärger hinderte ihn daran, den üppigen Speisen und farbenfrohen Tanzdarbietungen mehr als die oberflächlichste Anteilnahme zu schenken.

»Dieser Tarlisin hat doch etwas zu verbergen!« Arkos war empört und zeigte dies beim Ritt zurück zur Grafenburg auch deutlich. Graf Haldoran zuckte nur kurz mit den Schultern. »Natürlich. Aber ob das mehr als eine verborgene Lasterhöhle ist?« Der alte Recke schien für einen Moment zu grinsen, dann

wurde er wieder ernst. »Er hat eine sehr junge und sehr hübsche Frau, und vielleicht will er die Dame Mara nur vor uns verbergen.«





## 28. Kapitel

Das Gespräch plätscherte schon eine ganze Weile vor sich hin. Der junge Puniner Magier Eremias wurde nicht müde, dem Prinzipal der Magierakademie zu Fasar wegen seiner enormen Kenntnisse auf dem Gebiet der Magiegeschichte, der Magietheorie, der Ritualkunde, der Sphärologie und eigentlich auch wegen aller anderen Teilgebiete der arkanen Wissenschaft zu schmeicheln. Seine Spektabilität Tharsonius von Bethana war unbestreitbar eine der größten Koriphäen, was die Erforschung der Magie anging, und hatte als bislang jüngster Kandidat überhaupt den höchst selten verliehenen Titel eines Erzmagus erworben und sich als Leiter der Fasarer Halle der geistigen Kraft den Ruf eines hervorragenden Wissenschaftlers erworben, dem die Schulung durch seinen Vater, Rohal den Weisen, wohl anzumerken war. Wenn nur die Hälfte der eifrig kolportierten Gerüchte stimmte, verfügte er gerade auf den Gebieten der Beherrschungsmagie und der Dämonologie über weit profundere Kenntnisse als selbst der weise Rohal - oder er war zumindest eher bereit, sie mit anderen zu teilen. Doch gerade diese Gerüchte beunruhigten die übrigen Institute, und daher hatte man Eremias in seiner Puniner Heimatakademie

beauftragt, den von ihm bewunderten Erzmagier aufzusuchen und ein wenig mehr über seine Forschungen herauszufinden.

Bislang hatte sich der Prinzipal alle Schmeicheleien des Jüngeren mit einem wohlwollenden Lächeln bedankt, und nur bei der Erwähnung des Namens Rohal hatte sich sein Gesicht verdunkelt; neue Informationen hatte er Eremias bislang allerdings nicht geliefert. Also versuchte der junge Magier es mit einer direkten Frage. »Wie steht es nun mit den Ausgrabungen hier? Darf ich fragen, welche Erkenntnisse Ihr Euch davon verspricht?«

Tharsonius von Bethana nickte. »Die traurige Ruinenlandschaft draußen sah nicht immer so aus - und was die Eingeborenen Samra nennen, war einmal Zhammora, die zweitwichtigste Stadt der Magiermoguln. Hier dürfte noch einiges Lehrreiches zu finden sein.« Der Erzmagier lehnte sich ein wenig zurück und strich sich über den allmählich ergrauten Bart.

Eremias fand, Tharsonius von Bethana sei von seinem Vater Rohal kaum noch zu unterscheiden; doch er hatte aus dem scharfen Tadel des Magiers seine Lektion gelernt und schwieg auch darüber, daß die einheimischen Arbeiter und Bauern den Akademieleiter hinter dessen Rücken nur als Ibn Rohal, Sohn Rohals, zu bezeichnen pflegten.

Der Erzmagus fuhr inzwischen fort: »Seit ich vor nunmehr zwanzig Jahren nach Fasar gegangen bin, habe ich mich insbesondere dem Studium der

Magiermoguln verschrieben. Was die ersten großen Meister der arkanen Künste - eigentlich unser aller Stammväter im Geiste - betrifft, kann mir heute schon kaum jemand das Wasser reichen. Nun steht der große Durchbruch unmittelbar bevor, und dann wird ganz Aventurien meinen Namen kennen.« Erwartungsvoll beugte er sich vor und schaute Eremias scharf ins Gesicht.

Dieser beeilte sich zu antworten, wie es wohl von ihm erwartet wurde: »Schon heute kennt jeder einzelne Gelehrte Euch und Eure Verdienste um die Wissenschaft, Eure Magnifizienz.« Eremias hatte gelernt, daß sein Gegenüber diese für Erzmagier reservierte Anrede am liebsten hörte.

Tharsonius von Bethana nahm den Protest huldvoll entgegen. »Vielleicht. Doch vielleicht entdecke ich hier ja neue Dinge, die meinen Namen selbst dem letzten Bauerntölpel in den Ohren klingen lassen. Die Kollegen ziehen sich ohnehin zu gern in ihre Magiertürme zurück und vergessen, was man alles mit dem einfachen Volk tun kann.« Offenbar hatte er ›für das Volk‹ sagen wollen, dachte sich Eremias - das andere ergab keinen rechten Sinn.

»Ich zweifle nicht daran, daß Euer Name in die Geschichte eingehen wird«, bestätigte Eremias. Wenn der junge Adept auf weitere Informationen gehofft hatte, wurde er enttäuscht, denn der Erzmagier nickte ihm noch einmal huldvoll zu und erhob sich dann. Offensichtlich hielt er das Gespräch für beendet.



## 29. Kapitel

**K**aum war er den lästigen Frager losgeworden, kehrte Tharsonius in das üppig ausgestattete Zelt des Grabungsleiter zurück. In Kisten waren hier beschriftete Scherben, uralte Götterstelen und dergleichen aufgestapelt, doch der Erzmagier schenken ihnen keinen zweiten Blick. Die ganze Grabung war eine Scharade und diente nur dazu, die ›Kollegen‹ zu täuschen. Daß die von unzähligen macht- oder goldgierigen Händen durchwühlte Erde nichts Nennenswertes mehr hervorbrächte, hatte er schon zuvor gewußt.

Seit er damals als blutjunger Studiosus zum ersten Mal den Namen der Magiermoguln vernommen hatte, hatten ihn die Berichte über diese ersten Meister der Magie fasziniert, und er hatte alles darangesetzt, mehr über ihr Kräfte und Kenntnisse herauszufinden. Über diese Frage war es dann zum Bruch mit dem alten Rohal gekommen, und nachdem Tharsonius im Streit Gareth verlassen hatte, waren seine Forschungen ganz von dem Willen bestimmt gewesen, auch noch die letzten Geheimnisse der Magiermoguln zu entschlüsseln.

Eine innere Stimme sagte ihm, daß jene alten Weisen es besser verstanden hatten als sein ach

so sanftmütiger Vater: Es gab nur einen echten Geburtsadel, den die Himmlischen verliehen - und der bestand darin, zu den Auserwählten mit magischer Begabung zu gehören. Daß er selbst das arkane Talent eines Magierkaisers besaß, fügte sich ideal zu der Großartigkeit seines Verstandes. Schließlich hatte er Hinweise gefunden und ihre Bedeutung begriffen, wo andere seit Jahrtausend vergeblich gerätselt hatten. Doch selbst ein Erzmagus Tharsonius von Bethana mußte seinem Kollegium einen Grabungsplan vorlegen, der glaubhaft klang. Die eigentlich Sensation hatte er in einem alten Papyrus mit der Sage vom Untergang der Magiermoguln gefunden. Wie so häufig in den letzten Monaten holte der Erzmagier das vergilbte Pergament hervor, obgleich er den Wortlaut auswendig kannte.

›... so hatten die nach Zhamorrah verschleppten Sklaven sich erfolgreich erhoben und die Herrschaft über die Stadt an sich gerissen, doch sie wagten es nicht, von den Zauberwaffen Gebrauch zu machen, während die Magiermoguln bereits mit ihren mächtigsten und schrecklichsten Kreaturen herannahten. Aus dem Norden den Gadang herab kamen Mukarrab und seine Kämpfer auf kamelgroßen Ameisen. Aus dem Westen den Mhanadi herab zog Schamscherib mit seinen schrecklichen Skorpionmenschen. Von Süden aber eilte Assarbad mit vielen Schrecken ohne Zahl den Mhanadi herauf.

Doch als sie den Belagerungsring um ihre eigenen Stadt Zhamorrah schließen wollten, zog von Osten

der Sultan von Khunchom mit seinen Getreuen heran und zersprengte ihre Reihen, denn durch die Magie des Goldenen Diamanten hatte er es seinen Kriegerern ermöglicht, durch die noch junge Wüste zu ziehen und furchtbare Rache zu nehmen für die Greuel, die sie im geschlagenen Gorien erblickt hatten...«

Die nachfolgende Beschreibung des Kampfes und der nachfolgenden Bestrafung der Gefangenen hatte den wenigen Lesern zuvor stets den Blick auf das Wesentliche vernebelt. Denn das bestand doch darin, daß Assarbad, der mächtigste Magiermoguln - für den Tharsonius schon seit langem eine gewisse Sympathie fühlte -, von Süden gekommen war. Also mußte es südlich des angeblichen Vorpostens Samra noch mindestens eine Bastion geben, die vermutlich am Mhanadi lag und dadurch den einzigen verbliebenen Weg von Khunchom nach Zhamorraah bewachte. Doch da die Feinde überraschenderweise doch über Anchopal gezogen waren, wurde diese Bastion vermutlich nicht einmal von den Siegern entdeckt, geschweige denn zerstört wie sämtliche andere.

Doch wo lag diese Festung A, wie Tharsonius sie zu Ehren ihres wahrscheinlichen Erbauers Assarbad genannt hatte? Nach und nach hatte er verschiedene Möglichkeiten ausgeschlossen, bis nur noch ein Ort übriggeblieben war: das winzige Nest Borbra, ein Tagesmarsch südlich von Samra gelegen. Selbst der älteste erhaltene Name Bor Barraah, Ursprung des Todes, paßte dazu.

So hatte Tharsonius denn ebenso wortwörtlich wie

bildlich seine Zelte in Samra aufgeschlagen, um dem kleinen Nachbardorf immer wieder Besuche abzustatten. Bald würde er soweit sein, die Geheimnisse der Festung A zu entschlüsseln, und dann würde ihm niemand, absolut niemand mehr verweigern können, was ihm durch Geburtsrecht zustand: die Herrschaft über Aventurien als Erbe seines Vaters Rohal.





## 30. Kapitel

Das Mutterhaus der heilkundigen Therbûniten bei Neu-Malkid ist das reichste und größte Kloster Araniens, doch in diesen Tagen bedeutete das nicht allzuviel, denn obgleich der Adel den aranischen Bauern bereits hohe Steuern auferlegt hatte und ihr Zehnter an andere Kulte abgeführt wurde, galt doch die Entscheidung seiner Erhabenheit, daß Araniens relativer Reichtum die Perainetempel und -gläubigen in ärmeren Teilen Aventuriens unterstützen mußte, so daß es selbst hier im Mutterkloster an manchem mangelte. Dennoch bemühte man sich mit Kräften, den Gläubigen Unterkunft und Speise zu gewähren, doch wer unter den beherbergten Pilgern wohlhabender aussah, wurde ganz offen um Spenden angegangen - ein Brauch, wie es ihn früher nicht gegeben hatte.

Die beiden Ordensmitglieder, die gerade in einer schattigen Ecke des Kräutergartens bei einem Krug Szidr beisammensaßen, hegten andere Gedanken. Die Mutter Spitalmeisterin und der für die Pflege der Heilpflanzen zuständige Bruder kannten sich schon seit langer Zeit - eigentlich seit der unergründliche Wille der Götter den schwerverletzten Söldner ins Kloster geführt hatte, wo er während der Genesung

seine gute Hand für Pflanzen entdeckte und die Weihe zum Laienbruder empfangen hatte.

»Und du bist dir sicher, daß sie es war?« Das narbenreiche Gesicht des stämmigen Mönches drückte Zweifel aus.

Mutter Tarbenia lachte. »Selbstverständlich. Eleonora von Baburin war meine begabteste Schülerin seit langem, und es hat mich geschmerzt, sie zu verlieren.«

Die beiden hatten längst alle Förmlichkeiten hinter gelassen - eine Haltung, die im Therbûnitenorden nicht unüblich war. Obgleich die meisten Ordensgeschwister eine gründliche Bildung als Heilkundige oder Pflanzenkundler besaßen und in vieler Hinsicht der ›Adel‹ der Perainekirche waren, herrschte doch eine gewisse ländliche Unbefangenheit.

Bruder Garlum war noch nicht überzeugt. »Aber was sollte sie hier wollen? Und warum hat sie dem Kloster keinen offiziellen Besuch abgestattet und ist ganz ohne Eskorte unterwegs?«

Die Ältere konnte nur mit den Schultern zucken. »Was wird sie schon machen, du Narr? Sie war immer schon sehr fromm und pilgert wohl nach Anchopal zum Heiligen Hain. Dabei stellt sie es sehr klug an - wer sollte sie ohne Eskorte und Brimborium schon erkennen?«

»Du«, lautete die knappe Antwort des Gartenpflegers. »Aber du hattest wohl schon früher mit ihr zu tun.«

Beifällig rückte Mutter Tarbenia. »Ich habe ihre

Fortschritte als Heilerin begutachtet und ihrer Prüfung vorgesessen. Sie hatte gute Anlagen, um eine große Ärztin zu werden.« Sie nahm einen Schluck des säuerlichen Apfelmestes der Tulamiden. »Begabt, aber einen Hauch zu diszipliniert - nie bereit, sich auf Eingebungen zu verlassen.«

Das gesunde Auge des Gärtners war kreisrund. »Wie, bei Kôrs sieben Barthaaren, will sie es dann zu etwas bringen? Die Zeit, die ich mit dem Lesenlernen verbracht habe, nur um diesen so gepriesenen ›Folianth der Kreutherkunde‹ zu studieren, war so etwas von vergeudet... Wenn ich mich darauf verliesse, was da über Aufzucht und Pflege behauptet wird, hättest du seit Jahren weder Einbeeren noch Wirselskraut in den Kästen. Und wenn man sich schon bei Pflanzen auf die innere Stimme verlassen muß...« Bruder Garlums Horizont hatte sich beträchtlich erweitert, seit er Säbel und Rüstung hinter sich gelassen hatte.

»Mein Reden seit Anno Reto, aber leider war sie zugleich bei Magister Argethil in der Lehre. Du hast den Heilmagier nie kennengelernt, aber sei gewiß, daß ihr euch auf Anhieb verabscheut hättet. Für ihn gibt es nur geistige Disziplin und das wissenschaftlich Bewiesene. Ein großartiger Anatom, aber ein lausiger Heiler.«

Vom perlenden Szidr angeregt erzählte Mutter Tarbenia, was sie keinem zuvor verraten hatte. »Bei ihrer Prüfung war es am schlimmsten: Zusätzlich zu den üblichen Themen - Heilkräuter, Krankheitszei-

chen, Vorbeugung, der ganze Kram - hatte ich mir noch eine schöne Frage über die Blaue Keuche überlegt, die sie mit Logik und angelesenem Wissen einfach nicht beantworten konnte, weil so gut wie keine Lektüre dazu gibt.«

»Und da hat sie ganz entsetzlich gepatzt«, vermutete Bruder Garlum mit boshafem Grinsen.

»Eben nicht! Sie hat überlegt und überlegt und so geschwitzt, als hätte sie Lutas. Dann ist sie mit der Antwort förmlich herausgeplatzt, und es war alles richtig - reine Eingebung.«

»War ihr wohl ganz schön peinlich, was?« Garlums Schadenfreude war immer noch so wach wie früher.

»Das kannst du wohl sagen. Ich habe sie mit dem höchsten Lob bestehen lassen - die Wissensfragen waren natürlich auch alle richtig beantwortet - und sie dann für ihre guten Gefühle gelobt. Daß sie nicht schreiend hinausgelaufen ist oder zu weinen begonnen hat, ist noch Glück gewesen.«

Mutter Tarbenia schenkte sich erneut ein und wollte gerade fortfahren, als ein Novize mit schreckverzerrtem Gesicht angelaufen kam. »Mutter Spitalmeisterin - am Tor steht ein Bauer, der ist in seine Sense getreten und jetzt voller Blut.«

Schnell erhob die Heilkundige sich und verabschiedete sich mit einem Nicken vom Kräuterpfleger. »Das war es dann, Bruder. Wir sehen uns bei der Abendmesse. So, Kleiner, dann bring mich mal zu dem Leidenden.«



## 31. Kapitel

Noch ehe der Großmeister der Grauen Stäbe zurückgekehrt war, schlug Graf Haldoran einen Ausflug zum Fuß der Gorischen Wüste vor. Die Vorstellung, noch näher an den Tafelberg heranzureiten, sagte dem Prinzen nur wenig zu. Doch andererseits freute er sich, wieder die Zuneigung seines alten Waffenmeisters gewonnen zu haben, und so willigte er rasch ein.

Gemeinsam mit dem Pagen Bernfried brachen sie auf, und den größten Teil des Tages verbrachte der Graf damit, ihnen Anekdoten zu erzählen, die Fundorte magischer und weltlicher Schatzhorte zu zeigen und auf die Novadis zu fluchen, die jenseits des Berges hausten.

Gegen Abend schlug der Marschall vor, ein Nachtlager zu errichten. Zwar hätte Arkos lieber in seinem Zimmer auf der Burg genächtigt, doch hütete er sich, dies zuzugeben: Wie sollte er sonst Haldorans Erlaubnis für die Weiterreise erhalten, wenn er schon vor einer Nacht in der Steppe zurückschreckte? Dennoch verspürte er eine Unruhe in der Nähe der Wüste und schalt sich. Es war albern. Die Magierkriege waren seit langem vorbei, und doch erschreckte ihn die düstere Gestalt des gorischen

Tafelberges immer wieder auf neue. Als Ritter der Dame im Schleier mußte er Mut und Furchtlosigkeit beweisen.

Dann kam innerhalb weniger Augenblicke die Nacht, und die Rastenden sahen das in Anchopal nur erahnte Schauspiel aus der Nähe. In trägen Wellen wie ein halbgefrorener Wasserfall wehte schwerer fahlroter Staub über den Rand des Tafelberges und stürzte, nein, schwebte hinab in die Tiefe, um alles am Fuß des Bergs zu begraben und zu ersticken. Der Prinz wußte, daß sie weit genug davon entfernt waren, um nicht in Gefahr zu geraten, schließlich kannte Marschall Haldoran die Gegend seit Jahren, und dennoch erzitterte Arkos bei dem Anblick.

Nach einer Mahlzeit aus Fruchtebrot und Bier ließ der Graf den Pagen Bernfried einen Schlauch mit Branntwein aus seiner Satteltasche holen. Arkos trank nur wenig, Bernfried schon mehr, aber vor allem Haldoran sprach dem Getränk eifrig zu. Anfangs drehten sich seine Erzählungen noch um vergangene Schlachten, aber nach einiger Zeit prahlte der alte Recke nur noch mit seinen galanten Eroberungen. Früher war Arkos stets stolz gewesen, wenn der Waffenmeister ihm von den vielen Frauen in seinem Leben vorschwärmte, und hatte sich richtig erwachsen gefühlt. Doch die Erscheinung der Dame im Schleier hatte das geändert, und heute wäre er sich wie ein Betrüger vorgekommen, hätte er bei den lüsternen Geschichten seines Erziehers Freude empfunden; also zog er sich bald in das Zelt zurück

und versuchte, mit dem Gedanken an die Dame einzuschlafen.

Doch voller Trauer erkannte er, daß ihr Bild immer mehr zu verblassen schien, als ob sie ihn für sein Säumen durch das Verweigern ihrer Nähe strafen wollte. Er hoffte inständig, daß sie sich nach erfüllter Mission wieder zeigen werde, und über diesem Sehnen schlief er ein.

Arkos erwachte, als ihn eine kräftige Hand an der Schulter schüttelte. Verschlafen blickte er auf und sah Marschall Haldoran in voller Rüstung, das Schwert in der Hand, über sich stehen. »Rasch, Junge, steh auf und güрте dich zum Kampf!«

Die Worte vertrieben die Geister des Schlafes augenblicklich, und eilig schaute Arkos sich um: Das Feuer war fast heruntergebrannt, doch im restlichen Licht erkannte er, daß Bernfried zusammengekrümmt neben ihm lag, wie man es noch nie bei einem Schlafenden gesehen hatte. Wo waren die Schurken, die das getan hatten?

»Ein Überfall?« Hastig stieß Arkos die Frage hervor, und zu seiner Überraschung schüttelte der Graf-Marschall langsam den Kopf. »Nein, Junge! Nur wir beide. Will dich nicht im Schlaf erschlagen. Also, laß uns fechten!«

Arkos blinzelte verwirrt, bis er begriff: Der Branntwein hatte seinem Lehrmeister die Sinne vernebelt. Also stand er auf und versuchte, den alten Mann zu beruhigen. »Ihr seid ja völlig betrunken, Exzellenz! Ich bin es, Prinz Arkos, und wir sind nicht

in Gefahr. Laßt mich Wache stehen, und Ihr könnt Euch hinlegen und Euren Rausch ausschlafen.«

Der Marschall schüttelte den Kopf. »Du verstehst nicht. Du verstehst nie etwas. Du hast mich enttäuscht, und ich muß dich töten!«

Es schien ihm wirklich ernst zu sein. »Aber Ihr könnt das mit den Pilgern doch nicht so schwer nehmen... Ich werde mich auf der Rückreise noch einmal bei Herrn Guifer entschuldigen.«

»Unsinn, Junge. Ich werde dich jetzt töten.« Graf Haldoran hob mahrend den Finger: »Aber ich werde es ehrenhaft tun, wie die Göttin es befiehlt. Kein feiger Angriff, eine ehrenhaftes Duell bis zu Tod. Also komm schon!«

Da war nicht nur Trunkenheit in seiner Stimme - auch unverhohlener Haß klang heraus. Irgendein böser Geist der Gorischen Wüste hatte von dem alten Recken Besitz ergriffen, und er, Arkos, mußte schleunigst zurück nach Anchopal, um Hilfe zu holen. Leise verwünschte er diesen Ausflug, der ihm weitere kostbare Zeit rauben würde. Fürwahr, die Dämonen nutzten jede Blöße sofort aus, um seine Queste zu stören!

Inzwischen war Haldorans Ton fast entschuldigend geworden. »Bist ja kein schlechter Kerl, aber diese verschleierte Novadi lockt dich in dein Verderben. Eh du zum Verräter an den Zwölfen wirst, töte ich dich lieber. Deine Schwester wird uns nicht an Sultan Hasrabal ausliefern.« Ungeduldig nickte er Arkos zu. »Nun wehr dich schon!« Mit dem Schwert wies er auf

die am Feuer liegenden Waffen.

Der Prinz sah keine andere Möglichkeit. Einst hatte auch er mit anderen Kindern gerauft, und so nutzte er des Grafen Fehler für eine der hinterhältigsten Fallen, um den Gegner zu Fall zu bringen. Nüchtern hätte Haldoran keine Mühe gehabt ihm auszuweichen, doch mit seinem schweren Kopf durchschaute er Arkos' Absicht zu spät und schlug im Stürzen mit dem Hinterkopf auf einen Stein, so daß er reglos liegen blieb.

Die unmittelbare Gefahr war vorüber. Einige Herzschläge lang brauchte der Prinz, um sich zu beruhigen, dann entschied er sich, zuerst nach Bernfried zu sehen. Zu seiner großen Freude lebte der Freund noch, auch wenn ihm bereits eine große Beule gewachsen war. Nachdem Arkos den jungen Pagen mit dem restlichen Wasser bespritzt hatte, erwachte dieser langsam, eine Zeit die Arkos nutzte, um Haldoran zu untersuchen. Auch dieser war nur bewußtlos, und hatte unruhig zu schnarchen begonnen.

Arkos verstand nicht genau, was mit seinem Waffenmeister geschehen war, doch er wußte, daß er gerade jetzt alles daransetzen mußte, den Auftrag der Dame im Schleier zu erfüllen.





## 32. Kapitel

**W**ir hätten ihn töten sollen!« Der junge Bernfried konnte Arkos' Nachsicht gegenüber dem Graf-Marschall nicht begreifen.

Der Prinz seufzte. »Es wäre nicht recht gewesen. Wir wissen nicht, was in ihn gefahren ist. So oder so erschlage ich keinen Schlafenden.«

»Dann hätten wir ihn zumindest fesseln müssen.« Bernfried ließ nicht locker.

Arkos entgegnete müde: »Damit er wehrlos ist und die Khoramsbestien ihn verzehren? Nein. Ich weiß nicht, was geschehen ist, doch selbst wenn er ein Mörder sein sollte: Einst war er ein ehrenhafter Mann und treuer Diener Araniens, und er soll einen anständigen Tod haben. Wenn wir zurück in Anchopal sind, werde ich seine Tat melden, vorher können wir nichts tun.«

Aus diesen Gründen hatten die zwei jungen Männer den betäubten Marschall zurückgelassen und waren mit einigen Vorräten aufgebrochen. Nach Anchopal wollte Arkos nicht zurück, denn das hätte jeglichen Erfolg seiner Queste in Frage gestellt; also waren sie in Richtung Westen zum Mhanadi aufgebrochen, wo der Ort Borbra liegen sollte.

Damit war es nötig geworden, daß der Prinz

seine Tarnung aufgab. So beichtete der Prinz dem Rittersohn alles, von seinem Namen und seiner Herkunft über den Traum von der schönen Dame bis hin zu der gefährvollen Queste, die er begonnen hatte. Doch Bernfrieds Überraschung währte nur kurz, dann machten sich die dringenderen Probleme bemerkbar. Um anderen Reisende und insbesondere gräflichen Suchtrupps auszuweichen, hatten sie des Nachts die Straße verlassen, und das stellte sich rasch als Fehler heraus. Einen ganzen Tag lang irrten sie durch die Steppe, ohne auch nur den Weg wiederzufinden. Einmal sahen sie Spuren von großen Füßen, die nur zwei breite Zehen hatte. Welches Geschöpf das auch sein mochte, keiner der beiden kannte es. Als die Sonne gegen Mittag besonders heiß wurde, suchten sie unter einer breiten Akazie Zuflucht und stillten Hunger und Durst mit Früchtebrot und Wasser. Erst gegen Abend wurde es so kühl, daß sie die Reise fortsetzen konnten.

Am zweiten Tag des Umherirrens stießen sie erneut auf Spuren wie am Vortag - doch diesmal schienen sie von weit über hundert Tieren zu stammen, die von Reitern begleitet oder verfolgt wurden. Rasch einigten sich die beiden jungen Männer, ebenfalls den Spuren zu folgen, und gegen Mittag sahen sie eine von mindestens zweihundert Straußen vor sich, die von zwanzig buntgekleideten Burschen langsam, aber stetig vorangetrieben wurde, Männern, die gewiß keine Handlanger des Grafen waren.



## 33. Kapitel

Auch das Gebet in der Klosterkirche von Neumalkid hatte Eleonoras Unsicherheit und Zweifel nicht beheben können. War es im Sinn der Göttin gewesen, daß die Geschichtenerzählerin dem alten Bauern den Heiligen Hain mit derartig verkürzten Worten beschrieben hatte? Natürlich kannte Eleonora den Vorwand dichterischer Freiheit, mit dem jeder Erzähler seine erfundenen Ausschmückungen rechtfertigte, aber diese Erzählung handelte von einem Heiligtum und dem Wirken der Göttin und der alte Mann hatte nicht mehr die Möglichkeit gehabt, den Wahrheitsgehalt der Worte zu überprüfen. Die Erzählung hatte den Sterbenden beglückt - doch für diesen Zweck hatte die Göttin den Menschen eigentlich Kräuter gegeben, und die taten ihr Werk ohne Falsch. Diese Welt war voller Prüfungen und Mühen, und Peraine galt auch als die Göttin der ehrlichen Arbeit... Welche Folgen hatten die zuletzt gehörten und geglaubten Unwahrheiten für die Seele des Bauern vor dem Totengericht? Hatten Musik und Freude seine Hoffnungen auf göttliche Gnade erhöht oder verringert?

Während Eleonora solch schwermütigen Gedanken nachhing und derweil weiterritt, wurde ihr

bewußt, daß sie die fröhlich plappernden Gaukler vermißte. Der schwarzbärtige Erberto hatte ihr empfohlen, einen weiteren Tag Rast einzulegen, damit sich ihr Pferd erholen könne, aber da ihre Reise ohnehin schon langsamer als erhofft vonstatten ging, hatte sich Eleonora von den freundlichen Gesellen verabschiedet.

Erberto hatte ihrem Pferd zum Abschied ein paar Glöckchen ans Halfter gebunden, »damit du wenigstens etwas Lustiges bei dir hast...« Eigentlich hatte sie das alberne Spielzeug entfernen wollen, sobald die Gaukler außer Sichtweite waren, sich dann aber doch dagegen entschieden und stellte nun entsetzt fest, daß sie das Geklingel nachsummte. Sie erkannte die Anzeichen der Übermüdung. Wohl oder übel mußte sie doch bald eine Ruhepause einlegen, um die Verwirrung aus ihrem Geist zu vertreiben. Eilig nestelte sie die klimpernden Schellen los und wollte sie fortwerfen; doch andererseits waren sie nicht wertlos und mochten einem Wegtempel als kleine Spende willkommen sein.

In den frühen Abendstunden kam sie zu einem kleinen Dorf - eigentlich nicht mehr als einer Ansammlung von einigen Häusern an der alten Pilgerstraße, die ein Stück seitlich der neueren Transarania verlief. Am Wegesrand stand denn auch ein Karren, an dem ein kleiner Junge den Durchreisenden frische Feigen und Fruchtsäfte feilbot.

Eleonora hielt auf den Karren zu. »Nun, kleiner

Mann, gibt es ein Gasthaus hier?«

Hilflos schaute der Kleine sie an und wiederholte auf Tulamidyas sein: »Arangen, edle Früchte, Saft und gutes Bier, Dame!« Eleonora mußte ihre Frage notgedrungen in dieser Sprache wiederholen. Eifrig bot der Junge ihr nun an: »Wenn Ihr Durst habt, edle Sultani, kann ich Euch einen Becher frischen Arangensaft anbieten. Die Früchte stammen von einem Ableger der heiligen Bäume von Anchopal.«

Eleonora überlegte kurz, ob sie den kleinen Lügner tadeln sollte ob dieser Frechheit, entschied sich dann aber dagegen. Vermutlich plapperte das Kind nur nach, was ihm seine Eltern vorgesagt hatten. Sie begnügte sich mit einem milden Lächeln. »Ich bin eher auf der Suche nach einem ruhigen Ort, wo ich die Nacht verbringen kann.«

Der Kleine war noch zu unerfahren, um sie nach dem Gebot der Höflichkeit zu seinen Eltern einzuladen, und erklärte ihr mit weitschweifigen Worten den Weg zu einer Herberge eine Meile außerhalb des Dorfes. Nachdem Eleonora ihm einen Heller zugesteckt hatte, ritt sie weiter.

Der *Goldene Palast* lag an einer größeren Wegkreuzung und erwies sich trotz des hochtrabenden Namens als einfache Taverne. Als Eleonora die Schankstube betrat, blickten die Anwesenden - zu meist einfach gekleidete Bauern - und Pilger kurz auf, um sich dann wieder ihren Gesprächen zuzuwenden.

Nach dem Gespräch mit der Wirtin begutach-

tete Eleonora kurz ihre Kammer. Der Raum und die Lagerstatt waren einfach, aber verhältnismäßig sauber. Zufrieden kehrte die Heilerin zurück in den Gastraum und bestellte ihr Nachtmahl, Weizenbrei mit Früchten, dazu einen Krug beruhigenden Pfefferminztee.

Die Gesellschaft frommer und arbeitsamer Männer und Frauen schreckte sie nicht. »Bist du eine reiche Königin?« Verwirrt blickte Eleonora auf und sah in das Gesicht einer sehr alten, sehr häßlichen Frau, aus deren völlig zahnlosem Mund ein dünner Speichelfaden rann. Ohne ein weiteres Wort setzte sich die alte Vettel an Eleonoras Tisch. Ihre Stimme war ein heiseres Kichern. »Haha, ich kenn dich doch. Du bist doch mit dem reichen König und seinen Rittern gereist. Ich hatte zwar schon ein paar Becher drinnen, aber ihr habt ja so einen Aufstand gemacht.« Die Alte jammerte laut »Das war nicht nett, nein, das war gar nicht nett zu 'ner alten Frau, die auch nur ein bißchen Spaß will.«

Nun erkannte Eleonora die Alte auch wieder. Zwar hatte sie die Greisin nur kurz gesehen, die vor den Proviantwagen der prinzlichen Eskorte gestolpert war, aber es gab keinen Zweifel: Das nur noch an wenigen Stellen grell purpurfarbene und sonst über und über mit bunten Flickern besetzte Kleid, die ausgebeulte Strohtasche, der breite Sonnenhut aus Stroh - das war die ›Attentäterin‹

von Tarmanschir. Empörung über die Leibwache wallte in der jungen Grafentochter auf. Diese harmlose

Frau hatten die Wachen gefangennehmen oder töten wollen. Ein rascher prüfender Blick auf Schädel und Ohren der Greisin bestätigte Eleonoras Vermutung. Zum hohen Alter war bei der Vagabundin schon vor Jahren der Rasche Wahn gekommen - vermutlich hatte sie unbedachterweise die Himmlischen gelästert. Die Krankheit war seit langem vorbei, doch der Geist der Alten war immer noch der eines kleinen Kindes.

Ihre nächsten Worte bestätigten dies: »So 'ne reiche Königin hat doch bestimmt ein paar Heller für die alte Amala.« Sie gluckste: »Davon kauf ich mir dann eine Suppe und ein Bett!«

Eleonora winkte die Wirtin herbei und trug ihr auf, der Alten eine gute Greisenmahlzeit aus Linsensuppe, weichem Schafskäse und Joghurt mit Dattelhonig zu bereiten und ihr auf Kosten der Heilerin ein Bett im Schlafsaal zu geben. Außerdem steckte sie der Alten in einer Gefühlsaufwallung noch eines der Goldstücke zu, die sie für Notfälle mitgenommen hatte. Die Reue über diese törichte Tat kam sofort: Die Alte würde das Geld ohne Ahnung von seinem Wert bestimmt sinnlos für Wein oder Obstbrand verschleudern.

Die Reaktion der Alten bestätigte ihre Befürchtungen. Vergnügt klatschte die Vagabundin in die Hände und begann zu schwärmen: »Oh, ist das schön! Ganz gelb wie die Sonne. Dafür kauf ich mir 'nen Palast und 'ne Kutsche und 'nen Riesenbeutel Pistazien, damit ich unterwegs immer was zu knab-

bern hab!«

Die Greisin konnte sich gar nicht wieder beruhigen, und als das Essen gebracht wurde, verspeiste sie es mit viel Schmatzen, Sabbern und undeutlichen Beteuerungen, welch edle und vornehme Dame Eleonora doch sei. Trotz aller von Peraine befohlenen Hilfsbereitschaft wuchs Eleonoras Abscheu vor dem unwürdigen Verhalten der Streunerin immer mehr, und ihr Wunsch, die Alte möge endlich verschwinden, drohte übermächtig zu werden, ehe diese schließlich doch von dannen zog - allerdings nicht ohne ihrer Wohltäterin mit suppenverschmierten Lippen einen feuchten Kuß auf die Stirn zu drücken.

Erst jetzt, nachdem ihr unerwarteter Gast seine Mahlzeit beendet hatte, brachte Eleonora die innere Kraft auf, den Ekel zu überwinden und sich ihren eigenen Speisen zuzuwenden. Jeglicher Appetit war verschwunden, doch ihre medizinischen Kenntnisse empfahlen nur zu deutlich, daß sie möglichst keine Mahlzeit auslassen sollte.

Als sie sich das nächste Mal in der Schankstube umblickte, entdeckte die Grafentochter, daß sich die alte Amala an einem anderen Tisch bei einigen Bauern niedergelassen hatte und wohl gerade dabei war, den letzten Funken Verstand mit dem süß-scharfen Anisschnaps auszulöschen, den die Tulamiden so liebten. Ihre Worten waren über die Entfernung nicht zu verstehen und schienen selbst für die Leute an ihrem Tisch wenig Sinn zu ergeben, doch Eleonora sah, daß die alte Vagabundin immer

wieder in ihre Richtung deutete und einmal sogar triumphierend den Dukaten zeigte. Wäre sie ein schreckhaftes junges Ding gewesen, sie hätte den gierigen Blick eines vierschrötigen Kerls furchteinflößend genannt. Die junge Heilkundige seufzte. Im besten Fall würden nun weitere Bittsteller ankommen, und wenn sie Pech hatte, drohte ihr vielleicht morgen gar ein Hinterhalt. Nun, sie würde sich früh hinlegen, um morgen zeitig aufbrechen zu können und außerdem auf der besser bewachten Transarania zu reisen, wo ein Überfall - den Göttern sei Dank - weit weniger wahrscheinlich war.

Nachdem sie sorgsam die Tür ihrer Kammer verriegelt und die Truhe dahintergeschoben hatte, sprach Eleonora ihre Nachtgebete und schlief ein.

Als sie erwachte, war es noch mitten in der Nacht, doch hinter - oder gar vor? - dem Fenster hatte sich ein menschengroßer Schatten bewegt. Ehe sie um Hilfe rufen konnte, spürte sie, wie ihr ein Stück Stoff zwischen die Zähne geschoben wurde und starke Hände ihre Oberarme packten. Ohne sich wehren zu können, wurde die junge Adlige kopfüber in einen stinkenden Sack gesteckt, mit Seilen umwickelt und fortgetragen.





## 34. Kapitel

Es war ein warmer Herbstmorgen. Der Himmel war von jenem tiefen Blau, wie es üblicherweise nur auf Gemälden zu sehen war, und die Vögel sangen. Fast fühlte sich Prinzessin Dimiona bemüßigt, es ihnen gleichzutun. Schon lange hatte sie sich nicht mehr so frei und unbeschwert gefühlt. Nur von ihrem pechschwarzen Vertrauten begleitet, schritt sie durch das fürstliche Jagdrevier; der unbekleidete Jüngling an ihrer Seite trug ein unförmiges Bündel und einen Bastkorb.

Dimiona machte sich keine Sorgen, daß jemand sie sehen könnte. Nur wenige Narren wie dieser kleine unverschämte Bengel wagten sich in den als Hexenwald verschrienen fürstlichen Jagdforst.

»Von wo willst du fliegen, Herrin?« Szinth schaute die Prinzessin fragend an.

»Laß uns noch bis zum Tanzplatz gehen«, erwiderte seine Meisterin. »Ich möchte der großen Mutter für meinen Erfolg danken.«

Die lidlosen Augen des Jünglings verzogen sich zu einem leicht spöttischen Grinsen, und er deutete eine leichte Verbeugung an. »Wie Ihr wünscht, Herrin.«

Dimiona schien den leichten Sarkasmus ihres Begleiters nicht zu bemerken, zu sehr schwelgte sie

in Vorfreude auf die kommenden Tage. »Ach, mein guter Szinth, freu dich mit mir. Mein Gehilfe müßte jetzt eigentlich schon die abscheuliche Tat vollbracht und meinen unschuldigen Bruder gemeuchelt haben. Mit großer Bestürzung werde ich in Anchopal die Wahrheit herausfinden, und sobald ich genügend stichhaltige Beweise zusammen habe, wird mein tulamidisches Blut darüber derartig in Wallung geraten, daß ich den Schurken eigenhändig und ohne Zögern zu Boron schicke.« Sie lachte vergnügt: »Natürlich wird es mir danach furchtbar leid tun, aber dann ist es zu spät. Die Tulamiden und die Garethier werden mich dafür lieben... Tja, ich werde so lange Beweise für eine Verschwörung finden, bis alle tot oder eingeschüchtert sind.«

Mittlerweile war das ungleiche Paar auf der Lichtung eingetroffen. Szinth rollte den Teppich aus, ein wunderschönes Stück aus den Werkstätten der Rashduler Teppichknüpfer. Prinzessin Dimiona verabscheute es, auf die Weise ihrer Mitschwestern zu fliegen: Besenstiele und Heugabeln waren so erschreckend nordländisch und barbarisch. Dem inzwischen zu seiner Schlangengestalt zurückgekehrten Vertrauten waren derartige Feinheiten gleichgültig. Während die Prinzessin den Flug vorbereitete, rollte sich die Pechnatter in ihrem Strohkorb zusammen und harrte der Dinge, die kommen würden.





## 35. Kapitel

**M**it leisem Fluchen schaute Tharsonius auf das Häufchen Staub, das das Glasgefäß auf dem Tisch vor ihm ausfüllte. Vor wenigen Stunden noch war dieses graue Pulver seine gelehrigste Schülerin Salamandra gewesen, die mit ihm die Geheimnisse der Festung A bei Borbra hatte entschlüsseln sollen.

Nach langer Suche hatten sie den genauen Ort der Bastion entdeckt - einen der Plätze, die dem dummen Volk als Magiergräber galten -, und nach etlichen Tagen der Vorbereitung hatten sie sich dem Kreis aus sechs verwitterten Obelisken genähert, in dessen Mitte sich der Abstieg zu der Anlage befinden mußte. Wie erwartet, hatten auf den Stelen düstere Drohungen gestanden, schreckliche Prophezeiungen über das entsetzliche Schicksal derjenigen, die den Frieden dieses Ortes störten. Tharsonius hatte derartige Glyphen schon viele Male gesehen, und bislang hatten sie sich stets als leere Drohungen entpuppt, die das abergläubische Volk von Plünderungen abhalten sollten oder deren Magie sich vor vielen Jahrhunderten erschöpft hatte.

Nun aber mußte er zu seinem äußeren Mißfallen feststellen, daß diesmal die Warnung berechtigt gewesen war. Es war alles so schnell und unerwar-

tet gekommen: Salamandra hatte alle bekannten Schutzzauber gewirkt. Da zu erkennen war, daß auf dem Kreis ein unbekannter Zauber lag, hatte sie beschlossen, den Kreis nicht zu durchqueren, sondern sich von einem Teleportationszauber in dessen Mitte tragen zu lassen. Doch auch diese Vorkehrungen erwiesen sich als nutzlos. Kaum hatte Salamandra wieder stoffliche Form angenommen, wurde ihr Körper bereits wie von einem ungeheuren Sturm geschüttelt. Sie begann auf der Stelle zu altern, die jugendliche Frische der von Tharsonius so oft liebkosten Haut wurde zum runzligen Leder einer Greisin, und ihr volles rotes Haar wurde dünn und weiß. Mit ihrer letzten Konzentration gelang es ihr, aus dem Kreis hinaus zu teleportieren, doch als sie neben ihrem Meister erschien, schritt der Verfall weiter fort. Tharsonius hatte ihr nicht helfen können: Zu groß erschien ihm die Gefahr, daß er damit wertvolle neue Erkenntnisse zerstörte.

Leider hatten sich auch diese Hoffnungen als trügerisch erwiesen. Salamandras Überreste hatten ihm keinerlei Aufschluß über die fremde Magie geboten - außer daß er nun mit Sicherheit wußte, warum noch nie jemand von dieser Kammer berichtet hatte. Vielleicht hätte das richtige der vielen Amulette des Sultans von Khunchom etwas geholfen, doch seine innere Stimme versicherte ihm, daß er genau am richtigen Ort war, und Tharsonius hatte nicht vor, sich auf eine neuerliche jahrzehntelang währende Suche rund um die Gorische Wüste zu begeben,

nicht wenn die Festung A direkt vor ihm lag.

Den Versuch, die Obeliskten von seinen menschlichen Arbeitern umreißen lassen, mußte er bald aufgeben. Denn selbst seine besten Schutzzauber hatten wenig gegen die alternde Wirkung der Stelen ausgerichtet, und selbst als wiederbelebte Leichen waren die Arbeiter weiter zerfallen und einfach verweht.

Noch bedenklicher war es, daß sich selbst die als völlig gefühllos geltenden Geister der Elemente rundheraus weigerten, etwas gegen die Obeliskten zu unternehmen. Kein Felselementar hatte die Stelen umwerfen, kein Dschinn des Feuers sie niederbrennen wollen, und herkömmliche Kampfzauber waren vom Stein der Obeliskten wirkungslos verschlungen worden.

Schließlich entschloß sich der gereizte Erzmagus zum Äußersten: Breitbeinig vor dem Obelisktenring stehend, reckte er die Fäuste gen Himmel und wirkte einen der mächtigsten Zauber, die er kannte. Nach kurzer Zeit erschien ein schwarzer Fleck in der Luft, weitete sich aus und zeigte dann ein graues Wabern.

Tharsonius hatte soeben das Weltgefüge ein wenig zerrissen, um sich den Zugang in das Nichts zwischen den Sphären zu bahnen. Der Erzmagier war schon einige Male in der laut- und farbenlosen Kälte zwischen den Welten gewandelt und wußte, wie er die Augen auf die ungewohnte Umgebung einzustellen, was er dort zu erwarten und was er zu vermeiden hatte; doch mit den sechs weißlodernen Flammensäulen direkt hatte er nicht gerechnet.

Hier im Limbus wirkten die Obeliskten noch weit kraftvoller, und ein jeder war mit jedem anderen durch gleißende Stränge reiner Magie verbunden. Der Zugang zu den unterirdischen Kammern befand sich unter einer glühenden Platte in der Mitte des Rings, umgeben von einer derartig düsteren Aura, daß es ihm schien, als könne sie nie und nimmer von Wesenheiten geschaffen worden sein, in deren Adern warmes Blut floß.

Zum erstenmal seit langer Zeit verspürte Tharsonius von Bethana ein Gefühl wie Unsicherheit. Sein Vater hatte ihm einstmals einige Artefakte zum Studium überlassen, die angeblich von den legendenumwobenen Hochelfen stammen sollten, doch sogar von diesen Dingen hatte er mehr begriffen als von dem Fremdartigen, das vor ihm lag. Selbst die Anwesenheit eines Beobachters schien bereits auf die unheimliche Stätte zu wirken: Das Leuchten unter der glühenden Platte war stärker geworden, und die Tafel erzitterte langsam, aber unverkennbar, als wolle ein magisches Phänomen, Artefakt oder Geschöpf von unten hervorbrechen.

Tharsonius kannte keinerlei Skrupel, doch er war gewiß kein Narr. Noch konnte er die Schattenwelt rasch verlassen, denn das Tor hatte sich noch nicht wieder geschlossen - und diese Gelegenheit nutzte er zügig aus und zog sich in seine Welt zurück, um sich dort einen neuen Weg zu überlegen.



## 36. Kapitel

**R**uhig! befahl sich Eleonora. In einer solchen Lage konnten nur Ruhe und Selbstdisziplin sie retten. In der übelriechenden Finsternis des Sackes schienen die Stunden wie Tage, während sie fortgeschleppt, über einen Pferderücken geworfen, wieder getragen und auf einem Fuhrwerk mit quietschenden Rädern befördert wurde. Dann packte man sie erneut und trug sie - ihrem Gefühl nach gewiß mehrere Tage lang - durch ganz Aventurien, bis sie schließlich abgesetzt wurde.

Unsinn! ermahnte sie sich. Das ganze Spiel konnte nicht länger als einige Stunden gedauert haben. Als die Seile endlich entfernt und der Sack geöffnet wurde, blickte sie in die helle Sonne. Der Tag war schon drei, vier Stunden alt, und sie lehnte irgendwo in einem Wald an einem Baum. Als sie bemerkte, daß ihre Hände frei waren, zerrte sie eilig den Knebel hervor und konnte endlich wieder tief durchatmen.

Ihr gegenüber standen mehrere Gestalten in überwiegend grüner Gewandung - und in ihrer Mitte war der vierschrötige Bauer aus der Herberge zu sehen. Der Grafentochter am nächsten hatte sich allerdings ein hochgewachsener und schlanker Mann aufgebaut, der gerade seinen eleganten schwarzen Schnurrbart

zwirbelte. Ehe sie etwas sagen, gegen die Entführung protestieren konnte, verneigte er sich leicht und bemerkte spöttisch auf Tulamidyä: »Mein Name ist Rafim Schah, und ich darf Euch voller Freude hier in meinem kleinen Königreich im Sharnaforst willkommen heißen. Seid mein Gast, solange es mir gefällt.«

Leichte Verwirrung erschien auf seinem gutaussiehenden Gesicht, als Eleonora in der gleichen Sprache zurückgab: »Weder habe ich um Gastfreundschaft ersucht, noch werde ich sie annehmen. Ihr mögt meine Anwesenheit mit Gewalt erzwingen, doch beugen werde ich mich nicht!«

»Holla, das nenne ich tapfer gesprochen - wie eine echte Tulamidin!« Erneut verbeugte er sich. »Dennoch wäre alles viel einfacher für uns alle, wenn Ihr mit uns, nun, zusammenarbeiten werdet. Wenn Ihr mir Euer Wort gebt, nicht zu fliehen, gebe ich Euch das meine, daß Euch nichts geschieht.«

»Das Wort eines Diebes!« versetzte Eleonora abschätzig. Vorsicht, mahnte sie sich gleich danach. Diese Verbrecher zu reizen wäre unklug.

Rafim Schah schien ernsthaft gekränkt. »Meine Dame, nur widrige Umstände und hinterlistige Intrigen verhindern, daß ich zur Zeit mehr als nur diesen kleinen Teil meines Landes beherrsche. Von Geburt bin ich so adlig wie Ihr.«

Für die Grafentochter waren solche Gesetzlosen nicht neu. Die meisten Wegelagerer endeten bald auf dem Richtblock, doch einige wenige besaßen solch eine Ausstrahlung, daß keiner ihrer Spießgesellen sie

je verriet und die Bauern ihnen gar Unterschlupf gewährten. In ihrer Baburiner Heimat war der ›Fuchs‹ Tiros Artag solch ein Schurke, und dieser Rafim Schah schien vom selben Schlage zu sein. Vermutlich verteilte auch er willkürlich Almosen an die Bedürftigen und hatte so den Mythos eines Rächers der Armen aufgebaut. Tatsächlich sah er ganz wie ein tulamidischer Adliger aus: Seine Reithosen waren aus gelbem Tuch, sein Obergewand aus grünem Brokat. Ein gleichfalls grüner Fes schmückte seinen Kopf und war mit einer großen Straußenfeder verziert. An der Seite trug der Räuberhauptmann einen Degen, der zumindest mit Glassteinen geschmückt war.

Nach kurzem Überlegen schlug Eleonora vor: »Wie wäre es mit einem befristeten Versprechen? Damit wir hier nicht ewig herumstehen müssen, gelobe ich, bis zum Abend keinen Fluchtversuch zu unternehmen, wenn Ihr mir meine Sicherheit garantiert.« Die meisten Gefolgsleute Rafim Schahs schauten sie mit weitaufgerissenen fragenden Augen an, und schmerzlich wurde ihr bewußt, welch hochtrabendes Tulamidya man sie vermutlich einst gelehrt hatte...

Der Räuberhauptmann allerdings schien sie mühelos zu verstehen, denn galant lächelnd verneigte er sich ein weiteres Mal. »Ich liebe charakterstarke Frauen. Nun denn, seid mein Gast bis zum Abend und länger, wenn es Euch gefällt.«

Huldvoll nickend nahm sie an, und er geleitete sie zu einer Lichtung, wo mehrere Hütten standen und ein Lagerfeuer prasselte.

»Die Söldlinge des Barons wagen sich nicht hierher, meine Dame, so daß Ihr völlig sicher seit vor wilden Garethiern, die keine Höflichkeit kennen und sogar Frauen schlagen.« Es war nicht zu erkennen, ob er im Scherz sprach oder seine Worte ernst meinte.

»Da ich durchaus meine Haut in einem ehrlichen Kampf verteidigen kann« - es konnte nicht schaden, dem Räuber ein wenig Respekt einzuflößen -, »fürchte ich mich nicht vor Leuten, die mich bislang weder geknebelt noch in stinkende Säcke gesteckt haben!«

Betroffen wedelte sich Rafim Schah mit einem Tüchlein vor dem Gesicht herum: »Ach, meine Dame, diese unglückliche Angelegenheit tut mir äußerst leid, das müßt Ihr mir einfach glauben. Aber wir liegen nun einmal im Krieg mit der Obrigkeit und müssen manchmal die Mittel einfacher Soldaten anwenden.«

»Krieg? Eure Gesetzlosigkeit ist allenfalls Hochverrat gegen Fürstin und Krone zu nennen.« O nein, Mädchen! dachte sie sofort. Ihre Mutter hatte einst behauptet, sie könne ihren Mund nicht halten, und trotz aller Mühen war es nun wohl wieder soweit.

Der selbsternannte Adlige war empört. »Meine Dame, ich betrachte mich als freien Streiter für meine gute Fürstin Sybia, die derzeit von mächtigen Zwängen an einer besseren Regierung gehindert wird.«

»Ich kenne diese Zwänge, o Rafim Schah«, entgegnete Eleonora scharf. »Man nennt sie auch Recht und Gesetz!« Die Übermüdung war noch verhängnisvoll-

ler als befürchtet und trieb sie von einer Torheit in die nächste.

»Gesetz? Ja, das Gesetz der Unterdrücker, die unser Land stehlen und unser Volk knechten. Meine Dame, Ihr haltet es sehr eng mit dem Garethischen Feind!« Der Tulamide hatte sich ereifert, und sein gebräuntes Gesicht war nun rötlich angelaufen.

Es war wohl nicht klug, ihm von ihren Garethischen Eltern zu erzählen. Täuschte ihre gestelzte Sprache so sehr über ihre helle Haut und die dunkelblonden Haare hinweg, oder wollte er sie nur dazu bringen, mit Namen und Herkunft herauszuplatzen?

So kamen sie nicht weiter. »Mir haben meine Lehrer beigebracht, daß tulamidische Gastgeber ihren Gästen mehr als Beschimpfungen anbieten.«

Hastig lehnte er sich zurück, und die Röte schien von Scham, nicht mehr von Ärger verursacht zu sein. »Bitte verzeiht meine Unhöflichkeit. Jaffar, bring uns etwas zu essen und trinken!«

Einige Augenblicke später schleppte der vier-schrötige Kerl Kannen und Schüsseln herbei. Sein Gesicht war übersät mit schlecht verheilten Pocken-narben, und Eleonora wandte den Blick ab. Der Räuberhauptmann hatte es bemerkt. »Wenn Ihr jemandem gram sein wollt, meine Dame, dann nicht Jaffar, sondern mir. Er hatte nur seine Befehle, auf einträgliche Gäste zu achten - und als er von Eurem Reichtum hörte, wollte er mir eine Freude machen.«

Für ein Räuberlager war das Mahl vorzüglich, und irgendwo mußte ein reicher Herr schmerzlich

den Inhalt seines Vorratskellers vermissen. Eleonora verschmähte den schweren Raschtulswaller, wählte säuerlichen Szidr und nahm ansonsten reichlich - die Mittagstunde war erreicht und sie hatte Hunger.

Während der Mahlzeit spielte der Räuber gekonnt den galanten Tischherrn und plauderte über sich und seine Taten. Die großmäuligen Geschichten über kühne Überfälle auf reiche Kaufherren, furchtlose Befreiungen gefangener Spießgesellen und tapfere Kämpfe gegen die Gefolgsleute des - immerhin rechtmäßigen! - Barons hätten sie abstoßen und empören müssen, doch wie er sie erzählte, erfüllte er sie mit Leben und brachte die Wangen der jungen Grafentochter rosig zum Erblühen. Den Hinweis ihres Verstandes, wie töricht es sei, um einen Schurken zu bangen, der so offensichtlich noch lebte, beachtete sie einfach nicht.

In einer ruhigen Stunde würde sie begreifen, welche Torheit das doch war, aber sie hatte seit langem keine Ruhe mehr gehabt und der galante ›Widerstandskämpfer‹ riß sie mit. Seine Mundwinkel zuckten, wann immer er eine besonders waghalsige Tat beschrieb, und in seinen braunen Augen leuchtete der Schalk. Wie sehr sehnte sie sich nach ein wenig Erholung und Entspannung und ertappte sich bei dem Wunsch, in diesem Räuberlager die Tage zu verträumen.

So konnte es nicht weitergehen! Sobald er seine nächste Anekdote beendet hatte, beugte sie sich vor und fragte gerade heraus: »Mein Herr, Eure

Gesellschaft ist sehr angenehm - doch was habt Ihr mit mir vor?»

Rafim Schah stutzte für einen Herzschlag oder zwei, dann blitzten sein Augen auf. »Mutig und offenerzig seid Ihr, meine Dame, das ist gewiß!« Während er den Schnurrbart zwirbelte, fuhr er fort: »Offenheit gegen Offenheit, wie man so sagt. Eigentlich habe ich vor, Euch als meinen Gast hierzubehalten, bis Eure Anverwandten sich mit einer angemessenen Gabe erkenntlich zeigen und mir helfen, den Kampf gegen die Unterdrücker fortzusetzen.«

Das konnte Wochen dauern. »Hört, Rafim Schah: Aus Eurer Sicht ist diese Lösegeldforderung wohl rechtens, und wir wollen nicht darüber streiten. Doch glaubt mir, daß ich viel mehr für Euch tun kann, wenn Ihr mir sogleich die Freiheit zurückgebt.«

Und so setzte sie alles auf eine Karte und gab sich dem Räuberhauptmann zu erkennen. Selbstverständlich erzählte sie nicht alles - doch daß sie eine Adlige war, die der Fürstin und dem Thron sehr nahe stand und einiges bewirken könne; falls es ihr gelinge, ihre jetzige Mission zu erfüllen. Sollte dies mißlingen, werde sie jeden Einfluß einbüßen. In ihrem Innern schrie die Stimme ihres Verstandes Zeter und Mordio, doch sie hörte nicht darauf, sondern gab ihrem Gefühl nach, das ihr riet, diesem kühnen Fremden Vertrauen zu schenken. Die Augen des Räuberhauptmanns weiteten sich. Dann stand er schnell auf, trat einen Schritt auf sie zu und zog seine Waffe. In Gedanken verfluchte Eleonora

sich selbst - nun würde sie besser bewacht, und die Lösegeldforderung würde erhöht werden. Es war schierer Wahnsinn gewesen, auf Rafim Schahs glühende Schwüre ›Bei Rondra!‹ und ›Bei den Zwölfen!‹ zu hören. War der Mann nicht ein Rebell gegen die göttergewollte Ordnung? Wie konnte sie so blind sein?

Seine nächste Frage kam unerwartet: »Hat Euch bereits ein Ritter die Treue geschworen?« Eleonora lachte leise auf und bemerkte überrascht, wie bitter die Antwort klang: »Nein...«

Sie fühlte keinerlei Scham Arkos gegenüber - denn hatte sich ihr Verlobte nicht einer anderen hingegeben, der Frau seiner Träume?

Die Stimme ihres Verstandes tadelte sie, daß sie sich überhaupt solche Gedanken machte; war es nicht einfach das Sinnvollste gewesen, dem Schurken keinen weiteren Hinweis auf sich selbst zu geben? Plötzlich wurde ihr klar, daß diese gewohnte Stimme gar nicht so vernünftig klang und ihr Verstand offenbar wenig davon begriff, was sich hier abspielte.

Denn vor ihr war Rafim Schah in die Knie gesunken und streckte ihr den Griff seiner Waffe entgegen. »Dann laßt mich in Rondras Namen Euer Ritter sein, meine Dame!« Lächelnd beugte sich die Grafentochter vor und berührte die Stirn des enthusiastischen Tulamiden mit der Klingenspitze, wie sie es so oft gesehen und belächelt hatte. »So sei es.«

Erstaunt schauten die übrigen Räuber herüber, die überall in der kleinen Siedlung mit allerlei Arbeiten

beschäftigt waren - vor allem der große Jaffar konnte seine Verwirrung nicht verbergen, als er seinen Hauptmann so auf den Knien vor ›seiner‹ Beute sah.

»Ich will Euch dienen, meine hübsche Dame, und Eurer Mission beistehen, wenn die Götter es mir erlauben.« Elegant erhob er sich. »Wohin wird Euch Euer Weg führen, meine Dame?«

Eleonora überlegte: Nun konnte sie eigentlich den einmal begonnen Weg weitergehen. »Eigentlich will ich nach Anchopal - oder nach Samra am Gadang.«

Rafim Schah hob die Augenbrauen: »Anchopal? Das ist nicht gut. Der Graf zu Anchopal ist ein einsamer Mann und mir besonders zugetan. Immer wenn wir in die Nähe seiner Stadt kommen, will er uns auf einen Plausch in seine Burg einladen. Die Stadt ist voll seiner Gefolgsleute, und in der baumlosen Steppe ist es recht schwer, diesen aufdringlichen Gesellen zu entweichen.«

Sie protestierte. »Ich habe es auch ohne Schutz bis hier geschafft!« Der Unsinn ihrer Worte wurde ihr sogleich bewußt, doch Rafim war galant genug, keinen Spott zu zeigen. »Gewiß, meine Dame, doch bedenkt, daß wir hier anständige Kämpfer gegen einen korrupten Baron sind; in der Gorischen Steppe hingegen ziehen nur wilde Hirten umher, und manchmal kommen sogar Ferkina-Banditen über den Fluß. Beide wissen bedauerlich wenig von den Erfordernissen des höfischen Benimms, und ich wage gar nicht auszudrücken, was sie mit so hübschen Damen wie Euch tun könnten.« Lag Hohn in

seinen Augen oder echte Besorgnis?

»Dieser Ort am Gadang allerdings... Wie wäre es mit Jindir? Von dort könntet Ihr ein Schiff nehmen.«

Der Name Jindir sagte ihr nichts. Als er ihren fragenden Blick sah, erklärte Rafim Schah: »Jindir ist eine schöne Stadt am Gadang, die weder der Fürstin von Aranien noch dem Sultan von Fasar Tribute zahlt, sondern beide gekonnt gegeneinander ausspielt. Daher haben sie auch immer genügend Geld, um für unsere, hm, Handelswaren gute Preise zu zahlen.«

Eleonora überlegte: Dieses Jindir mochte es auch tun - und dieses Samra schien ohnehin der weit gefährlichere Ort zu sein. Wenn Arkos noch nicht dort war, konnte sie ihm immer noch entgegenreisen. Ein weiteres Mal neigte sie huldvoll den Kopf. »Dann will ich nach Jindir reisen, mein Ritter.«





## 37. Kapitel

Prinzessin Dimiona schaute ihren Komplizen mit mühsam unterdrückter Wut an.

Zuerst hatte er souverän erscheinen wollen, seine Erfolge gepriesen und erst nach langem Geplänkel die Wahrheit eingestanden: Er hatte versagt.

Sie hatte alles perfekt geplant: Ihrem Bruder hatte sie den Meuchler mitgegeben, den sie durch sorgfältig erstellte Beweise von einer Verschwörung überzeugt hatte, in der Arkos mit dem Ketzer Hasrabal verwickelt war. Vom ähnlich klingenden Namen Assarbad bis zur vage novadischen Gestalt der Verschleierte hatte sie alles durchgeplant, um sich die Ängste und Haßgefühle des alten Narren dienlich zu machen. Doch mit seiner Unfähigkeit, einen verzogenen Buben zur Strecke zu bringen, hatte sie nicht gerechnet. Nun konnte sie ihn nicht einmal mehr als Sündenbock verwenden, denn noch war ihm keine Mordtat nachzuweisen, und ihn bis zur vollendeten Erlegung des Prinzen leben zu lassen, wäre zu gefährlich gewesen. Dimiona schnaubte. Sie würde improvisieren müssen.

Inzwischen redete der alte Mann eilig, ja beschwichtigend auf sie ein: »Zagt nicht, meine Dame: Aranien ist dennoch sicher. Der Verräter wird nicht

bis zum Sultan kommen. Am Rande der Gorischen Wüste, unter Schakalen und Khoramsbestien, kann er gar nicht überleben. Und wenn es doch geschehen sollte, habe ich Reiter zusammengezogen, die einen Hochstapler suchen werden.«

Es war schon geradezu lustig, und fast bedauerte sie es, den Grafen nicht als Hofnarren behalten zu können. Doch es sollte wohl nicht sein. Im Geist gab sie Szinth die nötigen Anweisungen, dann nickte sie zustimmend. »Das mag sein, alter Mann. Doch darum werde ich mich kümmern; Eure Zeit ist abgelaufen.«

Boshaft zählte sie die Herzschläge, bis er endlich begriff und nach seinem Schwert griff. Es waren elf Schläge. Dann schuf sie das Bild eines gleißenden Blitzes, der aus heiterem Himmel in Haldorans Augen fuhr - wie passend für einen Rondrianer! -, und ließ die Kraft strömen. Als sich in seinem Geist das blendende Gleißeln manifestierte, schrie er auf und ließ die Waffe fallen, Szinth aber glitt heran und senkte die giftigen Zähne tief in die Haut des Alten.





## 38. Kapitel

Eleonoras Gefühl hatte ihr geraten, dem vierschrotigen Jaffar nicht zu vertrauen, doch mit reiner Logik machte sie sich klar, daß ihre Abneigung nur auf die rauhe Behandlung bei der Entführung zurückging und von seiner unverschuldet häßlichen Erscheinung noch verstärkt wurde. Alles war logisch und entsprach genau den Kenntnissen, die sie bei heilkundigen Therbûniten und zaubermächtigen Anconiteren über die verschlungenen Wege des menschlichen Geistes erworben hatte.

Das Problem war nur, daß der Räuber sie gerade unsanft gepackt hatte und offensichtlich fesseln wollte. Seine gewaltige rechte Hand lag um ihre schmalen Handgelenke, mit der linken wühlte er in seinem Beutel.

Als Rafim Schah ihr die Eskorte aus vier Gefolgsleuten unter der Führung Jaffars zur Verfügung gestellt hatte, um sie nach Jindir zu geleiten, hatte alles in ihr rebellierte. Unsinn, hatte sie sich gesagt, du bist nur beleidigt, weil dein ›Ritter‹ trotz seiner Schwüre nicht alles stehen und liegen läßt, um dir zu folgen. Werd endlich erwachsen, Mädchen! So hatte sie schließlich eingewilligt.

Nun überlegte sie sich, daß sie in diesem Fall bes-

ser auf ihr Gefühl gehört hätte. Kaum war der unmittelbare Einfluß Rafim Schahs nicht mehr spürbar, hatte Jaffar zugegriffen.

»Ein solches Täubchen wollen wir doch nicht einfach entfliegen lassen!« hatte er in kehligem Tulamidisch seinen unruhig schauenden Spießgesellen erklärt. »So wie sie den Hauptmann um den Finger gewickelt hat, ist sie eine ganz Besondere! Aber mir kann sie nichts anhaben!«

Stolz zog er aus seinem fleckigen Reisebeutel einen Stoffetzen, der mehrere gelbgefärbte Truthahnfedern zusammenhielt. »Das ist nämlich 'n Amulett aus echten Greifenfedern. Damit kann mich keiner verhexen!«

Seine Begleiter blickten immer noch unsicher drein, also fuhr er fort. »Nun seid doch gescheit, ihr Narren. Nur weil der Hauptmann 'nen Narren an diesem Frätzchen gefressen hat, kann er nicht einfach unser aller Lösegeld verschenken. Wenn er's doch versucht, dürfen wir auch hingehen und sie auf eigene Faust zu Gold machen. Ich kenn da einen Ort, da zahlen sie uns für so eine zweihundert Dukaten auf die Hand!«

Das Ganze war so absurd, daß Eleonora beinahe aufgelacht hätte, wenn es nicht zugleich beleidigend gewesen wäre. Sie hatte mit einigem Geld Hilfskassen zum Freikauf von Sklaven aus den Klauen der schändlichen Al'Anfaner gefördert und kannte die Preise ungefähr - und es war nicht gerade erfreulich, auf den Wert eines Feldarbeiters geschätzt zu werden.

Inzwischen erinnerte ihr Verstand sie daran, daß sie sich vor der Überzahl der brutalen Burschen fürchten müsse, doch sie überhörte das geflissentlich. Allmählich wurde sie wirklich ärgerlich.

Lüstern blickte der hünenhafte Jaffar der Gräfin-tochter ins Gesicht und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Zu schade, daß wir nicht wissen, ob du noch Jungfer bist - das würde deinen Wert noch verdoppeln.« Fein, schoß es ihr durch den Kopf. Hausdienerin!

»Aber das können wir ja nachprüfen, nicht wahr, Leute?« Die Spießgesellen des Räubers schauten immer unbehaglicher drein, doch er machte sich daran, mit der Linken ungeschickt ihr Gewand aufzuknöpfen. Als sich dadurch sein Griff um ihre Schulter etwas lockerte, nutzte sie die Gelegenheit und riß sich los.

Wie hieß es doch in dem ehrwürdigen Werk ›Menschen und Nichtmenschen - ein phaenotypischer Vergleich‹ in seiner gestelzten Sprache? ›Sowohl beim Menschen wie auch bei Elfen, Zwergen und Pelzigen befinden sich die tsagefälligen Reproductions-Cörper des männlichen Geschlechtes in einer recht exponierten Position und sind extrem druckempfindlich.‹ Eleonora handelte dementsprechend. Immer noch leicht schwankend richtete sie sich danach zu ihrer vollen Größe auf - bei Peraine, hoffentlich war ihrem Knie nichts geschehen! - und verfluchte den wimmernd am Boden zusammengekrümmten Jaffar. »Gliederschmerzen, Nadelstich!«

Der Zauber wirkte wie gewünscht und sie konnte förmlich sehen, wie neuerliche Schmerzen den Räuber durchzuckten.

Aufgeregt begannen die anderen Halsabschneider zu tuscheln. »Das is 'ne Hexe, Jaffar.« - »Ihr Dschinnen, schützt uns!« - »Tscha, dann holen wir besser Mutter Milhibet. Die soll sich drum kümmern.« - »Ja, und laß uns den Hauptmann rufen, sonst verflucht sie uns auch noch!«

Eleonora hörte die Rufe der Räuber kaum, denn auf den Triumph folgte jäh die Reue. Gewiß, es war ein eher schwacher Kampfzauber, doch sie hatte ihn ohne jegliche Weihe und damit völlig illegal gesprochen, nicht besser als eine Waldhexe. Und was noch viel schlimmer war: Die Formel sollte der unblutigen Abschreckung und Vertreibung derer dienen, die nicht einmal vor dem Gewand der Heiler zurückschreckten. Eleonora aber hatte sie auf einen am Boden liegenden Feind gewirkt, allein um der Rache willen. Alte, schon besiegt geglaubte Leidenschaften waren wiedergekehrt, und die Grafentochter spürte, wie dringend sie eine Zeit der Ruhe und Besinnung brauchte.





## 39. Kapitel

Genüßlich rekelte sich Prinzessin Dimiona auf ihrer Lagerstatt im Anchopaler Grafenpalast. »Szinth, mein Geliebter, sei so gut und besorg mir etwas Wein.«

»Wie Ihr wünscht, Herrin.« Mit geschmeidigen Bewegungen glitt der dunkelhäutige Jüngling von den Seidenlaken. »Dann mag es aber eine Weile dauern, bis ich zurück bin und von meiner Mission erzählen kann.« Die leicht lispelnden Worte waren unterwürfig und herausfordernd zugleich.

»Du hast recht - komm zurück ins Bett.« Rasch rief Dimiona ihren Vertrauten zurück unter die Decke. »Habe ich nun die Ehre, vom Ergebnis deiner Mission zu erfahren?«

»Aber gewiß, Herrin.« Den muskulösen Oberkörper auf die Arme gestützt, lächelte Szinth die Prinzessin an. »Ich will Euch nicht mit den ganzen Formalitäten und Zeremonien langweilen, denen ich mich unterziehen mußte, auch wenn es mich natürlich einiges an Kraft gekostet hat, sämtliche verhüllenden Zauber aufrechtzuerhalten.«

»Und ist Sultan Hasrabal einverstanden, uns zu helfen?«

Szinth nickte. »Der Sultan schickt einhundert Krie-

ger, um die Bewohner von Borbra in die Sklaverei zu schleppen.«

Dimiona war zufrieden. »Das dürfte ausreichen. Zwar lebten dort nach den Steuerlisten fast tausend Menschen, aber sie verehren die junge Göttin Tsa und verabscheuen den Kampf.« Sie lachte. »Die Sklaverei sollte Veränderung genug für sie sein, und ich kann immer noch ordentliche Wehrbauern dort ansiedeln. Was den Prinzen angeht: Hat der Sultan begriffen, daß Arkos sterben muß? Keine Verschleppung, kein Lösegeld - nur der Tod!«

Szinth bestätigte: »Hasrabal wird seinen besten Assassinen schicken, der angeblich noch nie versagt hat und ein Meister der List und der Meuchelkunst ist.«

Auch das vernahm die Prinzessin mit Wohlwollen. Für einen erfahrener Meuchler wäre ihr edelmütig auf ehrenhaften Kampf bedachter Bruder eine leichte Beute.

»Was Euren letzten Vorschlag angeht, Herrin, so kann ich Euch versichern, daß gerade er es war, der Sultan Hasrabal für Euer Vorhaben gewann. Zwar reizte den Magier auch die Aussicht auf willige Sklaven, begeistert hat ihn allerdings vor allem die Aussicht auf die hübsche Lustsklavin.«

Ein böses Lächeln umspielte Dimionas Züge. Sie hatte gewußt, daß sie den Novadi mit der Schlampe würde verlocken können. »Die kleine Mara wird sehr viel Zeit haben, den Tag zu hassen, da sie auf diese Welt kam.« Dann nickte sie ihrem Vertrauten zu.

»Was mich an den verblichenen Haldoran erinnert, dem wir den Hinweis auf Sultan Hasrabal verdanken: Hast du mit ihm alles erledigt?«

Der pechschwarze Jüngling schüttelte sich, und seine Muskeln spannten sich unter der schimmernenden Haut. »Es hat mich Stunden gekostet, den faden Geschmack loszuwerden. Aber sonst - seine Leiche liegt außerhalb der Stadt in der Steppe, direkt an einem Dornbusch.«

Dimiona lächelte. Der Rat Szinths war einfach unbezahlbar. Bald wüßten alle, daß der Alte dumm genug gewesen war, sich mit ungeschützten Knöcheln von einer Giftschlange beißen zu lassen. Danach würde sie ein Reiterheer zusammenziehen und nach Borbra aufbrechen - gerade noch rechtzeitig, um die Opfer zu betrauern und ihren Bruder zu bestatten. Anschließend würde sie sich an den Novadis - irgendwelchen Novadis - rächen und die Thronfolge antreten.

Voller Dankbarkeit schmiegte sich die Prinzessin an ihren Vertrauten. »Ach, Szinth, du bist ein Geschenk der Göttin. Was finge ich nur ohne dich an?«

»Ich bin glücklich, wenn ich diene, Herrin.« Doch insgeheim dachte die Schlange daran, wie sie ihre Herrin zur Vernichtung eines ganzen zwölfgöttergläubigen Dorfes verleitet hatte, und frohlockte.





## 40. Kapitel

**E**iligen Schrittes ließ Tharsonius von Bethana die Ersten Häuser Anchopals hinter sich. Die Bewohner der heiligen Stadt der Kräutergöttin waren im Gegensatz zu den Fasarern nicht an den Jähzorn des Akademieleiters gewohnt, und so ertönte aus zahlreichen Kehlen der Ruf, daß Ihn Rohal oder auch Rohal in die Stadt gekommen sei. Der Erzmagus schenkte dem Geschrei keinerlei Beachtung, denn er hatte heute Wichtigeres zu tun, als sich mit dem Pöbel anzulegen, und wenn er seine Angelegenheiten erledigt hätte, würde er den Titel wieder als Auszeichnung betrachten.

Die Entdeckung, die er in Borbra gemacht hatte, war mehr als sensationell und würde den Lauf des Schicksal verändern. Nach zwanzig Jahren des herben Zurückweisens jeder Nachricht aus Gareth, die nicht von seiner Anerkennung als Sohn und Erbe berichtete, hatte er sich entschlossen, den ersten Schritt zu tun. Er würde die Festung A mit seinem Vater teilen und diesen Fund gemeinsam mit ihm erforschen - denn zu gewaltig, zu fremdartig war die Magie jenes Ortes. Das Pochen in seinem Kopf wurde ihm unheimlich, das Drängen der inneren Stimme, die ihn dorthin gelockt hatte, erschreckte ihn nun. Er wußte,

daß er nicht besessen war, und doch...

Zum erstenmal in seinem Leben sehnte sich der Erzmagier nach einem anderen Rat, als ihm seine Träume gaben. Er wünschte sich freundschaftliche Hilfe, und hier in Anchopal lebte und forschte die einzige Person, die zwischen ihm und seinem Vater vermitteln konnte, ohne daß er sein Gesicht verlöre: die sternenkundige Niobara. Die Vertraute seines Vaters würde ihn verstehen und ihm helfen - er hätte seine Begabung, aber auch seine Umsicht unter Beweis gestellt, sogar seinen Stolz hinuntergeschluckt, und Rohal würde ihn endlich mit offenen Armen aufnehmen. Tharsonius verlangte es urplötzlich nach einem Leben, wie es die einfachen Menschen führten, denn auf den höchsten Höhen der Genialität bliesen erschreckend kalte Winde.

Mit einem leisen Lied aus seiner Scholarenzeit auf den Lippen näherte sich Tharsonius dem weißen Gebäude. Als sich die Tür auf sein Klopfen hin öffnete, schob er die Dienerin fast übermütig zur Seite. Ein verstehendes Lächeln glitt über ihr Gesicht. »Die gelehrte Dame ist in ihrem Privatzimmer.«

Mit sicheren Schritten stieg Tharsonius die Stufen hinauf, wo er Niobaras Schlaf gemach vermutete, und öffnete vorsichtig die erste Tür. Nein, hier waren zwar ein Astrolabium, zahlreiche Sterntafeln und sogar ein Planetensystematon zu sehen, doch die Besitzerin dieser astrologischen Gerätschaften war nicht zu sehen. Der zweite Raum enthielt viele Folianten und Bände, die vermutlich mit Horoskopfen

und Ephemeridentafeln vollgeschrieben waren. Erst im dritten Gemach fand sich Tharsonius am Ziel.

Inmitten des verschwenderisch mit Kissen ausgestatteten Raumes stand Niobara, schön wie eh und je. Auch sie mußte mittlerweile in einem fortgeschrittenen Alter sein, doch ihre schwarzen Locken, ihre leuchtenden grünen Augen und ihr schlanker biegsamer Körper schienen einem gerade erblühten Mädchen zu gehören. Als die schöne Sterndeuterin ihn erkannte, erschien ein strahlendes Lächeln auf ihrem Gesicht, und eilig schritt sie auf ihn zu. Er fühlte ihren warmen Körper dicht an den seinen gepreßt, ihre weichen vollen Lippen trafen die seinen. Jahrelang hatte er sich dieses Geschenk gewünscht, und nun, als schon fast alter Mann, erhielt er es. Er brauchte gar nicht alles zu verstehen, denn nun würde sich auch alles andere zum Guten wenden.

Nach einem langen Kuß zog die Himmelskundige ihn in Richtung der aufgetürmten Kissen. »Rohal, mein Geliebter, warum hast du deine Ankunft nicht vorher angemeldet? Dann hätte ich noch meinen Bader kommen gelassen. Schau nur, wie ich aussehe! Ich bin doch keine Hellseherin!« Während ihres fröhlichen Geplappers bemerkte Niobara, wie sich der Mann in ihren Armen verkrampfte und wie erstarrt stehen blieb. Verwirrt schaute sie ihn an und bemerkte ihren Irrtum: Der Besucher glich dem alterslosen Rohal bis aufs Haar, doch hatte in dessen Augen noch nie ein derartiger Haß gelodert.

Nun erkannte sie den Fremden, den sie zuletzt als

Dreißigjährigen gesehen hatte, und zog mit einem verlegenen Auflachen ihre verrutschten Gewänder zurecht. »Oh, Tharsonius, entschuldige bitte meine Zudringlichkeit!« Schwach lächelnd setzte sie hinzu: »Welch erfreuliche Überraschung. Was kann ich für dich tun?«

Der Erzmagus starrte sie mit eisiger Miene an. »Nichts. Ich hatte etwas in Anchopal zu erledigen und wollte nur kurz vorbeischaun, wie es Euch geht. Nun bin ich beruhigt - gehabt Euch wohl!« Die harten Worte hingen noch in der Luft, als der Erzmagier die Kammer längst verlassen hatte und Niobara ihm immer noch fassungslos hinterherstarrte.





## 41. Kapitel

Als sich Arkos und Bernfried dem Ort Borbra näherten, wußten sie wesentlich mehr über Strauße und Nomaden als noch eine Woche zuvor: Ohne lange nach dem Woher und Warum zu fragen, hatten die Straußenhirten die beiden verirrtten Reisenden bei sich aufgenommen, und so ritten Arkos und Bernfried neben dem rumpelnden Wagen mit den Lebensmitteln und dem großen Kochkessel in Richtung Borbra - denn dorthin trieben die Gorier die Vögel, um sie an Flußschiffer mit dem Ziel Mherwed zu verhökern. Die Novadis schätzen das Fleisch der Strauße ebenso wie ihr feines Leder.

Vor allem aber hörten die beiden erfreut, daß der garethische Graf in Anchopal Mißtrauen gegen die frei umherschweifenden Hirtennomaden der Steppe hegte und ihnen das Leben nach Kräften schwermachte, so daß diese im Gegenzug bestrebt waren, sich möglichst geschickt an seinen Beamten und Steuereinnehmern vorbeizubewegen, und Pfade kannten, die gewiß keinem Anchopaler Büttel vertraut waren.





## 42. Kapitel

Auch nachdem Rafim Schah zornbeben er-schienen war und Befehl gegeben hatte, seinen Gast in aller Höflichkeit ins Lager zurückzugeleiten, hing Eleonora ihren eigenen Gedanken nach, so daß selbst der galante Gesetzlose kapitulierte und sie auf ihrer Bank am Rande der Lichtung in Frieden ließ.

»Was habe ich bloß getan?« Eleonora war verzweifelt. Sie kannte diese Gefahr, die vom emotionalen Gebrauch der Magie ausging, doch sie hatte stets gehofft, Wut, Zorn und andere Leidenschaften mit ihrer Disziplin unterdrücken zu können.

»Ich würde mich da nicht so grämen.« Eleonora schaute auf. Die Sprecherin war eine rundliche, mütterlich wirkende Frau von etwa fünfzig Jahren, die in den grüne Kutte einer Perainegeweihten gekleidet war. In der einen Hand trug sie eine Schale frisches Obst, in der anderen einen Krug, aus dem es dampfte und aus dem der Geruch nach heißem Apfeltee aufstieg.

Eleonora kannte ein Reihe solcher bäuerlichen Dorfgeweihten: Sie versahen in ländlichen Gemeinden ihren Dienst an den Gläubigen und entstammten oftmals regelrechten Priesterfamilien. Ihre Glaubenslehre und Liturgie hatten sie von ihren Eltern

und Vorgängern gelernt, und was ihnen an theologischem Schliff oder medizinischer Ausbildung fehlte, machten sie mit Hingabe und Hilfsbereitschaft wett und waren bei den Bauern sehr hoch angesehen - zumal viele nicht anders als ihre bäuerlichen Schützlinge vom Ackerbau lebten und die Sorgen und Nöte des Volkes kannten. Daß diese Geweihte sich derart unbekümmert unter die Gesetzlosen mischte, war allerdings bedenklich. Ebenso zwanglos setzte die Priesterin sich neben Eleonora und nickte ihr fröhlich zu: »Was Jaffar betrifft, hat es ihm hoffentlich ein wenig Respekt eingeflößt.«

Eleonora schüttelte sich. »Aber ich hätte es nicht gedurft! Nicht vor der Göttin und nicht vor dem Gesetz!« Alle Meditationen hatten sie nicht darauf vorbereitet, und sie haßte den Gedanken, vor Verzweiflung gleich in Tränen auszubrechen.

Die rundliche Priesterin schaute ihr neugierig ins Gesicht. »Du willst doch nicht etwa behaupten, daß du zaubern kannst und nichts davon wußtest?« Die Geweihte schien fest entschlossen, sie in ein Gespräch zu verwickeln.

Eleonora schluckte. »Nein, so ist es nicht: Ich weiß um meine Begabung. Ich studiere die Wissenschaft der Magie.« Im Laufe der Zeit hatte Eleonora die verschiedensten Reaktionen auf diese Enthüllung erlebt: von nackter Angst über Mißtrauen bis hin zu Unterwürfigkeit und der unverhohlenen Gier, an ihrer angeblichen Macht teilzuhaben. Doch keine Erfahrung hatte sie auf die Antwort der Geweihten

vorbereitet.

Mutter Milhibeth beugte sich freundlich zu ihr herüber, legte ihr die Hand auf den Arm und fragte teilnahmsvoll wie ein Bauer, der sich nach der Einsaat des Nachbarn erkundigt: »Und? Wie klappt es?«

Die junge Heilkundige mußte erneut schlucken. »Äh, gut... vorzüglich...« Doch dann schwand jegliche Kraft, überzeugende Lügen zu erzählen, und sie brach in Schluchzen aus. Die Geweihte legte ihr mütterlich den Arm um die Schulter und drückte sie tröstend an sich, bis Eleonoras Tränen versiegteten. Dann holte sie umständlich ein Tuch hervor und reichte es der schluchzenden Frau.

»Ich hab dir doch angesehen, Kind, daß du nicht nur einfach müde bist. Du trägst viel mehr Kummer mit dir, als du solltest.«

Zögernd begann die Heilkundige: »Tatsächlich habe ich einige Schwierigkeiten. Hochwürden, erlaubt, daß ich...« Doch ihr Gegenüber unterbrach sie mütterlich lächelnd. »Ach, mein Kind, nenn mich ruhig Mutter - oder Milhibeth, wenn du nett sein und mein Alter nicht so deutlich machen willst.« Dann wandte sie sich Eleonora zu, legte ihr aufmunternd die Hände auf die Schultern und schaute ihr in die Augen. »Ich finde, du solltest dich einmal aussprechen.«

Unter dem verständnisvollen Blick der Perainegeweihten schwanden alle Hemmungen, und alles, was sich seit langem in Eleonora aufgestaut hatte, suchte sich sprudelnd seinen Weg. Erst unsicher

und verwirrt, später immer flüssiger erzählte die junge Grafentochter der Bauernpriesterin alles, was sie bewegte: vom Tod der Mutter und dem Wunsch, eine gute Heilmagierin zu werden, von der Angst, bei ihrer Magierprüfung erneut nur durch ihr Gefühl und damit durch Betrug zu bestehen, von dem Vorwurf, sie sei Hexe, und dem ewigen Kampf gegen ihre Undiszipliniertheit. Sie schleuderte alles in groben Brocken hinaus und überließ es ihrer geduligen Zuhörerin, einen zeitlichen und inhaltlichen Zusammenhang zu finden.

Als sie geendet hatte, war die Sonne dem Horizont schon nahe, und Mutter Milhibeth kratzte sich ausgiebig den Nacken. »Tja«, meinte sie dann, »das sind Probleme, davon kann eine einfache Landfrau nur träumen. Aber ich versteh's schon - Kummer und Angst schmerzen wohl für alle gleich, und daß ich keine schönen Flügel habe, heißt nicht, daß einem Storch seine nicht weh tun können.« Prüfend schaute sie die junge Frau an. »Meinst du nicht, Kind, daß man es mit der Disziplin auch übertreiben kann? Ich kenne und halte mein Gelübde, aber ich suche nicht nach Wegen, mir das auch noch besonders schwerzumachen!« Milhibeth griff nach der Schale Obst vor sich und bot Eleonora eine Feige an. »Man kann der Göttin besser treu sein, wenn man ihre Gaben mit Freude genießt, anstatt sich mit immer neuen Dogmen herumzuschlagen.«

Mit der Linken griff sie nach einer prächtigen Arange und schälte sie gelassen. »Nimm doch nur

einmal diese Frucht - als die ersten Bäume von den Waldinseln mitgebracht wurden, war bald deutlich, daß uns die Göttin ein weiteres Geschenk gemacht hat: Perainäpfel schmecken gut und löschen den Durst. Und als wir dann noch lernten, daß sie gar die Seeleute vor der Zahnfäule schützen, fingen wir an, sie als zusätzliche Heilige Pflanze zu verehren. Warum auch nicht? Die Kirche hat sich keinen Glaubenskrieg zwischen Knoblauchisten und Arangianern geleistet, und wer im Norden den Apfelbaum für besonders heilig hält, wird wohl auch seine Gründe haben, und es wäre lächerlich vor den Augen der Gütigen, ihn einen Ketzer zu nennen.«

Eleonora schaute sie verwirrt an. »Ihr habt recht, Mutter, aber ich verstehe nicht ganz, was Ihr damit sagen wollt...«

Milhibeth lachte, daß sich ihre rundlichen Wangen röteten. »Ich predige wieder, mein Kind, wie? Sagen wollte ich dir, daß man auf viele Arten der Göttin dienen kann und daß nicht nur die Magier gute Heilzauber kennen.«

Müde schüttelte Eleonora den Kopf, »Darum geht es doch gar nicht, Mutter. Ich habe einen Fluch gewirkt und einem anderen Menschen Krankheit und Entstellung beschert. Ich habe mich gegen die Gaben der Göttin versündigt.«

Die Geweihte schüttelte nachdenklich den Kopf. »Auch ein Fluch kann zum Segen werden, wenn er auf fruchtbaren Boden fällt. Wer die Gaben Peraines als selbstverständlich nimmt, mag durch ihr zeitwei-

liges Fehlen wieder zur Besinnung und Dankbarkeit gebracht werden.« Die Geweihte lächelte. »Ich selbst habe da gute Erfahrungen mit dem Hexenschuß gemacht.«

Es dauerte einen Moment, bis Eleonora die Worte begriffen hatte. Dann rückte sie eilig zur Seite.

Die Geweihte schien die Kränkung gar nicht wahrgenommen zu haben, sondern fuhr fröhlich fort: »Und das Hexentum hat ja nicht nur mit Flüchen zu tun. Mit unserer Magie können wir Ängste lindern, Tiere besprechen, Raubtiere besänftigen - vieles, was dem Bauern nützt und die Göttin nicht kränkt. Wir nehmen die Wünsche und Forderungen der Gütigen sehr ernst.«

Eleonora konnte den Gedanken kaum fassen. »Aber die Magie der Hexen ist... emotional! Intuitiv! Unwissenschaftlich!« Fast schrie sie und riß sich nur mit Mühe zusammen. Warum lächelte die runde Geweihte schon wieder? Um einen ruhigen, verständigen Ton bemüht, fuhr Eleonora fort: »Es ist doch nicht zu leugnen, daß so manche Hexe böseartig, selbstsüchtig und verbittert ist und weit mehr Schaden anrichtet als Nutzen.«

Mutter Milhibeth nickte bestätigend. »Das stimmt ohne Frage. Aber ist es bei Magiern anders?«

»Nun...« Eleonora gab den fruchtlosen Gedanken- gang auf und griff zu einem stärkeren Argument - das Disputieren hatte sie gut gelernt. »Aber die Magier, die nicht zu Peraine beten, verehren ihre zwölfgöttliche Schwester Hesinde. Die Hexen hingegen, sagt

man, beten zu ihrer eigenen Göttin Satuaria, die keine der Zwölfe ist. Wie ist das mit der Priesterwürde Peraines vereinbar?«

Das mütterliche Gesicht der Priesterin wirkte zuversichtlich. »Ich bin keine Theologin und bilde mir nicht ein, die Geheimnisse der Ewigen zu kennen. Doch ich weiß, daß meine Zauber helfen können und die Herrin Peraine meine Gebete nicht zurückweist.«

Eleonora schaute sie lange schweigend an. Gegen diese stille Zuversicht war wenig zu sagen, und theologische Spitzfindigkeiten waren hier fehl am Platz: »Mutter, Ihr stellt mich vor ein Rätsel. Ich bin verwirrt und hilflos und weiß nicht, was ich tun soll. Ratet Ihr mir jetzt, eine Hexe zu werden?«

Milhibeth schüttelte den Kopf. »Bekehren kann und will ich die Leute nur zum Glauben an die Gütige - und da ist bei dir nichts mehr zu tun. Zwar glaube ich, daß du mehr auf deine Gefühle hören solltest, aber den Weg, welchem du folgen willst, mußt du selbst wählen.«





## 43. Kapitel

Das Dorf Borbra erwies sich als ebenso kleines wie junges Nest. Vielleicht zehn neuerbaute Sippengehöfte lagen um einen kleinen Dorfplatz gedrängt, und nur wenige Gebäude wie auch der Marktplatz lagen außerhalb dieser ummauerten Wehrsiedlung, deren tsagläubige Bewohner Arkos beklagenswert harmlos und friedfertig vorkamen. Obgleich sie daran gewöhnt sein mußten, zeigten sie doch Mißtrauen gegen, ja, Furcht vor den rauhbeinigen Straußenhirten, die ihre Vögel zum kleinen Steg am Fluß trieben, in notdürftigen Pferchen unterbrachten und dann versuchten, sich in der Ortschaft zu amüsieren - mit recht wenig Erfolg.

Denn anders als sonst weilte diesmal der Begründer und Herr des Ortes in seinem Gutshaus und wachte argwöhnisch über seinen Besitz. Tarlisin von Borbra schien schon seit etwa einer Woche hier zu sein, wie Arkos mißvergnügt feststellte.

Der eitle Magus erkannte recht bald den Knappen des Grafen und wenn er sich über die Abwesenheit des Herrn selbst wunderte, so zeigte er es nicht. Statt dessen führte er die Gäste mit vollendeter Höflichkeit durch die Ansiedlung, erzählte von dem Gelübde an Tsa, die Göttin der Wiedergeburt, der er

die Neugründung einer Ortschaft gelobt hatte. Alles schien sauber, ordentlich und harmlos; und genau diesen Eindruck wollte der Herr Borbras offenbar erreichen.

Das einzige Ungezügelter im Dorf schien tatsächlich seine Gemahlin zu sein. Die junge Baronin Mara war eine ebenso reizende wie reizbare Wildkatze von nicht einmal zwanzig Jahren, aber fast beängstigender Selbständigkeit. Selbst wenn sie auf aranische Weise ihren Titel nur durch Heirat gewonnen hatte, betrachtete sie Borbra und seine Umgebung doch ganz offensichtlich eher als ihr Jagdrevier denn als den Besitz ihres meist abwesenden Gemahls. Daher lud sie auch den so unvermittelt ins Dorf gekommenen schmucken Knappen Ellergrimm fast täglich zu Jagdausflügen in die Steppe ein, ein Verhalten, das sie ihrem unzufriedenen Gatten gegenüber mit Leidenschaft und Feuer verteidigte.

Ein wenig wunderte sich Arkos, daß sein Freund Bernfried der Baronin geradezu mißtraute, ihre Nähe mied und lieber bei den Pferden herumlungerte oder versuchte, mit den Dörflern ins Gespräch zu kommen. Auf neugierige Fragen wollte er nicht antworten, und so drang der Prinz auch nicht weiter in ihn - vermutlich war es ohnehin nur des Pagen Verlegenheit ob des tatsächlich noch schlimmer gewordenen Ausschlags. Fast sah er selbst wie eine Kröte aus, und Arkos verstand gut, daß der junge Freund sich so nicht gern vor der Dame Mara zeigen wollte.

Was ihn selbst betraf, begann er die täglichen Ausflüge in die Steppe zu genießen. Die Schönheit und Kraft der Baronin faszinierten ihn, und sie schien ebenfalls von dem jungen Besucher angetan - so sehr, daß eines Abends ein heftiger Streit zwischen dem Magier und seiner Frau herüberschallte zur Gästekammer des Herrenhauses, in die Arkos und Bernfried eingeladen worden waren.

Am nächsten Morgen ließ sich Herr Tarlisin entschuldigen, da ihn ein heftiger Hexenschuß getroffen habe. Die Dame Mara nutzte die Gelegenheit sogleich, den Knappen ein weiteres Mal zum Ausritt zu bitten, nur begleitet von ihrem Jagdgepard.

Bei diesem Ausflug erlegten sie drei Gazellen - ein Erfolg, den sie unter einer Akazie mit Wein und Fruchteknuchen feierten. Der schwere Süßwein stieg dem jungen Knappen zu Kopf, und er war weit fröhlicher als sonst in letzter Zeit und vergaß fast die Regeln der Etikette, als der rothaarige Wildfang so eng neben ihm saß.

Als er ihre Lippen auf den seinen fühlte, war er für einige Herzschläge zu verwirrt, um reagieren zu können. Es war nur ein kurzer neckischer Kuß gewesen, doch für ihn der erste seit langem. Er öffnete die Augen und schaute Mara direkt ins Gesicht. Sie lachte schelmisch. »Du bist ein netter Bursche. Viel netter als er.« Verschwörerisch blinzelte sie ihm zu. »Ich weiß wohl, was er vor dir verbirgt. Damals, als er dieses Dorf gründete, ließ er auch den Zugang zu einem Höhlensystem verbergen. Diesen Eingang gibt

es aber noch: In das einzeln stehende Haus jenseits des Marktplatzes wirst du niemanden hineingehen sehen - denn niemand lebte darin. Es ist nur eine Hülle, die zur Täuschung über einem Loch im Boden errichtet wurde...«

Ohne darüber nachzudenken, ob es schicklich war, zog Arkos die Baronin in seine Arme, um ihr mit einer ebenso leidenschaftlichen wie keuschen Umarmung zu danken. Denn nun schien der Erfolg zum Greifen nahe.

Man konnte der Maid förmlich ansehen, wie sie es genoß, ein so sorgfältig gehütetes Geheimnis ihres Gemahles mit diesem weit aufmerksameren Jüngling zu teilen - und als sie zurückgekehrt waren nach Borbra, gab sie dem Gast noch die Möglichkeit, sich im Gutshaus mit der nötigen Ausrüstung zu versorgen.

So lagen Arkos und Bernfried nun auf dem Dach des leeren Hauses und warteten auf einen günstigen Moment, um ins Dunkel vorzudringen. Im Augenblick schien alles ruhig - die Praiosscheibe hatte ihren höchsten Stand erreicht, die Bauern waren entweder auf den Feldern oder saßen beim Mittagmahl. Gerade wollte er seinem Freund vorschlagen, den gefährlichen Abstieg zu beginnen, als ihn ein schrilles Kreischen aus seinen Gedanken riß. »Ayayayayaaaaa Rastullaaaaah!« Verblüfft wandte der Prinz sich zu Bernfried und fragte ihn: »Was ist denn das für ein Geschrei?«



## 44. Kapitel

Eigentlich war alles viel einfacher gewesen, als Tharsonius befürchtet hatte. Wenn er sich nur nicht so sehr die moralisierenden Worte seines verfluchten Vaters zu eigen gemacht hätte, hätte er seinen Triumph bereits viel früher erlebt. Nachdem er Anchopal verlassen hatte, war er nach Borbra zurückgekehrt und hatte die ernsthafte Arbeit begonnen. Khai-Khamarrud, der siebengehörnte Gebieter über Fäulnis und Verfall, war bereit gewesen, mit seinem Pesthauch die Stelen zu Staub verfallen zu lassen - und das für einen lächerlich geringen Preis. In der gorischen Steppe gab es ohnehin zu viele Ziegenhirten...

Daß es nötig gewesen war, auch die steinerne Platte zu zerstören, war zwar bedauerlich, aber die Forschung erforderte nun einmal Opfer. Außerdem blieb zu hoffen, daß sich im Innern des Hügels Aufzeichnungen befanden, mit deren Hilfe er die Schutzzauber rekonstruieren konnte.

Der Weg durch die in einem eigentümlichen Licht strahlenden Gänge war ebenfalls recht einfach gewesen: Ein paar Dutzend bezauberte Sklaven und einige Untote hatten die verschiedenen Fallen zuverlässig entdeckt und ausgelöst, ehe ihm selber

etwas Nachteiliges widerfahren konnte. Die meisten Räume waren einfache Unterkünfte gewesen, teils für menschliche, teils für andersartige Gefolgsleute; ebenso gab es eine beträchtliche Anzahl von Lager- und Vorratsräumen. Schließlich war Tharsonius in das Herzstück der Festung A vorgedrungen und stand nun vor dem Eingang zu den Wohn- und Arbeitsräumen des Assarbad. Er spürte es: Hier würde sich sein Schicksal erfüllen.

Bewacht wurde der Zugang durch die Statue eines sitzenden Magiermoguls. Ein langes Gewand mit passenden Schärpen umhüllte den Leib, eine hohe Tiara krönte das edle Haupt mit dem gepflegt gelockten langen Bart und Haupthaar - im Ganzen war die Figur das Abbild eines alttulamidischen Würdenträgers. Die Augen aber waren fremdartig facettenreich wie die einer Fliege und bestanden aus schwarzglänzenden großen Juwelen. Von der düsteren Statue schien irgend etwas Vertrautes auszugehen. Nachdenklich betrachtete Tharsonius den steinernen Wächter. Hier war Vorsicht geboten, und er war nicht bis hierhin vorgedrungen, um im letzten Augenblick zu versagen. Doch weder eine magische Analyse noch ein vorsichtiges Abtasten der Figur und des Durchgangs mit dem Stab ergab einen Hinweis auf eine Falle.

Mit einem Schulterzucken schritt Tharsonius bis zu dem schweren Vorhang am Ende des Gangs und zog ihn mit einem raschen Ruck zur Seite. Sein Gefühl sagte ihm, daß nun keine Falle mehr lauern würde.

Statt dessen lag vor dem Magus eine gut ausgestattete Studierstube. Die meisten der Gegenstände waren alt, sehr alt und seit langem verfallen - Papyrusvorräte, Schreibfedern aus Schilf, Tusche aus Ocker und Blut. Die Vertiefungen in den Wänden hingegen enthielten sorgfältig konservierte Papyri. Er hatte es nicht anders erwartet. Auch die Kanopenkrüge mit den richtigen Opfern für Dämonen waren noch intakt. Anerkennend pfiff Tharsonius durch die Zähne, als er sah, daß das filigranartige Geflecht des Bît Akimtammu die Jahrtausende hinweg stabil geblieben war. Dann runzelte er die Stirn. Woher wußte er den Namen des unbekanntes Artefakts? Vermutlich aus einem wieder vergessenen Papyrus, den er irgendwo gefunden hatte.

Seine müßigen Überlegungen wurden sofort von der Freude verdrängt, als er bemerkte, daß der Mukaschu Askai noch genauso gefaltet war, wie er ihn zurückgelassen hatte.

Tharsonius fluchte ungestüm. In diesem Raum konnte er keinen klaren Gedanken fassen. Diese ganzen verwirrenden Eindrücke, diese ganzen unerklärlichen Namen... Was spielte sich hier wirklich ab?

Als er aus der Kammer stürzte, beantwortete der sitzende Wächter diese Frage mit hallender Stimme in alttulamidischer Sprache: »Heil dir, Assarbad, der du zurückgekehrt bist, deine Herrschaft wieder anzutreten.«



## 45. Kapitel

Das über den Marktplatz von Borbra hallende Geschrei kam aus den Kehlen vieler Dutzend Novadis, die auf ihren schnellen Wüstenrössern auf Sultan Hasrabals Befehl hin aufgebrochen waren und nun nach Tagen entbehrungsreichen Rittes durch die öde Steppe nach einem guten Kampf und einer erfreulichen Plünderung gierten. Die außenliegenden Höfe hatten sie unbeachtet gelassen, denn der begehrte Reichtum war im Herzen des Dorfes zu erwarten; und auf ihren Shadifs waren sie dort, ehe der erste Alarmruf abgegeben wurde.

Auf dem Hausdach war Prinz Arkos weit vom Geschehen entfernt und konnte nur noch schwach vernehmen, was der Anführer der Wüstenbanditen brüllte: »Bei Rastullah! Tötet die Ungläubigen, aber schont die Rothaarige - sie ist für den Sultan!«

Eilig kamen die Bauern und Handwerker aus den Häusern gestürzt, nur um angesichts des Feindes wieder zurückzuhasten - doch das würde ihnen nicht viel nützen, denn ihre Türen waren alt und raubgierige Novadis überaus hartnäckig. Nur von einer Seite kamen Bewaffnete: Die Straußenhirten waren an Überfälle gewöhnt und würden ihre Haut teuer verkaufen. Doch wo war die Baronin, der der Befehl

des Hairan gegolten hatte? Von seinem Versteck aus spähte der Prinz nach ihrem roten Haarschopf, konnte sie aber nirgends erblicken.

Arkos' ritterliche Pflicht wäre es gewesen, den Bauern zu Hilfe zu eilen, doch dann hätte sein Weg geradewegs über den Marktplatz geführt, wo es von Novadis wimmelte, und er wäre verblutet, ohne das Ziel auch nur aus der Nähe zu sehen. Nein, er saß hier mit Bernfried fest.

Arkos betrachtete grimmig die beginnende Schlacht. Vielleicht war er ein Held, vielleicht nicht, aber so oder so wußte er nun, was zu tun war. Dem geballten Ansturm der Novadis konnten die Verteidiger keine ganze Stunde lang standhalten, dann wäre der Widerstand gebrochen, und Borbra befände sich in der Hand der Rastullah-Anbeter. Es gab nur dann Hoffnung für das Dorf, wenn irgend jemand oder irgend etwas die Kräfte der Feinde teilte. Also erhob er sich, schwenkte sein Schwert und rief, so laut er konnte, in Tulamidya über den Dorfplatz: »Hier bin ich, ihr ungläubigen Schakale! Wer Hasrabal meinen Kopf bringt, erhält neun Beutel Gold!«

Die am nächsten vorbeistürmenden Reiter hielten inne und schauten ihn verwundert an - ebenso, wie es Bernfried neben ihm tat. Doch während das Erstaunen des Pagen sich schnell zu Entsetzen wandelte, verbreiteten die Novadis rasch, was der junge Mann auf dem Hausdach gesagt hatte; und bald hasteten gewiß vierzig Fanatiker auf den Rufer zu.

Eilig wandte der Prinz sich seinem Freund zu.

»Bernfried, nutz die Gelegenheit und flieh! Auf dich achten sie nicht!« Starrsinnig schüttelte der Page den Kopf. »Wie kann ich weglaufen, wenn du dich opferst?« Ehe Arkos eine Erwiderung, gar einen Befehl herausbrachte, drangen die Novadis auf das Dach vor, und den beiden Jünglingen blieb nichts übrig, als in das Dunkel hinabzuspringen.





## 46. Kapitel

Eleonora stand an der Reling der Prinzessin Sharim. Hinter dem wohlklingenden Namen verbarg sich einer jener unzähligen kleinen Frachtkähne, die den Gadang auf und ab fuhren und Menschen, Tiere und leblose Handelsgüter beförderten. Omar, der Besitzer und Steuermann, hatte Eleonora gleich bei der Abfahrt in Jindir eine eigene Gästekammer überlassen, wofür sie ihm von Herzen dankbar war, denn so hatte sie die zurückliegenden Tage in Ruhe verbringen können.

Zu ungewohnt war das stete Schwanken und Schlingern. Erst jetzt, da sich die Reise dem Ende näherte, hatte sie sich ein wenig daran gewöhnt, auch wenn sie froh war, den Anlieger von Samra vor sich zu sehen. Die wenigen Passagiere verließen das Boot mit ihren Habseligkeiten und riefen Omar noch einen Abschiedsgruß zu. Eleonora wartete, bis sich der Trubel etwas beruhigt hatte. Zwar sehnte sie sich danach, festen Boden unter den Füßen zu spüren, aber die Höflichkeit gebot es, daß sie sich von dem väterlichen Steuermann, der sie so zuvorkommend behandelt hatte, in aller Form verabschiedete. Sie trat zu ihm und wollte ihm die Hand reichen, als eine dünne Stimme fröhlich rief: »Leinen los!« Ein Ruck

ging durch das Schiff.

Als Eleonora und Omar aufblickten, war es bereits zu spät. An der Reling stand kichernd eine alte Frau in purpurn-bunte grelle Lumpen gehüllt. Mit einem breiten Grinsen ihres zahnlosen Mundes starrte sie zu dem fassungslosen Paar herüber. »Man sagt doch ›Leinen los‹, oder nicht?« Als sich der Steuermann von seinem Schrecken erholt hatte, war das Schiff bereits in eine der Stromschnellen geraten und wurde schnell stromabwärts gerissen.

Inzwischen kam die Alte fröhlich auf Eleonora zu. »Hallo, meine Königin! Warum bist du denn neulich so schnell abgereist? Willst du auch nach Mherwed, wo der Kalif eine schöne neue Frau sucht?« Die Alte öffnete den zahnlosen Mund und versuchte, kokett zu lachen. »Ich werd mich auch bewerben. Heißa, das wird ein Leben, den ganzen Tag spiel ich mit Kamelen und Krummsäbeln! Ich habe aber gut auf euer Geschenk aufgepaßt - seht nur!« Die gichtigen Finger griffen in die verbeulte Strohtasche und hielten das funkelnde Geldstück in die Höhe. Dann wandte sie sich an Omar. »Ihr müßt nämlich wissen, guter Mann, das diese Edeldame mir dieses schöne Geschenk gemacht hat.«

Der Flußschiffer hatte indessen Wichtigeres zu tun, als auf die närrische alte Frau zu achten. Fluchend ergriff er eine der bereitliegenden Stangen und versuchte damit, das Boot wenigstens ein wenig abzufangen und vielleicht die Gewalt darüber zurückzuerlangen.

Die alte Frau bemerkte, daß der Schiffer das Geldstück offensichtlich nicht richtig erkennen konnte, und trat näher an ihn heran. Eleonora war sich nicht sicher, was als nächstes geschah... Als aber die Vettel ihm mit dem Dukaten vor der Nase herumfuchtelte, schien Omar aus dem Gleichgewicht zu geraten. Die Stange blieb im Flußbett stecken, und an ihrem Ende wurde der Kapitän in hohem Bogen über Bord katapultiert und stürzte mit lautem Platschen in den Fluß. Die alte Frau wurde mitgerissen, flog in einem Wirbel aus Purpur, Gelb, Blau und Weiß durch die Luft und fiel an der anderen Seite des Kahns ins Wasser. Aus den Augenwinkeln sah Eleonora, wie sich der Steuermann an der hölzernen Stange festhielt und prustend an das Ufer schwamm, während sein Schiff in der Flußmitte immer schneller wurde. Die alte Frau hingegen wurde vom Gewicht ihrer Röcke schnell in die Tiefe gezogen, ohne daß Eleonora etwas tun konnte, und nur die zerbeulte Strohtasche der Vagabundin stieg nach kurzer Zeit weit hinter dem in der Strömung dahinschießenden Schiff auf.





## 47. Kapitel

**D**unkelheit und Stille - das waren Arkos' erste Eindrücke von dem unterirdischen Gang, in den er sich mit Bernfried geflüchtet hatte. Der Schlachtenlärm drang nur gedämpft zu ihnen vor, und als die beiden ihre Flucht fortsetzten, verklang er bald ganz, und nur das regelmäßige Klatschen ihrer Füße auf dem Gangboden war noch zu hören. Von den sagenhaften Malereien war in dieser Finsternis nicht das geringste zu erkennen, und oftmals stießen sich die beiden an herumliegenden Steinen und kleineren Felsbrocken, doch sie waren viel zu aufgeregt, um auf Schrammen und Prellungen zu achten, die später gehörig schmerzen würden - wenn es denn ein Später gäbe.

Arkos rechnete nicht damit. Daher machte er auch keinerlei Anstalten, sich den Weg einzuprägen, denn sein Ziel war es, möglichst viele Feinde hinter sich herzulocken und so die tapferen Dorfleute ein wenig zu entlasten.

Erst als ihm die Brust wie Feuer brannte und die Seiten wie von glühenden Dolchen durchbohrt schmerzten, hielt er inne und lehnte sich gegen die nächste Wand, um ein wenig zu Atem zu kommen. An den unregelmäßigen Atemzügen neben sich

merkte er, daß Bernfried ihm trotz der Finsternis bis hierher gefolgt war. Um den jungen Freund tat es ihm leid. Er selbst war als Monarch verpflichtet und bereit, sich für sein Volk zu opfern, doch der Page war unschuldig in die Angelegenheit gezwungen worden und hatte den Tod noch lange nicht verdient.

Doch die Götter werteten die Taten der Sterblichen wohl anders...

»Pscht...!« Sobald sie wieder etwas zu Atem gekommen waren, wollte er nach den Verfolgern horchen. Er war schließlich nicht feige geflohen, nur damit die Novadis schnell die Suche abbrachen und zur eigentlichen Schlacht zurückkehrten. Notfalls müßte er noch einmal rufen. Tatsächlich waren in der Ferne kehlige Rufe zu hören, und ihm war, als sei mitunter der Abglanz von Fackelfeuer zu sehen. Die Rufe klangen allerdings zum Teil gar wie Schreie - waren die ewig zerstrittenen Wüstensöhne über eine Gesetzesauslegung in Streit geraten?

In diesem Augenblick fühlte er zarte Beinchen über sein geschlossenes Augenlid laufen. Mit einem Aufschrei wischte er sich über das Gesicht und hörte das Flattern kleiner Flügel - und dann einen unterdrückten Schrei Bernfrieds. »Was ist das? Es krabbelt und beißt!«

Der Große Schwarm, dachte Arkos. Ich bin in die Höhle Assarbads eingedrungen und habe den Großen Schwarm erweckt.



## 48. Kapitel

Die Kaiserstadt lag in tiefem Schlummer, und es würden noch vier Stunden vergehen, bis sich die Praiosscheibe wieder über den Himmelsrand erhob; Rohal der Weise aber schlief nicht. Einsam und voller Unruhe streifte der mächtige Magier durch seine Gemächer, die ihn zu erdrücken schienen. Leise, um seine Bediensteten nicht zu stören, öffnete er die großen Flügeltüren und trat ins Freie hinaus. Sollten sie nur ruhig schlafen: Die Götter allein wußten, wie lange sie dazu noch in der Lage waren. Er selbst war bereits vor einigen Tagen von einer seltsamen Unruhe befallen worden, und auch seine Minister hatten bemerkt, daß der sonst so aufmerksame Magier auf dem Kaiserthron stets abwesend wirkte; selbst die dringlichen Berichte über das unwürdige Verhalten des Vizekönigs in Al'Anfa hatten ihn nicht beeindruckt. Der allzeit übliche Klatsch der Dienstboten hatte auf die Staatsdiener übergegriffen, und selbst hohe Kanzleiräte hatten gemunkelt, daß der Regent vermutlich erkrankt sei, und einige glaubten gar, daß sein fortgeschrittenes Alter nun doch den Tribut forderte.

Wenn dies doch nur der Grund wäre! Mit einem bitteren Lachen stieg der Magier die Stufen zu sei-

nem Observatorium hinauf und trat an die Brüstung der überdachten Veranda. Wie friedlich Gareth doch wirkte! Nur vereinzelt stieg Rauch aus den Kaminen und kündete von den letzten Nachtfeuern oder den Vorbereitungen der fleißigen Bäcker. Vereinzelt Lachen war in den Straßen zu hören: Nachtschwärmer auf dem Heimweg. Eine Patrouille der Stadtgardisten überprüfte die Zecher, ließ sie aber dann mit einer Ermahnung weiterziehen. In Gareth herrschten Frieden und Nachsicht wie es der Regent gewünscht hatte.

Seufzend schaute der Magier gen Himmel, wo sich Simia und Nandus im Ogerkreuz trafen und selbst der düstere Levthan noch das Bild der Gans überstrahlte. Das rote Leuchten Kôrs schien heller als je zuvor. Es bestand kein Zweifel, und diesmal benötigte er nicht den überlegenen Rat Niobaras, wohl aber hätte er ihren Trost gebraucht: Das Ende des langen Friedens stand bevor, und Ungeheuerliches würde erwachen, um die Welt in Unruhe zu stürzen.

Rohal dachte zurück an den Tag vor über vierzig Jahren, als er von dem Knaben mit den übermächtigen Zauberkräften erfahren hatte, der in der Akademie zu Punin eingetroffen war und bereits als sein Sohn galt. Damals war Rohal von der stillen Hoffnung erfüllt gewesen, daß die göttlichen Ahnen diesmal ihm den Vorteil im ewigen Kampf zwischen ihm und seinem Bruder gewährt hatten.

Er hatte gehofft, daß er seinen Bruder, geboren in seliger Unwissenheit, durch eine sorgfältige

Anleitung und moralische Unterweisung von der Seite der Finsternis auf die Seite des Lichtes ziehen könnte und der ewige Krieg zumindest für diese Inkarnation ausgesetzt wäre, denn seit vielen Leben hatte er nicht mehr eine solche Liebe zu den Sterblichen empfunden. Mehr noch: Vielleicht wäre der durch die Jahrtausende zurückreichende Streit über den wahren Sinn der Gabe Magie endgültig entschieden und sein Bruder von seinen Wegen der Machtgier zurückgeholt worden, wo es nur ihn selbst gab und alle anderen Untertanen oder Feinde waren. Dann müßte die Welt nicht immer aufs neue leiden, und sie könnten zurückkehren in die Arme der himmlischen Eltern.

Doch diese Hoffnungen hatten sich als nichtig erwiesen. Was war sein Fehler? Mangelnde Aufmerksamkeit?

Er selbst hatte sich mit Fragen der Staatskunst befaßt, als sein Bruder zurückkehrte - und wie hätte eine Sterbliche wie die schon vor Jahren verstorbene Magistra Meliopema denn ahnen können, daß sich hinter dem verhungerten kleinen Knaben die derzeitige Inkarnation des Dunklen Zwillings verbarg?

Oder war er später zu hart und abweisend gewesen? Hätte er seinem Bruder nachgeben und ihn als seinen Sohn anerkennen sollen? Es wäre eine Lüge gewesen; die göttlichen Ahnen lassen sich nicht betrügen und das hätte noch viel mehr Unheil gebracht. Wie begierig hatte Tharsonius seinen Lehren gelauscht, aber Beispiele, die ihn abschrecken sollten, nutzte er als

Anregung. Formelfragmente, die vergessen bleiben sollten, stachelten seinen Forschungsdrang an. Nein, er hätte ihn niemals als Mitregenten einsetzen können.

Hätte er ›Tharsonius‹ alles enthüllen sollen? Er hatte es gefürchtet, den Unglauben ebenso wie die Folgen, die dieses Wissen haben mochte.

Sein Bruder hätte an seiner Stelle nicht gezögert, den Unwissenden zu töten; doch ihm stand dieser simpel erscheinende Weg nicht offen. Hatte er gegenüber den ersten Vorzeichen zu große Nachsicht gezeigt? Er hatte allzuviel nicht ernstgenommen, verziehen und vergessen und dadurch wertvolle Zeit verloren. Zu friedlich schien sein Bruder und nur in die Forschung vertieft - er hatte sie alle hinters Licht geführt.

Doch auch diese Scharade war nur durch den unergründlichen Willen der Götter möglich gewesen, so daß er eigentlich nur eine Schuld auf sich geladen hatte: Es war schon Frevel, den immerwährenden Kampf beenden, die zwei Seiten der Münze vereinen zu wollen.

Der Unsterbliche fühlte sich sehr alt. Und doch würde er es jederzeit erneut versuchen. Dem Bösen mit Güte entgegenzutreten, war seine Natur, und anders handeln konnte er nicht.

In diesem Augenblick erschienen neue Gedanken im Geist des Magiers, erst als kurze Eindrücke und Empfindungen, bis ein Gesamtbild entstanden war. Bor Barrah! Assarbad! Dann hatte er also da-

mals, in seinem Leben als Sultan von Khunchom, eine Brutstätte des Bösen übersehen? So mancher Zusammenstoß der Zwillinge war eher gewaltlos verlaufen, und einige hatten gar nur im Geist stattgefunden, doch mit dem Wissen der Magiermoguln würde der Bruder zum großen Krieg rüsten.

Während Rohal auf seine schlafenden Untertanen hinabsah, betete er zu den Ahnen, daß sie zumindest mit den Sterblichen gnädig sein sollten, wenn er selbst in die Schlacht gegen seinen Zwillingsbruder ziehen mußte.





## 49. Kapitel

Eleonora blickte nicht einmal auf, als ein Rumpeln durch die *Prinzessin Shalimar* lief. Sie fühlte sich völlig zerschlagen und wußte nicht annähernd, wo sie war oder wie lange die Höllenfahrt auf dem Gadget gedauert hatte. Es hätten Stunden oder Tage sein können. Welche Rolle spielte das schon?

Erst allmählich schwand die Übelkeit, und sie mußte nicht nur mit dem Magen denken. Das Flußschiff war offensichtlich zur Ruhe gekommen - und vom Ufer drang lautes Geschrei herüber. Eleonora hob nun doch den Kopf und blickte sich um. Die *Prinzessin* war an einer Furt gestrandet, und beiderseits des Flusses waren Häuser zu erkennen - am Ostufer schien sogar ein richtiges Dorf zu liegen.

Perraine sei dank - hier würde sie hoffentlich Hilfe bekommen. Pflichtschuldig murmelte sie auch ein leises Dankgebet an Efferd und erhob sich. Nun bemerkte sie auch, daß das Geschrei keinesfalls ihr oder dem Schiff gegolten hatte. Anscheinend überfiel just in dieser Stunde eine Horde Wüstenkrieger dieses kleine Dorf. Es wäre auch zu einfach gewesen. Die Felder um den Ort standen in voller Blüte, hier litten die Menschen keine Not; das hatte ihnen wohl den Neid der Novadis eingebracht. Sie kannte

viele Berichte über unerwartete Überfälle aus der Wüste, bei denen wehrlose Bauern erschlagen oder verschleppt, die Früchte ihrer harten Arbeit geraubt und ihre Heiligtümer von den Fanatikern geschändet oder niedergebrannt wurden.

Mit einem bitteren Lachen verließ Eleonora das Schiff und stellte fest, daß zumindest bislang niemand ihre Ankunft bemerkt hatte. Langsam näherte sie sich dem Dorf. Noch hätte sie ohne Schwierigkeiten fliehen können; doch dann bückte sie sich lieber und hob einen Dreschflegel auf, den der Besitzer hier auf der Flucht verloren hatte.

In der letzten Woche war sie aus ihrem gewohnten Leben gerissen, betrogen, verraten, entführt, belogen, beleidigt und auf einem reißenden Fluß ausgesetzt worden und hatte hilflos mit anschauen müssen, wie eine harmlose alte Frau ertrank. Nun war sie hier und würde versuchen, zumindest diesen Bauern zu helfen. Sie packte den Dreschflegel fest in beide Hände und stapfte auf das Kampfgetümmel zu.

Was zuviel war, war zuviel.





## 50. Kapitel

Nachdem sie das erste Entsetzen über die Ungezieferscharen niedergekämpft hatten, rannten die beiden jungen Männer ziellos weiter. Anscheinend hatten sie im Finsternen und als vorderste sogar noch einen Vorteil, denn dort hinten, wo ihnen die Novadis mit Licht und viel Lärm nacheilten, ertönten immer lautere Schreie - für eine lange Zeit.

Dann aber waren die Stimmen immer seltener zu hören, und die Entsetzensschreie wurden wieder leiser. Solange die beiden Aranier in Bewegung blieben und es schafften, nicht aus Zufall in bereits durchlaufene Gänge einzubiegen, konnten ihnen die Krabbeltiere wenig anhaben; und bislang waren die Schreie der Novadis ihnen Ansporn und Wegweiser zugleich gewesen. Doch nun...

Mein Plan ist aufgegangen, dachte Arkos. So viele Feinde wie möglich waren getötet worden, ehe sie die Borbraner erschlagen oder versklaven konnten. Zur Entlastung der Dorfbewohner hatte er seinen Anteil geleistet, nun würde er mit Bernfried im Finsternen umherirren und auf den Tod warten.

Neben ihm schlug Metall auf Stein, dann flammte ein Licht auf und erlosch wieder. »Au!« Das war Bernfried.

Arkos schrie beinahe. »Was ist dir geschehen?«

Nach kurzem Schweigen lachte Bernfried verlegen auf. »Ich trage doch noch das ganze Zeug für unsere Expedition mit mir herum. Ich hätte nur nicht geglaubt, daß ein kleiner Funken den Augen schon so weh tun kann...«

Die Feinde waren alle tot oder hatten die Verfolgung aufgegeben, und er, Prinz Arkos von Aranien, wollte wenigstens im Hellen sterben. Der nächste Versuch, Feuer zu machen, war erfolgreich, und so konnten die Gefährten sich endlich umschaun. Der Gang war nur mit Mühe von einem Burgkorridor zu unterscheiden, und die als so erschreckend geschilderten Malereien - willfähige Männer mit Turbanen boten grotesken Käferungeheuern ihre Opfer dar - entlockten den beiden kaum einen zweiten Blick.

»Bei Rastullah, wer seid ihr?« So überraschend ertönten die Worte, daß Arkos beinahe die Fackel verloren hätte. Die Stimme gehörte einem jungen Mann, der das Tulamidya mit dem harten Akzent der Wüstenbewohner, eines Geists oder aber eines Heuschrecks sprach, der die Stimmen seiner Opfer nachahmte, oder..

Was sollte es? Arkos antwortete in der gleichen Sprache: »Wer bist du?«

Ein hartes Lachen kam zurück. »Mein Name ist Dschelef, und du bist der Aranier, nicht wahr? Aber mich gelüstet nicht mehr danach, das Blut eines Menschenbruders zu vergießen.« Noch immer war niemand zu sehen, doch allein Ingerimm mochte

wissen, wo es überall Spalten und Risse im Gestein gab, durch welche man Stimmen von weither vernahm.

»Was willst du, Dschelef?«

»Was kann ich wollen, Bruder? Ein wenig Licht, ein wenig Gesellschaft... Und wenn Rastullah gnädig ist, eure Hilfe auf dem Rückweg ins Tageslicht.«

»Auch ich wünsche mir das, Dschelef.« Ein Gefühl riet Arkos, nichts von Bernfried zu erwähnen.

»Doch ist uns beiden der Ausweg durch zahllose Käfer versperrt.«

Der Novadi lachte erneut. »Der Weg, auf dem wir kamen, Bruder, ist fürwahr verstellt, doch ich spreche aus einer großen Kammer zu dir, und mir scheint, als wehe hier ein Lufthauch. Mit deiner Fackel und Rastullahs Gunst mag uns die Freiheit zuteil werden.«

Arkos zögerte noch. »Warum sollte ich dir vertrauen, Novadi?«

»Und weshalb ich dir, ungläubiger Sohn Araniens, der du nicht einmal die Offenbarung Rastullahs anerkennst?«

Von der Seite konnte man es auch betrachten! »Laß uns beide geloben, als Menschen warmen Blutes zusammenzuhalten und alle Streitigkeiten der Außenwelt ruhen zu lassen, bis wir zurück sind im Tageslicht. Ich schwöre es bei Rondra!«

»Und ich bei Rastullahs heiligen Neun Geboten.«

»So sei es!«

Es war schwierig genug, nach Dschelefs Beschrei-

bung den Weg in die Halle zu finden, doch schließlich gelang es. Im Fackelschein war eine viele Schritt durchmessende Höhle zu erkennen, deren Decke herabhängende Zapfen wie Tropfsteine trug; doch sie waren weit regelmäßiger angeordnet und ähnelten umgekehrten Termitenhügeln. In der Hallenmitte stand ein leerer Thron und vor ihm ein Mann, der mit einer schwarzen Vollrüstung bekleidet war Spöttisch hob der schwarzhaarige Mann die Waffe zum Gruß. »Sei begrüßt, Aranier, der du nicht einmal die neunundneunzig Gebote Rastullahs kennst. Ich habe einen Auftrag und werde ihn erfüllen, denn ich bin Dschelef, der Assassine des Hasrabal.« Mit diesen Worten setzte er den wie einen gewaltigen Käferkopf wirkenden Helm auf und ging zum Angriff über.





## 51. Kapitel

**T**harsonius-Assarbad pff die Melodie von der Belhankaner Schifferin ebenso laut wie falsch, doch weder die um ihn herumscharwenzelnden Dschinne noch die minderen Dämonen oder gar die wenigen sterblichen Diener hätten es gewagt, ihn dafür zu tadeln. Der wiedererwachte Göttersohn war guter Laune: Die Arbeiten an seiner schwarzen Feste waren früher als erwartet beendet worden. Die letzten Jahre in diesem elenden und engen Magiergrab waren notwendig für die Forschung gewesen, doch nun würde er in einem angemessenen Palast im Herzen der Gorischen Wüste residieren. Daß sich die Zitadelle über der durch Dämonenkraft zersprengten Ruine vo Niobaras Observatorium erhob, gefiel ihm besonders.

Müßig betrachtete er seine Sklaven, die die letzten Gegenstände von Wert durch das Sphärentor in den Limbus schleppten: ein einfacher Reiseweg, der die ahnungslosen Sterblichen nicht vor der Zeit aufschreckte und nur gelegentlich einige Opfer kostete. Spöttisch winkte er dem Dämonen zu, der die Statue des Wächters fortschleppte. Diese wollte er als Erinnerungsstück mitnehmen.

Aus schierer Bosheit hatte er eine dämonischen Rüstung in Insektengestalt zurückgelassen, wie sie

die Magiermoguln für ihre besten Kämpfer geschaffen hatten. Irgendwann würde ein Plünderer daherkommen, ihrem Fluch verfallen und zum nächsten Wächter werden; ansonsten mochte mit der Bastion geschehen, was wollte. Ihm war die Festung des Assarbad inzwischen herzlich gleichgültig. Denn Assarbad war er schon lange nicht mehr. Der Magiermogul war vielfach ahnungslos und abergläubisch gewesen, eine frühe Inkarnation ohne Kenntnisse moderner Magietheorie. Doch auch Tharsonius von Bethana gehörte der Vergangenheit an. Er hatte viel Geschwätz von Fürsorge und Nächstenliebe gekannt, aber wenig Ahnung von den ehrwürdigen Urgründen der Zauberkunst besessen.

Der Mann in den Resten der Festung A war mehr als beide zusammen. Er hatte Vergangenheit und Gegenwart vereint und neue Höhen erklommen. Er hatte eine neue Identität gewonnen und würde einen neuen Namen benötigen. Er schaute sich um und lachte spöttisch. In gewisser Weise war er hier geboren worden; deshalb würde er hier auch einen neuen Namen wählen. Langsam sprach er das alttulamidische Wort aus, bis ihm der Klang gefiel. Bor Barradh - Borbarad - Bringer des Todes. Ein guter Name für einen Göttersohn, der zum Rachezug gegen den verräterischen Bruder rüstete. Nein, er, der sich nun Rohal nennen ließ, hatte sein Erwachen nur hinauszögern können. Zu spät war er erwacht, um in diesem Zyklus zu voller Herrschaft zu gelangen - doch er würde ihn dafür gebührend strafen.



## 52. Kapitel

Der erste Novadi, der Eleonora erblickte, war Ungeschickt genug, abzustiegen und die leichte Beute mit den Händen packen zu wollen. Ohne ein Wort brachte sie ihn mit einem Hieb in die Kniekehlen zu Fall und schlug ihm dann den Dreschflegel über den Kopf. Mit einem Grunzen verlor er das Bewußtsein. Vorsicht, mahnte sie sich - so einfach würde es nicht weitergehen. Dennoch hielt sie weiter auf den Dorfplatz zu, wo sich die Kämpfe abspielten. Unmittelbar vor ihr fochten Novadis und Nomaden miteinander, und sie fragte sich kurz, wie sich die so ähnlich gekleideten Gegner auseinanderhalten konnten.

Dann befand sie sich auch schon inmitten des allgemeinen Getümmels. Ein Novadi ritt unter triumphierendem Geschrei auf sie zu und zwang sie in eine Hausecke, wo er sie mühelos würde packen können. Tatsächlich hatte er die leichtgewichtige Heilerin bereits halb über den Pferderücken gezogen, als sein Griff erschlaffte und er nach vorn aus dem Sattel stürzte, einen langen Pfeil zwischen den Schulterblättern. Nur unter Mühen gelang es Eleonora, sich in den Sattel zu ziehen und ihren Dreschflegel in der Hand zu halten, eine zweifelhafte

Waffe, denn wäre das lange Holzgerät nun zu Boden gefallen, wäre das Pferd zweifellos ins Stolpern gekommen.

»Vorsicht!« Eine Männerstimme hatte das Garethiwort gerufen. Eleonora blickte ebenso hoch wie der Novadi, der auf sie zuhielt; doch anders als dieser wurde sie nicht von einem feurigen Hieb getroffen. Den Ruf hatte ein junger Mann ausgestoßen, der im Tor eines größeren Gehöfts stand und ein flammendes Schwert in der Hand hielt.

Irgendwie mußte diese Irrsinnssritt bald enden - warum nicht an diesem Tor? Heftig versuchte Eleonora, das Pferd in die gewünschte Richtung zu lenken, und wohl eher durch eine Gnade der Götter gehorchte das Tier. Der trotz seines schmerzverzerrten Gesichts gutaussehende Fremde nickte ihr zu, während sein Flammenschwert erneut fortwirbelte, um einen Novadi zurückzuwerfen.

Vorerst blieb keine Zeit für große Worte; der Magier hielt mit Feuer und Stahl die meisten Feinde auf Abstand, und gelegentlich konnte auch Eleonora mit dem Dreschflegel dreinschlagen und die wenigen anstürmenden Gegner abwehren, die das Flammenschwert verfehlt hatte. Was ihr an Erfahrung fehlte, machte sie mit Eifer wett.

Die Nomaden kämpften ebenfalls voller Leidenschaft, während die meisten Bauern eher schwachen Widerstand leisteten. Für einige Augenblicke beobachtete Eleonora gebannt zwei Geparden, Männchen und Weibchen, die zwischen den Kämpfenden um-

herliefen und sich immer wieder auf abgessene Novadis stürzten, als fände eine Jagd statt und keine Schlacht.

Dann durchfuhr die Grafentochter der Gedanke, daß hier und jetzt stolze Ritter wie ihre Brüder oder ihr Verlobter am richtigen Ort gewesen wären - doch Helden waren ja nie da, wenn sie wirklich gebraucht wurden.

Als nach einiger Zeit eine kurze Kampfpause eintrat, nutzte der Mann neben Eleonora sogleich die Gelegenheit, sich vorzustellen. »Edle Jungfer, darf ich Euch in Borbra begrüßen? Mein Name ist Magister Tarlisin.« Sie stellte sich ebenfalls vor, und während er sich wieder seinem Schwert widmete, betrachtete sie ihn von der Seite. Obwohl er Schmerzen am Rücken zu haben schien und leicht zusammengekrümmt dastand, überragte er sie doch noch um Haupteslänge. Sein langes blauschwarzes Haar fiel bis zu den Hüften hinab, und der Kupfertön seiner Haut ebenso wie die schrägen Augen verrieten, daß mehr als ein Tropfen Waldmenschensblut in seinen Adern floß. Zu anderen Zeiten hätte sie ihn wohl als Schönling abgetan, hier im Kampfgetümmel aber strahlte er eine beruhigende Aura der Stärke aus.

Inzwischen war ein neuerlicher Ansturm abgewehrt, und Tarlisin sprach weiter: »Ich bin der Herr dieses Dorfes, und solange ich lebe, wird Sultan Hasrabal es nicht bekommen.«

Eleonora fragte hastig nach: »Sultan Hasrabal von Gorien?«

Der Magus nickte grimmig. »Das ist die Gewandung gorischer Novadis.«

Ein grimmiger Verdacht kam der Heilerin. »Dieser Überfall - was hat ihn ausgelöst?« Der schöne Magier zuckte die Schultern. »Zum einen natürlich der Reichtum des Ortes. Aber vermutlich hat es auch damit zu tun, daß ein verdammter Ritter aus Zorgan in meinem Dorf nach toten Magiern forschen will, die ihn nichts angehen.«

In diesem Atemzug erkannte Eleonora, daß sie bislang einem Irrtum erlegen war: Die Welt war nicht ernsthaft, sondern wurde vom böartigen Humor der Götter bestimmt. So dachte sie, und hieb so kraftvoll einen vorwitzigen Novadi nieder, daß sie selbst ins Schwanken geriet. Es war Tarlisin, der sie auffing und stützend zu sich zog.





## 53. Kapitel

So überraschend der Angriff des Assassinen in der Käferrüstung kam - noch hatte Arkos Zeit, seine Waffe zu heben und den ersten Schlag abzuwehren. Doch schon die Wucht dieses Hiebs riß den schwächlichen Jüngling von den Beinen, und der zweite Schlag würde ihn töten. Die Käferrüstung schien die Kraft ihres Trägers noch zu verstärken, denn so gewaltige Hiebe konnte kein Sterblicher austeilen. Arkos wurde beinahe vier Schritt weit zurückgeschleudert und prallte gegen eine Wand. Im Stürzen verlor er die Fackel, doch statt zu erlöschen, rollte sie außer Reichweite und erhellte weiterhin die Halle.

Der Assassine schien selber von der Wucht des Schlags überrascht und zögerte für einen Moment, Arkos nachzusetzen. Das gab Bernfried die Gelegenheit, auf den Feind zuzustürmen, mit nichts als seiner hocherhobenen Keule in der Hand. Mit der Geschmeidigkeit eines Raubtiers wandte sich der Assassine um und hob seinerseits die Waffe, um den Schlag des neuen Gegners abzufangen. Die Kiefer seines Käferhelmes klafften auf, und ein eindeutig nichtmenschliches Rasseln drang heraus.

Hilflos lag Arkos am Rand des Geschehens und mußte mit ansehen, wie sein Freund ebenfalls zurück-

geschleudert wurde. Doch Bernfried flog nicht durch den Raum - er wurde in die Wand unmittelbar hinter ihm geschmettert und sackte langsam in sich zusammen, die geschwellenen Lippen zu einem stummen Schrei geöffnet. In diesem Augenblick platzten die entzündeten Stellen in seinem Gesicht auf, doch statt Eiter und Blut drangen Strahlen klaren Lichts hervor. Erst erschienen sie Arkos grün, dann purpurn, dann waren sie von einem leuchtenden Grau und schließlich alles zugleich. Wo immer das Licht auf die Wände traf, splitterten Stein und Termitenkalk, brachen Säulen zusammen und stürzten Stelen von der Decke. Eine davon prallte neben Arkos zu Boden und begrub sein rechtes Bein unter sich, doch der Prinz spürte keinen Schmerz, sondern starrte nur verwirrt und gefesselt zugleich auf das unheimliche Käfergeschöpf in der Mitte des Raums. Denn auch die Rüstung des Assassinen riß und knackte im warmen Lichtschein - erst platzte ein Horn, dann ein Fühler ab, hier wurde ein Käferauge trüb und zerbarst, dort zerfiel eine Armschiene zu Staub. In kürzester Zeit war das uralte Artefakt nur noch schwarzer Staub, und die drahtige Gestalt des nackten Novadis kam zum Vorschein. Seine Zauberrüstung mochte er verloren haben, doch die Waffe aus gutem Khunchomer Stahl lag immer noch in seinen Händen. »Du Narr - du verdammter Narr!« Dschelefs Stimme war ein heiseres Flüstern. »Mit der Rüstung wäre ich sicher hinausgelangt!« Grimmig hob er die Klinge und schritt auf den bewußtlosen Bernfried zu.

Während sich um ihn das vielfarbige Licht wie in einem Spiel zu immer neuen Wirbeln ballte und die magisch erzeugte Substanz der Halle unaufhörlich weiter zusammenbrach, beobachtete Arkos - hilflos unter der Stele eingeklemmt -, wie der Assassine auf den Freund zuging. Als seine ruhelos umherschuhenden Hände auf einen ledernen Beutel stießen, kümmerte es ihn zuerst kaum, doch dann fühlte er mit der Rechten einen kühlen Holzschäft mit einem metallenen Mechanismus. War es Neugierde, oder wollte er den Blick vom Tod des Gefährten abwenden? Er wußte es nicht, doch als er den Gegenstand in seiner Hand betrachtete, erkannte er eine kleine Armbrust. Als sich der Meuchler seiner Kleider entledigt hatte, um die Rüstung anzulegen, hatte er wohl auch den Beutel mit seinen weiteren Mordwerkzeugen abgelegt. Arkos erinnerte sich an seinen Traum vor vielen Wochen - wie Jahre kam es ihm nun vor! - und lachte freudlos auf. Dann schaute er zu dem Assassinen hinüber, der gerade die Waffe zum tödlichen Schlag gehoben hatte, legte die Armbrust auf ihn an und krümmte den Finger um den Abzug.





## 54. Kapitel

Im nächsten Augenblick waren der Freund und ihr gemeinsamer Gegner ebenso verschwunden wie die zerfallenden Wände ihres unterirdischen Gefängnisses, und ein helles Licht blendete den Prinzen. Auch die Last auf dem Bein war gewichen - eigentlich war jegliche Schwere von ihm abgefallen, und sobald er die Absicht hatte, aufzustehen, stand er auch schon auf den Beinen und schaute sich um. So grell war das Licht fürwahr nicht, wenn man sich erst einmal daran gewöhnt hatte. Sanft fiel es durch ein Blätterdach, und Arkos bemerkte, daß er in einem Wald aus Steineichen stand. Zwar gab es diese Bäume in Aranien nicht, doch als die heiligen Pflanzen der Donnergöttin kannte er sie aus dem Rondrarium und vielen anderen illuminierten Legendenbüchern.

Nach wenigen Schritten erreichte er den Rand des Waldes und erblickte in der Ferne eine Festung auf einem hohen Hügel. Stürme und Gewitter umtosten die Burg, und doch zog sie ihn lockend an, dann etwas unbeschreiblich Herrliches ging von ihr aus. Ohne Zögern schritt er darauf zu, doch dann hielt ihn eine befehlsgewohnte Stimme zurück. »Halt, Prinz Arkos! Noch hast du dir den Weg dorthin nicht verdient!«

Als er sich umschaute, sah er in der Ebene ein weißrotes Prunkzelt, wie es hohe Adlige am Rande großer Turniere bewohnen. Neben dem Zelt war ein stolzes Streitroß angebunden, und durch die offene Zelttür entdeckte Arkos einen Feldherrenstuhl, auf dem ein Gerüsteter saß. Er hatte ihm Halt geboten und rief ihn jetzt zu sich. Ein Zucken wie von den Blitzen Rondras umgab den Krieger, und ohne nachzudenken wußte Arkos, wem er gegenüberstand. Der kühnblickende Heilige in der Prunkrüstung sah nicht genau so aus, wie der alte König Arkos gemeinhin dargestellt wird, doch das kümmerte den Prinzen wenig, und irgendwie erfreute es ihn sogar. Gerüstet war der alte aranische Kriegerkönig in einen bronzierten Kettenpanzer, und in der Armbeuge hielt er einen Spitzhelm, um den ein goldener Kronreif lag.

»Du hast dich bisher gut geschlagen, junger Prinz«, stellte der Heilige mit einer Stimme wie Donnerhall fest. »Nicht unbedingt allzu viele Siege, doch bei deiner Gestalt sind keine Wunder zu erwarten - Wunder sind immer noch Sache der Göttin! Du hast nicht alles richtig gemacht, aber das Gesamtbild spricht für dich.« Wie aus einer Liste verschiedener Turnierdisziplinen trug der Kriegerkönig vor: »Du bist immer fromm gewesen und warst bestrebt, den Namen der Göttin zu achten und zu preisen.

Du warst gehorsam gegen die Höherstehenden, als du als einfacher Knappe reitest.

Du warst bereit, dich für die Deinen zu opfern.

Du hattest keine Angst vor dem Tod.

Du hast genug gehört, sonst wirst du noch zu eitel.«

Vertraulich blinzelte der kriegerische Recke seinem glühendsten Verehrer zu. »Das mit der Höhle des Assarbad war eine Falle, die fürwahr schwer zu durchschauen war, mein Junge. Deine Schwester hat dich mit Täuschungen in diese Lage gebracht, doch die Himmlischen können auch die Lügen der Sterblichen für die Wahrheit nutzen. Und Wahrheit ist, daß deine Frömmigkeit und dein Eifer nicht unbemerkt geblieben sind, und es war mir eine Ehre, die Aufmerksamkeit der Göttin auf einen vielversprechenden Jüngling zu lenken, der meinen eigenen Namen trägt. Du kennst die alte Prophezeiung vom König Arkos, der in Zeiten der Not wiedererwacht.

Doch leider widerspricht das nun einmal dem Wesen der Zeit.«

Er hielt für einen Moment inne und bot seinem sterblichen Gast Wein an. Von so vielen Neuigkeiten verwirrt, nahm Arkos den Pokal und vergaß beinahe den Dank.

Unterdessen fuhr der Heilige fort: »Die neue Heldenzeit kommt tatsächlich, und bald schon wird wirklich großes Übel erwachen. Um ganz ehrlich zu sein: Es ist schon da. Aventurien braucht wieder Helden, die in die Schlacht ziehen, und einen besonderen Helden, um die Helden zu anzuführen. Einige Herrscher kommen in Frage, doch die Wahl der Himmlischen ist nun auf dich gefallen, nachdem du dich auf dieser Queste als geeignet erwiesen hast. Du

sollst die Völker Aventuriens einen und gegen den zukünftigen Feind führen. Selbstverständlich kommen auch auf dich persönlich harte und ehrenvolle Kämpfe zu. Schau nur - dieses Schwert dort wartet auf dich!«

Der Heilige König Arkos wies mit weitausholender Geste auf einen prächtigen Zweihänder, der an einem Pfosten seines Zelttes lehnte. Sein Griff war mit Silberfäden umwunden, und Rubine in der Gestalt von Feuerlilien schmückten den Knauf. »Natürlich mußt du das Schwert in deiner Welt erst finden, aber das wird dir schon gelingen, Junge.« Der himmlische Recke lachte polternd.

Doch dann verdunkelte sich sein Gesicht, und der Prinz spürte einen Hauch dessen, was seine Feinde in der Schlacht gefühlt haben mußten. »Aber dieser zeitlose Moment jenseits deiner Welt verrinnt und ich habe dich gerufen, um dich zu warnen. Du begehst da unten gerade einen wirklich verhängnisvollen Fehler. Eigentlich lassen wir die Sterblichen ja ihre Sünden ungehindert begehen, aber ich wollte dir noch eine zweite Gelegenheit geben.

Hör zu! Das mit der Armbrust ist eine ganz scheußliche Sache, unehrlich, feige, hinterhältig. Zu meiner Zeit gab es die nicht, aber hätte ihr Erfinder damals gelebt...« Tadelnd hob der heilige Krieger den Finger: »Wenn du versuchst deinen Freund auf diese Weise zu retten, ist alles hinfällig - dann ist dein Ehrenschild befleckt.«

Prinz Arkos senkte das Haupt. »Bernfried wird

jetzt schon tot sein, Eure Heiligkeit. Der Meuchler schlug ja schon zu.«

Das dröhnende Gelächter des unsterblichen Königs ließ ihn einen halben Schritt zurückweichen. »Nein! So ist es nicht. Was hier an Zeit vergeht, hat in deiner Welt gar keine Bedeutung. Doch deine Absicht zählt! Wenn du zurückkehrst, wirf die Armbrust weg. Dann ist deine Ehre gerettet, und wir können uns etwas einfallen lassen, um dich zu retten. Aber diesen ersten Schritt mußt du selbst aus freien Stücken tun.«

Hoffnungsvoll leuchteten Arkos' Augen auf. »Und Bernfried wird auch leben?«

Aber sein heiliger Namenspatron schüttelte den Kopf. »Das kann ich dir nicht versprechen. Auf dich, auf dein Schicksal kommt es an.«

»Aber Bernfried ist mein Freund! Er hat sich für mich geopfert! Ich kann ihn nicht im Stich lassen.« Kein Buch, keine Legende hatten erwähnt, wie man Heiligen widerspricht, und dies war wohl der falsche Weg.

König Arkos stieg die Zornesröte ins Gesicht, und sein Bart zitterte. Irgendwo in der Ferne brach mit Donner und Blitz ein Unwetter los. »Sei kein Narr, Arkos!« Donnernd zählte er dem Sterblichen vor: »Du weißt nicht, ob Bernfried überhaupt noch lebt - der Sturz gegen die Wand könnte ihn getötet haben. Du weißt nicht, ob du den Meuchler überhaupt träfst - bei den Lichtverhältnissen wäre das eher unwahrscheinlich. Du weißt nicht, ob die Armbrust geladen

ist - sie hat schließlich in einem Reisebeutel gesteckt.« Der alte Krieger schüttelte den Kopf. »Vor der Göttin zählt die Absicht, nicht das Gelingen. Du willst doch deine Zukunft nicht mit solchen Unwägbarkeiten zerstören. Du kannst der Heldenkönig des neuen Zeitalters werden, du kannst aus unser beider Aranien eine Heimstatt des Heldentums machen. Sonst wirst du wohl schon sehr bald sterben. Vergiß nicht. Die ganze Anlage bricht zusammen.«

Arkos schluckte heftig. »Verzeiht meine Frage: Wenn ich mich in Eurem Sinne entschiede...« Der heilige Streiter runzelte bereits wieder die Stirn, und Arkos beeilte sich, fortzufahren: »... würde ich dann ganz Aranien in den Großen Krieg führen?«

König Arkos' Gesicht glättete sich, und majestätisch nickte er. »Es ehrt dich, daß du auch an die Deinen denkst. Ja, auch dein Volk hätte selbstverständlich teil am Großen Kampf. Im Krieg gegen die Finsternis liegt Ehre bereit für viele.«

»Dann weiß ich, wo meine Zukunft liegt, Eure Heiligkeit.« Arkos verneigte sich tief vor seinem verehrten Namenspatron.

Zum Abschied schlug sich der Kriegerkönig die Faust gegen die Brust und reckte sie dann in die Höhe - der alte Ehrengruß der Rondrakirche. »Geh nun, Prinz Arkos. Meinen Segen hast du, nun enttäusch uns nicht!« Arkos erwiderte den Gruß, und alles war genauso, wie er es in Erinnerung hatte. Er befand sich wieder in der unterirdischen Halle, Bernfried lag am Boden, über ihm stand der Meuchler Dschelef. Arkos

lachte. Dann sah er den Assassinen an, der gerade die Waffe zum tödlichen Schlag gehoben hatte, legte die Armbrust auf ihn an und krümmte den Finger um den Abzug.

Der Bolzen verließ die Waffe in geradem Flug, raste unaufhaltsam auf den Novadi zu und tötete ihn sofort.





## 55. Kapitel

Wie es schien, hatten die Novadis inzwischen den größten Teil des Dorfes in der Hand, und damit verstärkte sich der Ansturm auf das von Eleonora und Tarlisin geschützte Hoftor erneut. So oft hatte der Magus sein Flammenschwert gegen die Feinde gelenkt, daß er kaum noch Kraft haben konnte. Sein nächster Zauber schien jedenfalls reichlich verspielt zu sein. Einen Augenblick lang konzentrierte sich der Magus, dann sprach er die Formel: »Flim-Flam-Funkel.« Eleonora runzelte verwirrt die Stirn, während sie mit ihrem Dreschflegel einem Novadi auf den Turban schlug. Auch sie kannte diesen harmlosen Lichtzauber, den fast jeder im ersten Lernjahr erwarb und der praktisch keine Kraft kostete. Wie erwartet erschien über den Händen des Magiers eine bläulichschimmernde Lichtkugel und glitt langsam auf die Feinde zu. Doch wenn Tarlisin gehofft hatte, sie würden in abergläubischer Furcht davonstürzen, hatte er sich geirrt; Diese Novadis waren immerhin Gefolgsleute eines Magiersultans!

Die vordersten Wüstenkämpfer schreckten noch zurück, während die Leuchtkugel auf den Anführer einer Neunschaft zuschwebte. Der Novadi schrie kurz auf, als das Leuchten die Lanzenspitze berühr-

te; doch sie verschwand ohne jeglichen Schaden, wie gar nicht anders möglich, und die Krieger brachen in höhnisches Gelächter aus.

Eleonora begann, mit ihrem Leben abzuschließen. Wenn der Magus nur noch die Kraft für derlei machtloses Geplänkel hatte, würden sie bald vor den Göttern stehen. Tarlisins schönes Gesicht wirkte blaß und ernst, als er sich erneut konzentrierte. »Ignisphaero.« Die Formel klang kaum lauter als ein Windhauch. Aus den Händen des Magiers entstieg abermals eine - diesmal rote - Lichtkugel und schwebte wiederum auf die Krieger zu, die sie diesmal sofort mit spöttischem Lachen empfangen und zu fangen versuchten. Langsam glitt die Leuchtkugel weiter, bis sie ungefähr in der Mitte der Angreifer in der Luft hing. Voller Spottworte spielten die Novadis mit ihr, stießen gar mit Lanzen und Säbeln zu.

Schon wollte Eleonora den Magus nach dem Sinn der Spielerei fragen - da sah sie, daß sein Gesicht weiter von Anspannung verzerrt war. Dann nickte er kurz, und die Leuchtkugel wuchs in Augenblicksschnelle zu einem allesverschlingenden Feuerball, dessen Flammen bis zu ihnen herüberloderten.

Die Heilerin wandte sich angewidert von den verbrannten, zum Teil noch bebenden Körpern ab und sah den Magier, schwer auf seinen Stab gestützt, die Geste von Tsas Segen über die Gefallenen vollführen. Aus seinem Mundwinkel rann ein dünner Blutfaden. Sie trat schnell an seine Seite, doch er winkte ab und hustete roten Schleim in ein seide-

nes Taschentüchlein. »Es ist schon gut, edle Jungfer. Dieser Zauber ist auch für den Anwender sehr fordernd. Die Götter haben es so eingerichtet, damit wir ein wenig von dem Schmerz spüren, den wir unseren Gegnern zufügen.«

Die tödliche Wirkung der Feuerkugel ließ die Fanatiker für kurze Zeit innehalten - und in diesen Augenblicken erklang von Norden her schwach, aber unüberhörbar der Fanfarenstoß der Fürstlich Aranischen Reiterei.





## 56. Kapitel

Die Kavallerie traf tatsächlich im richtigen Moment ein. Als die Fanfaren erklangen, wendeten die Novadis verwirrt die Köpfe; und als die vordersten Reiter mit eingelegter Kriegslanze herangaloppierten, beschlossen sie, für dieses Mal Rastullah einen guten Mann sein zu lassen und den klügeren Weg des Rückzugs zu wählen.

Mit vereinter Kraft hätten sie die Siedlung längst erobert gehabt, doch dann war fast die Hälfte in diesem verfluchten Loch verschwunden und nicht zurückgekehrt. Danach war alles mißlungen, was mißlingen konnte: Die Straußenhirten hatten sich als so zäh erwiesen wie das Leder ihrer Tiere, die ungläubigen Bauern hatten sich in ihren Häusern verbarrikadiert der verfluchte Magier hatte viele der Ihren verbrannt, und die begehrte Rothaarige war nirgendwo aufzufinden gewesen.

Als die Wüstenräuber eilig ihre Pferde herumrissen und in die Steppe zurückgaloppierten, setzte eine Abteilung der aranischen Reiter zu einer halbherzigen Verfolgung an, doch bald kehrten sie um, als ihre Streitrösser vor Erschöpfung keuchten und sich der Vorteil ihrer schweren Rüstung alsbald in einen tödlichen Nachteil verwandelt hätte - die alte Grenze

war wiederhergestellt.

Auch in Borbra kehrte nach der Schlacht wieder ein wenig Friede ein. Die Bauern kamen aus ihren Häusern und betrauertem die fremden Toten ebenso wie die eigenen, und auch die zertrampelten Beete und Gemüsepflanzen fanden Würdigung durch den Geweihten der jungen Göttin Tsä.

Während Eleonora nach den Verwundeten schaute und mit den kräftigeren Bauernmädchen und -burschen ein Notspital am Rande des Dorfes errichtete, half der geschwächte Magier Tarlisin bei der ersten Sichtung der Schäden. Erst als er die herrische Stimme Prinzessin Dimionas hörte, die, verwirrt angesichts der hohen Zahl Überlebender, widersprüchliche Befehle erteilte, richtete er sich auf und trat ihr entgegen. »Seid mir begrüßt, edle Prinzessin, und habt Dank für Eure unerwartete Hilfe.« Es fiel ihm schwer, höfische Worte zu finden, doch er stand nun einmal tief in ihrer Schuld. Widerwillig beugte der eitle Magier den Kopf. »Ohne Euch hätten die Novadis das Dorf vernichtet.«

Prinzessin Dimiona wedelte mit ihrem Handschuh den Brandgeruch fort: »Ja, entsetzlich. Bis geklärt ist, wer für den Überfall verantwortlich ist, übernehme ich die Regierung hier.«

Zu einer anderen Zeit hätte der Großmeister gewiß aufgekehrt, darauf gepocht, daß die Tochter der Fürstin eigentlich gar keine Befugnisse dazu hatte. Doch was war die Staatskunde gegen den stechenden Schmerz in den Hüften und der Brust? Mühsam

hielt er sich an seinem Stab aufrecht und lächelte nur leicht, als er zwei Geparden neben sich gleiten sah. Besonders das Weibchen krümmte bereits den Rücken und fauchte die Prinzessin leise an.

»Wie steht es um meinen Bruder? Der Prinz ist auf eine heldenhafte Queste hierher aufgebrochen, doch ich sehe ihn nicht.«

Verwirrt schaute Tarlisin sie an. »Ich weiß nichts darüber, wo sich Prinz Arkos zur Zeit aufhält, Durchlaucht.« Dann erst ahnte er, von wem wohl die Rede war.

Nachlässig wedelte Dimiona wieder mit ihrem Handschuh. »Sagt einfach ›Herrin‹, junger Mann.« Dann grinste sie ihr Opfer mit unverhohlener Freude und Bosheit an. »Wir wollen es Euch nicht so schwer machen - denn wenn meinem geliebten Bruder in Eurem Lehen nur ein Haar gekrümmt wurde, werdet Ihr ohnehin mit Eurem Leben dafür büßen.« Als sie sich leicht zur Seite wandte, um ihrem Adjutanten Befehle zu geben, wurde sie unterbrochen.

Von Osten her war lautes Jubelgeschrei zu hören. In Begleitung einiger Soldaten kam ein sehr schmutziger und erschöpfter Jünglinge angeritten, ein zweiter wurde auf einer Trage mitgeführt. Der Anführer der Reiter salutierte eifrig vor seiner Prinzessin und meldete, daß er die beiden in der Steppe gefunden habe. Der Weibel begriff nicht, warum ihn seine Prinzessin so erschreckt und empört zugleich anstarrte, und fuhr daher eilig fort: »Wir haben einen Blitz gesehen, der aus heiterem Himmel, ohne Donner niederfuhr

und in einen Hügel außerhalb dieses Dorfes schlug, obwohl viel höhere Hügel und auch Bäume in der Nähe waren. Also sind wir hingeritten und sahen, daß der Blitz den Hügel geradezu gespalten hatte. In der entstandenen Erdspalte fanden wir diese beiden jungen Burschen.«

Er meldete weiterhin, daß sich die schon zuvor spürbaren Beben zu einem regelrechten Erdbeben ausgewachsen hatten und zur Gorischen Wüste hin ein ganzes Stück Boden einfach weggesackt war, doch niemand hörte ihm mehr zu, als der Baron und die Prinzessin auf höchst unterschiedliche Weise den Prinzen und seinen Freund begrüßten.

Während Tarlissin erleichtert der Göttin Tsa dankte, stürmte Dimiona nach dem ersten Schreck an den Soldaten vorbei und schloß ihren gerade abgestiegenen Bruder in die Arme. »Mein Prinz! Mein Arkos!« So leise, daß nur er es hörte, fragte sie schelmisch: »Und hast du es ihnen gezeigt, Ark? Können wir wieder zurück nach Hause?«

Heftig löste er sich aus ihrem Arm, und geschickt verstand sie es, den scheinbar Gestrauchelten erneut abzufangen und zu stützen. »Aber mein Prinz, denkt an Eure Leiden!«

Leise gab er zurück: »Denkt an Eure Sünden, Schwester. Ich bin kein närrischer Knabe mehr!«

Unentwegt ihr Lächeln während, raunte sie ihm zu: »Ich habe es ja nur versucht. Und beweisen kannst du mir nichts.«

»Ihr irrt Euch, Dame.« Nun wurde er immer lauter.

»Ich wußte nicht, daß Dir hierherkommen wolltet. Und es wird andere geben, die sich ebenfalls fragen mögen, weshalb Ihr so passend erschienen seid.«

»Arkos, mein Bruder - du bist erschöpft und weißt nicht, was du sagst!«

Doch die Stimmung schlug um. Die Soldaten erinnerten sich an die Umstände ihrer Abkommandierung, die Bauern schüttelten verwirrt die Köpfe, und Baron Tarlisin baute sich vor Dimiona auf. »Ich habe nicht geahnt, daß die Novadis kämen. Wie konntet Ihr im fernen Zorgan davon wissen?«

Prinz Arkos beugte sich zu seiner Schwester und flüsterte: »Ihr seht, Dame - Euer Spiel ist aus, weitere Beweise werden sich finden lassen. Folgt mir nach Zorgan, wo unsere Mutter über Euch richten wird.«

Das war zuviel für die Prinzessin. »Niemals! Szinth, steh mir bei.« Eilig stürzte sie zu dem Korb, der auf ihr Pferd geschnallt war, und riß den Deckel herunter. »Rette mich!«

Zischend richtete sich die Pechnatter in dem Korb auf. Dimionas Pferd, nicht daran gewöhnt, scheute und bäumte sich auf, so daß Korb und Schlange weit durch die Luft flogen. Noch in der Luft begann die Verwandlung, und während das entsetzte Roß davongaloppierte und der Korb in einem Dornbusch hängenblieb, war der pechschwarze Jüngling bereits geschmeidig auf Händen und Füßen gelandet und richtete sich in einer fließenden Bewegung auf. Die nadelspitzen Zähne gefletscht, wandte er sich den Feinden zu.

Für Ablenkung war hinreichend gesorgt. Dimiona blickte sich nach einem Pferd um, doch von zwei Seiten drangen die beiden Geparden auf sie ein, und so mußte sie erst einmal einen Sanftmutzauber auf die Tiere sprechen. Was bei dem Männchen auch ohne Schwierigkeiten gelang, schien an dem Weibchen förmlich abzugleiten. Einen Augenblick lang flirrte die heiße Luft besonders wild, dann war aus der Gepardin eine nackte junge Frau mit wehender roter Mähne geworden.

»Mara!« Haß wallte in Dimiona auf, sie formulierte einen weiteren Zauber - und sollte ihn nie vollenden. Denn im nächsten Augenblick spürte sie die scharfen Fingernägel der kleinen Rothaarigen im Gesicht, und der lange aufgestaute Haß der Frauen entlud sich in einer blutigen Rauferei, die weder Waffen noch Magie, sondern nur Zähne, Fingernägel und Fäuste kannte. Was die Prinzessin an Größe voraushatte, machte die Baronin durch Wildheit und Erfahrung mehr als wert, und allmählich biß, riß und kratzte sie der gelehrten Hofdame den Atem aus dem Leib.

Der nachtschwarze Jüngling hatte inzwischen die Finger weit gespreizt und deutete mit den Händen auf den Boden zu seinen Füßen. Aus seinem Mund drangen zischende Worte in einer unheilvollen fremden Sprache, die niemand verstand: »Tharas Qok-Maloth Xath-Yeram Amazeroth!«

Mit einer Ausnahme - denn die Stimme Tarlisins hallte über den Platz: »Zurück! Er ruft Dämonen!« Während die Bauern eilig die Flucht ergriffen und die

Soldaten sich in sichere Entfernung zurückzogen, begann der stark aus dem Mund blutende Magier, einen Fünfstern in den Staub zu zeichnen. Doch sein erster Versuch wurde bereits zunichte gemacht, als just an jener Stelle ein klaffendes Maul erschien und mit seinen vielen Dutzend Reißzähnen nach dem Magier schnappte. An anderen Stellen wuchsen Tentakel aus der Erde, an wieder anderen ragten plötzlich zuckende Krallenhände empor. Aus Löchern im Boden strömte übelster Gestank, und die Kälte der Niederhöhlen ließ den Boden in vielen Schritt Umkreis gefrieren.

Prinz Arkos wußte nicht, ob dies sein Kampf war. Er wußte nicht einmal mehr, ob es so etwas wie vorbestimmte Kämpfe überhaupt gab. Er wußte nur, daß diese Kreatur seine Schwester verführt und auf den Weg der Verdammnis gelockt hatte. Der erschöpfte Prinz hätte sich fürchten müssen, doch statt dessen fühlte er eine unbeschreibliche Zuversicht und Siegesgewißheit. Arkos packte sein Haumesser fester und betrat das Pandämonium. Mit Hieben nach rechts und links bahnte er sich einen Weg durch die sich windenden Tentakel, Krallenarme und Mäuler; und unter der Berührung seiner Klinge verkümmerten die dämonischen Auswüchse, und bald war der Pfad zu seinem Widersacher frei.

Der nachtschwarze Leib war zur doppelten Größe herangewachsen, statt Händen trug das Geschöpf geifernde Schlangenköpfe, und auf seinen Schultern ragte der mächtige viergehörnte Kopf einer Boronsotter auf. Im Antlitz der Kreatur war kein

Gefühl zu erkennen, doch sie wich vor dem jungen Prinzen zurück und hob halb drohend, halb abwehrend die Arme.

Der erste Schlag mit dem Haumesser trennte den rechten, der zweite den linken Schlangenkopf ab. Während der Magier von außerhalb des Tentakelkreises fassungslos herüberschaute, hieb der Prinz wutentbrannt sein Messer in die breite Brust des Dämonengeschöpfes - einmal, zweimal, immer wieder, bis das schmerzerfüllte Kreischen der Otterkopfes verstummte und der schwere Leib zu Boden stürzte. Sogleich begannen die Dämonenmäuler, Klauenarme und Tentakel ihren ehemaligen Meister zu zerreißen und in den Boden hinabzuziehen. Prinz Arkos stand immer noch in der Mitte.

»Fort, Junge, fort!« Tarlisin schrie die Worte beinahe, und der eben noch wie betäubt dastehende Thronfolger schaute auf, ließ entsetzt die von Schleim und Säure bedeckte Klinge fallen und hastete davon. Sogar die beiden Hexen hatten ihre Rauferei beendet, und als sie ihren Geliebten dahinsinken sah, schleuderte Dimiona ihre Widersacherin mit unmenschlicher Kraft zur Seite und stürzte zu der Stelle, wo ihr Vertrauter verschwunden war, während die nackte Mara schweratmend ihrer fliehenden Feindin nachstarrte, ohne noch eingreifen zu können. Es war an Tarlisin, die tobende und kreischende Prinzessin davon abzuhalten, sich dem Geliebten hinterher in die Höllenmäuler zu stürzen; das Ringen der beiden gab

den mutigsten Soldaten Zeit, herbeizueilen und die von Weinkrämpfen geschüttelte Prinzessin fortzuziehen, während Tarlisin erschöpft zu Boden sank.





## 57. Kapitel

Eleonora war herbeigeeilt, sobald der Tumult begonnen hatte - doch als sie auf dem Platz eintraf, schien alles vorüber. Die weinende Dimiona war fortgeführt, die Verletzten beiseite getragen worden; nur in der Mitte des Marktes klaffte wie eine offene Wunde in Peraines Erde ein Kreis der Verwüstung, aus dem sich noch hier und dort windende Würmer, Schlangen oder Schlimmeres emporreckten.

Der Reiteroffizier hatte Befehl gegeben, die Stelle abzusperren, bis andere Zauberkundige herbeigerufen waren - denn der Herr Tarlisin war kaum mehr bei Bewußtsein. Auf ein Wort Eleonoras ließ er die Grafentochter allerdings passieren, und so stand sie nun hier und schaute die Verwüstung an. Schleichend fühlte sie Verzweiflung in sich aufsteigen. Dem Schrecken mußte Einhalt geboten werden, auf daß er nicht immer weiter die Erde vergiftete.

Eleonora hatte allerdings kaum Hoffnung, dies zu vollbringen. Zwar hatte sie die Magie studiert, doch es gab keine Formel in ihrem Wissensschatz, die hier etwas hätte bewirken können. Und doch... Sie wollte, sie mußte es versuchen.

Langsam ließ sie sich nieder und versuchte, alles andere zu vergessen. Einst, ehe sie sich ernsthaft dem

Studium zugewandt hatte, war ihr die Magie nicht als geordnetes System der Thesen, Graphiken und Diagramme erschienen. Sie hatte in Bildern gedacht, sich Dinge vorgestellt, die sie an die gewünschten Ergebnisse erinnerten. Ohne sich um die Stimme ihres Verstandes zu scheren, der sie vor den Risiken und dem unerlaubten Gebrauch der Magie warnte, spürte sie, daß sie nun wieder diesen Weg betreten mußte, wenn sie etwas erreichen wollte. Während sie sich völlig ihrer Eingebung hingab, überhörte sie das Stimmengewirr um sich herum, bis der Lärm nur noch ein gleichmäßiges Rauschen zu sein schien, das sie fast einschläferte. Nun kamen die Bilder, wie sie sie von früher kannte, doch diesmal formte sie sie mit dem Willen.

Wo vor ihrem geistigen Auge Pflanzen sprossen, fügte sie Blätter und Blüten hinzu und stärkte Farbenpracht und Wuchs, bis eine wahre Blumenpracht zu sehen war, in der neben Rotem Löwenzahn, Einbeeren, Wirselskraut und anderen Heilpflanzen auch schlichtschöne Blumen gediehen. Für die erwünschte Erneuerung dachte sie an eine gerade erst gehäutete Eidechse, die sich inmitten der Wiese auf einem Stein sonnte, während ihr ein neues Schuppenkleid wuchs. Doch irgend etwas fehlte noch. Ach ja: Die Kraft der Natur selbst, die Magie, sollte ihren Platz finden. Also dachte sie an eine junge Maid, gekleidet ins reine Weiß des Mondes, die ein ebenso weißes Einhorn herbeiführte - ohne Zügel und Zaumzeug, nur mit der leichten Berührung ihrer

Hand. Dem Einhorn gab Eleonoras Gedankenmalerei ein goldenes Horn, um dessen heilende Wunderkraft besonders hervorzuheben.

In Gedanken lehnte die junge Heilerin sich zurück: Das Bild gefiel ihr, und einer Eingebung folgend, fügte sie eine sanfte, weder aufdringliche noch süßliche Weise hinzu, die über der Szenerie erklang.

Die arkanen Muster waren geschaffen, nun mußten sie nur noch wirksam werden. Die astrale Energie in ihr reichte dazu nicht aus, das ahnte sie, doch für ein solches Ziel wollte sie gern von ihrer gesamten Kraft opfern: Behutsam, um die Friedfertigkeit der Phantasie nicht zu verletzen, lenkte sie ihr geistiges Auge auf sich selbst und nahm hier ein wenig und dort ein wenig Lebenskraft - nicht mehr, als sie durch gute Pflege zurückgewinnen konnte.

Doch letzten Endes war das nicht so wichtig. Nach einem letzten Blick auf ihr Bild vom Blumengarten wollte sie, daß diese Vision Wirklichkeit wurde, und ließ die gesammelte Energie fließen. Als sie nach einer schierem Ewigkeit die Augen öffnete, sah sie auf ein gesundes Erdreich, dem keinerlei Spuren dämonischer Macht mehr anzumerken waren.





## 58. Kapitel

Als am nächsten Tag wieder Ruhe eingekehrt war, hatte Arkos endlich Zeit, über sein eigenes Schicksal nachzudenken. Er hatte die Entscheidung getroffen, und ob sie zum Guten oder Üblen ausfiel, würde sich zeigen. Nein, er fühlte sich nicht mehr als ein Held wie aus den Legenden, und doch war er ruhiger, zuversichtlicher Stimmung. Ein Blitz hatte die Freunde befreit, als die Halle einstürzte und alles andere begraben wurde. Der Segen des Heiligen hatte das Dämonengeschöpf besiegt. Arkos zuckte mit den Schultern. Die Himmlische Kriegsherrin verkörpere auch die Verantwortlichkeit, so hieß es in manchen Büchern, und nur die Zukunft würde zeigen, wie er vor den Augen der Göttin dastand.

Vorerst gab es Dringenderes zu tun: Er mußte seine Verlobte um Verzeihung bitten. Die Unsicherheiten hinter sich zurücklassend, machte sich Arkos auf die Suche nach Eleonora, denn seit gestern war sie ihm ausgewichen. Er fand sie schließlich ein Stück außerhalb des Dorfes, wo sie mit anderen im eilig errichteten Notspital arbeitete und nur Augen für ihre Schutzbefohlenen hatte, von dem dämonischen Aufruhr auf dem Dorfplatz hatte sie noch gar nichts erfahren.

Geduldig und schweigend wartete der Prinz, und als sie damit begann, die Wunde eines bewußtlosen Verletzten zu versorgen, trat er unerkant neben die angestrengt Arbeitende und reichte ihr die Messer, Binden und Tiegel, nach denen sie verlangte. Der Ohnmächtige auf dem notdürftig hergerichteten Tisch war sein Freund Bernfried. Eleonora kannte ihn nicht, und es hatte sie auch wenig gekümmert, denn er brauchte ebenso Hilfe wie jeder andere in dem Spital.

Erst als die Wunden gesäubert und verbunden war, blickte die Heilerin auf und murmelte: »Wenn Peraine will, wird er es schaffen.«

»Den Göttern sei Dank!« erwiderte eine wohlbekannte Stimme.

Eleonora schaute ihrem Verlobten ins Gesicht: Arkos war unrasiert und schmutzig - doch er war auch weit älter und erwachsener geworden, als nach der reinen Zeit seit ihrer Trennung zu vermuten gewesen wäre. Doch seine Augen blitzten noch immer jugenhaft und voller Freude.

Arkos betrachtete seine Verlobte: Eleonoras Kleidung war an vielen Stellen zerrissen und blutig, und die Erschöpfung stand der jungen Frau ins Gesicht geschrieben. Aber ihre früher so bleichen Wangen glänzten nun rosig, und sie strahlte förmlich Lebenskraft aus.

»Ich glaube, wir haben uns viel zu erzählen.« Später wußte keiner zu sagen, wer zuerst gesprochen hatte oder ob die Worte im Gleichklang gefallen waren.



# Anhang

Erklärung aventurischer Begriffe

*Die Götter und Monate\**

1. Praios = Gott der Sonne und des Gesetzes - entspricht Juli
2. Rondra = Göttin des Krieges und des Sturmes - entspricht August
3. Efferd = Gott des Wassers, des Windes und der Seefahrt - entspricht September
4. Travia = Göttin des Herdfeuers, der Gastfreundschaft und der ehelichen Liebe - entspricht Oktober
5. Boron = Gott des Todes und des Schlafes - entspricht November
6. Hesinde = Göttin der Gelehrsamkeit der Künste und der Magie - entspricht Dezember
7. Firun = Gott des Winters und der Jagd - entspricht Januar
8. Tsa = Göttin der Geburt und der Erneuerung - entspricht Februar
9. Phex = Gott der Diebe und des Handels - entspricht März
10. Peraine = Göttin der Heilkunde und des Ackerbaus - entspricht April
11. Ingerimm = Gott des Feuers und des Handwerks - entspricht Mai
12. Rahja = Göttin des Weines, des Rausches und der Liebe - entspricht Juni

\* Im Kontext des maraskanischen Rur- & Gror-Glaubens sind die Zuständigkeiten der Zwölfgötter teilweise anders definiert.

Die Zwölf = die Gesamtheit der Götter  
Der Namenlose = der Widersacher der Zwölf

### *Maße, Gewichte und Münzen*

Meile = 1 km  
Schritt = 1 m  
Spann = 20 cm  
Finger = 2 cm  
Dukat (Goldstück) = 50 DM\*  
Silbertaler (Taler, Silberstück) = 5 DM\*  
Heller = 0,5 DM\*  
Kreuzer = 0,05 DM\*  
Unze = 25 g  
Stein = 1 kg  
Quader = 1 t

### *Himmelsrichtungen*

Rahja = Osten  
Efferd = Westen  
Praios = Süden  
Firun = Norden

### *Begriffe, Namen, Orte*

Al'Ahabad = Residenz des Sultans Hasrabal  
Anchopal = Hauptstadt Goriens  
Aranien = reiches Fürstentum im Osten Aventuriens, nominell vom Mittelreich abhängig  
Baburin = Festungsstadt im Norden Araniens, Hochburg der

\* Neue DSA-Regeln sehen einen realistischen Umrechnungsfaktor vor. Hiernach ist der Dukat ca. DM 250,- wert. Auch die anderen Münzwerte sind entsprechend anzuheben.

## Rondrakirche

Bethana = kleine Hafenstadt im Lieblichen Feld

Bosparan = einstmals reiche und mächtige Stadt im Lieblichen Feld, von den Mittelreichen zerstört

Borbarad = vor ca. 450 Jahren gefurchterer Dämonenmeister

Braggu = minderer Schreckensdämon

Diamantenes Sultanat = Großreich der Tulamiden vor 2350 bis 1050 Jahren

Diener des Lebens = der oberste Geweihte der Peraine, residiert in Zorgan

Exodus = Vertreibung der Magier aus Aranien und Schließung ihrer Akademien nach den Magierkriegen.

Fasar = Stadtstaat im Osten Araniens mit einem halben Dutzend rivalisierender Machthaber

Gadang = Fluß im Osten Araniens, entspringt bei Fasar

Gareth = Hauptstadt des Mittelreiches

Garethi = Sprache der Mittelreicher

Garethier = in Aranien Bezeichnung für Garethi-Sprechende

Gorien = Landschaft rund um die Gorische Wüste, bildet den Südteil Araniens

Graue Stäbe von Perricum = Magierorden zum Schütze der magischen Künste, in den Magierkriegen von Rohal begründet

Hasrabal = der zaubermächtige Sultan der Novadis Goriens

Kalif = der nominelle Herrscher aller Novadis

Khunchom = Stadtstaat am Perlenmeer, nominell Teil Araniens, einst Hauptstadt des Diamantenen Sultanats

Kuslik = Metropole im Lieblichen Feld, auch historischer Name des dortigen Herzogtums

Magierkriege = besonders für Aranien opferreicher Machtkampf der Magiergilden vor etwa 430 Jahren, führte zum Sturz Borbarads und Verschwinden Rohals

Magiermoguln = zaubermächtige Despoten der Stadt Fasar vor etwa 2630 bis 2350 Jahren, gefürchtet als Chimärenmeister

Novadis = fanatische Wüstenbewohner und Anhänger des Rastullah, Teilstamm der Tulamiden

Oron = namensgebende Kernlandschaft Araniens  
Prinzipal = historische Bezeichnung für den Leiter einer Magierakademie  
Rastullah = Eingott der Novadis  
Rohal der Weise = vor ca. 550-430 Jahren gütiger Magierfürst, regierte Aventurien  
Satuaria = Göttin der Hexenschaft  
Skorpionkriege = mit Dämonen und Chimären geführter Krieg vor etwa 2350 Jahren, führte zum Sturz der Magiermoguln  
Therbûniten = ein der Krankenpflege und Heilkunst gewidmeter Orden der Perainekirche  
Tulamiden = aventurisches Volk mit orientalischer Kultur  
Tulamidya = Sprache der Tulamiden  
Zhamorrah = während der Skorpionkriege zerstörte Festung der Magiermoguln  
Zorgan = Hauptstadt des Fürstentums Aranien